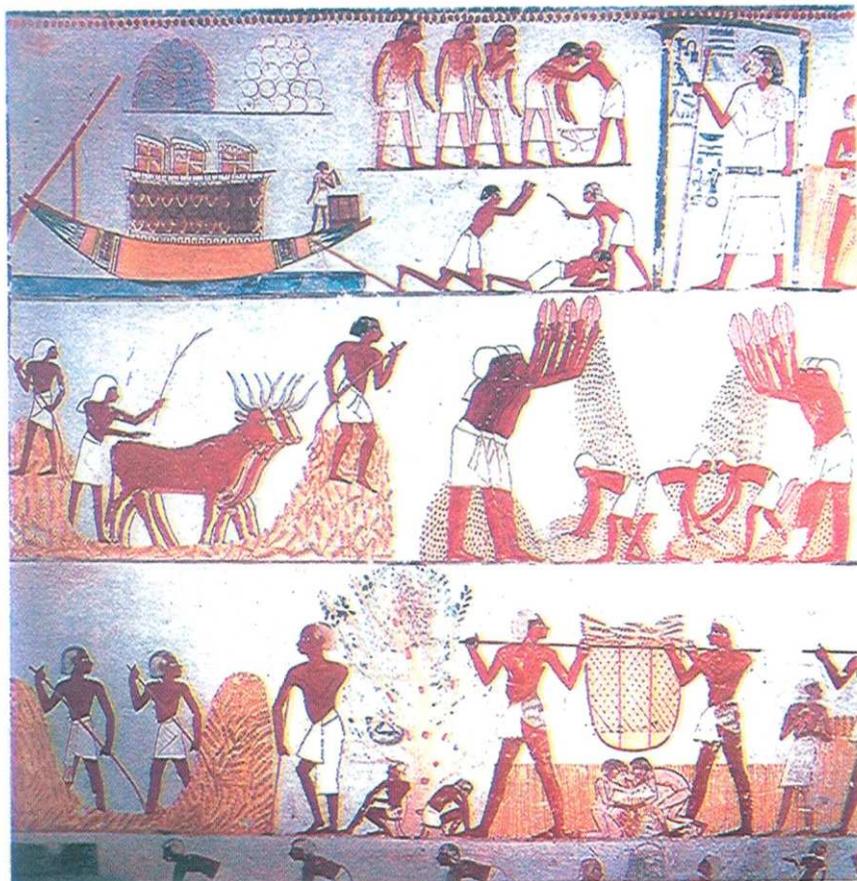


Zeiten sprünge

Interdisziplinäres Bulletin

(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

1/2013



Jahrg. 25, Heft 1, April 2013



ISSN 0947-7233

Titelbild: Getreideernte, Grab des Menena (Theben-West, TT 69), 18. Dyn., herkömmlich -1410: Von unten rechts nach oben zu lesen: Abgeschnittene Ähren werden auf die Tennen getragen, dort ausgebreitet und mit Ochsen ausgedroschen; die Körner werden von der Spreu getrennt (geworfelt) und zum Gutsverwalter transportiert. Dazu gehören die Siesta unterm Baum und die Bestrafung Unbotmäßiger [Schulz/Seidel, 375]. Zum Artikel auf S. 66.

Impressum:

Zeitensprünge *Interdisziplinäres Bulletin*

(*vormals ‚Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart‘*)

Mantis Verlag Dr. Heribert Illig
D-82166 Gräfelfing, Lenbachstraße 2a

Tel. 089 / 87 88 06
Fax: / 87 139 139
mantisillig@gmx.de

ISSN 0947-7233

Edition und Redaktion: Dr. phil. Heribert Illig

Verlags-Homepage

mit Online-Bestellmöglichkeiten und Stichwort-Verzeichnissen

www.mantis-verlag.de

Phantomzeit:

Blog zur Mittelalter-Phantomzeit mit Forum

www.fantomzeit.de

Dazu

mit Zugang zu erweiterten Funktionen

www.chrono-rekonstruktion.de

nach Anmeldung über

andreas.otte@chrono-rekonstruktion.de

Druckerei: Difo-Druck GmbH, 96052 Bamberg, Laubanger 15

Bezugsbedingungen:

Nach Einzahlung von 40,- € auf das Verlagskonto (außerhalb Deutschlands bitte 45,- € überweisen oder bar senden) werden bei Erscheinen die drei Hefte des Jahresabonnements 2013 verschickt.

Frühere Hefte können einzeln nachgeliefert werden. Preise für Einzelhefte und Bestellmöglichkeit siehe www.mantis-verlag.de

Jahrgänge: 1990-1996 je 20,- ; 1997-2002 je 22,- ; 2003-2006 je 35,- , 2007-2008 je 38,- , 2009-2012 zu 40,- €. Inlandsporto im Preis enthalten.

Copyright ©: Mantis Verlag Dr. Heribert Illig

Für unverlangte Manuskripte und Fotos keine Haftung

Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Dr. Heribert Illig

Namentlich gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Konto: 137238-809 Heribert Illig Verlag (zwingende Kontobezeichnung),

Postbank München (BLZ 700 100 80)

EU-Überweisungen: IBAN: DE21700100800137238809 BIC: PBNKDEFF

Zeitensprünge

Interdisziplinäres Bulletin
(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

Jg. 25, Heft 1
April 2013

Editorial

Himmelsgrüße

Was soll der Mensch davon halten, dass Gottes Stellvertreter auf Erden einfach kündigt? Und das am Rosenmontag? War denn der Papst ein Jeck?

Wer glaubte, sich mit Uz und Ulk abzugeben, wurde eines Besseren belehrt: Noch am selben Tag braute sich ein Gewitter über dem Vatikan zusammen, und aus der Wolke sprach der HErr, indem er einen Blitz in die Kuppel des Petersdomes schleuderte. Doch was bedeutete das? Ärger über einen unbotmäßigen Stellvertreter oder sein Plazet zu dessen Entscheidung? Und warum die heidnische Art, einem Zeus ähnlicher als der Trinität?

Nur vier Tage später, am 15. 02. gleich zwei weitere Himmelsgrüße. Ein Meteorit zerbarst mit Blitz und Donner 20 km über der Erde und ließ Steine auf das russische Tscheljabinsk regnen. Es gab 1.200 Verletzte, vor allem durch Glassplitter, hatte doch die Druckwelle viel größere Auswirkungen als der Steinhagel. Dabei war es nur ein kosmisches Staubkorn, gerade mal 17 m groß und höchstens 10.000 t schwer.

Nur Stunden später passierte 2012DA14 die Erde, ein prognostizierter und pünktlich Eintreffender Asteroid, 50 m Ø, 130.000 t, 22.000 kmh. Er kam der Erde bedrohlich nahe: bis auf 27.680 km. Es kreisen: die ISS derzeit in 400, die geostationären Satelliten in 36.000 und der Mond in ca. 384.000 km Entfernung. Da fegt so ein Brocken quer durch – und richtet keinen Schaden an, obwohl er die Gewalt von 300 Hiroshima-Bomben entfesseln könnte.

So sind wir eingestimmt, wenn uns in 16 Jahren Apophis (2004MN4) (hoffentlich) knapp verfehlt: 276 m Ø, 27.000.000 t, mit der Kraft von 25.000 Hiroshima-Bomben. Aber er soll uns zumindest bis 2100 nicht behelligen.

Bei aller Bewunderung für die Rechenstärke der Himmelsobservatoren: Es kommt oft anders. So hat uns am 09. 03. der nächste Asteroid passiert, 2013ET mit 2,5-fachem Mondabstand, 100 m Ø. Dieser Bolide ist erst Tage vor seinem Vorbeiflug ins Visier der Beobachter geraten und demonstriert, dass wir zwar die Bahnen zahlreicher dunkler, nicht selbstleuchtender Bro-

cken vorkalkulieren können, aber keineswegs alle sehen. Gegenwärtiger Stand der Dinge: Die Astronomen kennen 909 Objekte mit einem Durchmesser ab 1 km, die die Erdbahn kreuzen, und schätzen ihre Gesamtzahl auf 1.000. Von den kleineren Objekten ab 140 m Ø kennen unsere Wächter des Alls knapp 7.000, vielleicht ein Viertel ihrer Gesamtzahl [wiki → Erdnahes Objekt]. Nach wie vor kann stündlich ein 'dark knight' auf der Erde einschlagen und unabsehbare Verwüstungen anrichten. So bleibt es auf absehbare Zeit bei Erich Kästners Spruchweisheit: „Wird's besser? Wird's schlimmer? fragt man alljährlich. Seien wir ehrlich: Leben ist immer lebensgefährlich.“ Oder Nasa-Chef Charles Bolden am 21. 03: Da hilft nur beten!

Verstorbene Autoren

Traurigerweise sind im Januar mit Gerhard Anwander und Detlef Suhr gleich zwei engagierte Autoren gestorben, die leider unter ihrer Lebenserwartung geblieben sind. Ihre Nachrufe finden sich anschließend.

Egon Friedell

Dieses Heft ist auch persönlich eingefärbt. Als Friedell-Adept weist der Herausgeber darauf hin, dass am 16. 03. des 75. Todestages von Egon Friedell gedacht worden ist. Sein Fenstersprung in den Tod setzte seinem von den Nazi-Schergen bedrohten Leben mit 60 Jahren ein Ende. Aber seine Prosa ist noch immer unverstaubt, seine persönliche Weitsicht noch immer frappant (s. S. 250), vieles noch immer frech. Der Herausgeber muss sich endlich der lange recherchierten Biographie zuwenden.

Gräfelfing

Außerdem taucht öfters der Ortsname Gräfelfing auf. Dieser Vorort Münchens feiert demnächst, am 28. 06. seinen 1250. Geburtstag, festgelegt durch die erste, agilolfingerzeitliche Urkunde des Hochstifts Freising. Selbstverständlich ist das eine willkürliche Annahme. Diese Thematik wird aber nicht hier, sondern in einem eigenen 'Pamphlet' behandelt, das im Juni erscheinen wird. Hier im Heft erwähnt werden die Gräfelfinger Rudolf Krohne alias *H.K. Horken* als Autor eines Buches über die nacheiszeitliche Vorgeschichte und *Max Dieckmann* als Betreiber der *Drahtlostelegraphischen und Luftpfeilerischen Versuchsstation Gräfelfing*, der Keimzelle für das *Deutsche Zentrum für Luft- und Raumfahrt* (DLR).

Durch Horken, Günter Lülting und Felice Vinci bildet sich zugleich ein Schwerpunkt bei den Seevölkern und der davorliegenden Geschichte.

Wie es aussieht, wird es uns auch im 25. Jahrgang der *Zeitensprünge* nicht an interessantem Stoff fehlen – und das nach bislang 15.000 Seiten.

Mit besten Grüßen

27. 03. 2013

Gerhard Anwander

11. Juni 1945 – 17. Januar 2013

Ein persönlicher Nachruf von Heribert Illig

Eines Tages stand er 1997 an meiner Gartentür und erkundigte sich nach dem *erfundenen Mittelalter*. Wie sich schnell zeigte, war Gerhard ein eigenwilliger Denker und Grübler, der seine skeptische Grundhaltung in meinem Buch bestätigt sah. Der Kontakt zwischen uns war leicht, liegen doch Gräfelings Ortsteil Lochham und sein damaliger Wohnort Lochhausen als Stadtteil Münchens nur ein paar Kilometer auseinander. Uns so erfuhr ich bald von ihm, dass der gebürtige Schwabe zunächst die Schulen abgelehnt und lieber eine Elektrikerlehre absolviert hatte, um dann doch seinem eigentlichen Potenzial zu entsprechen: zunächst zweiter Bildungsweg, dann Studium der Psychologie, um sich bald nach dem Diplom selbständig zu machen. Zusammen mit seiner zweiten Frau veranstaltete er Kurse, Seminare und Workshops vor allem für Kommunalbehörden. Daneben blieb Zeit für Kinder, für eine Gesangsausbildung und Tanztraining, für ökologischen Gartenbau samt Weinan- und -ausbau, ganz abgesehen von der büchersammelnden Leselust, die ihn von Arno Schmidt und Ernst Jünger zu immer neuen Ausflügen trieb.

Die Beschäftigung mit Geschichte und Kunstgeschichte rückte damals für ihn weit nach vorn. Indirekt knüpfte er an seine universitäre Arbeit an – *Geschichtliches Interesse und politische Bildung Jugendlicher* – und setzte dazu seine Fähigkeiten als Buchautor ein, der damals bereits einen *Leitfaden für Behördenkultur* geschrieben hatte, um späten Ausläufern köpenickschen Dünkels hinter Schaltern, Empfangstheken oder Tresen zu begegnen.

Vom Studium her mit statistischen Auswertungen 'vorbelastet', fand Gerhard sofort *sein* Thema: den flächenübergreifenden, quantitativen Nachweis, dass die Zeit des erfundenen Mittelalters tatsächlich frei von Artefakten ist. Gleich im ersten Heft des Jahres 1998 erschien *Oberbayern als virtueller Urkundenraum*. Begünstigt durch seine Veranstaltungen in ganz Bayern dehnte er seine Suche auf Regensburg aus, wo die Suche ebenso erfolglos, doch sein Bemühen umso erfolgreicher blieb [2/1999; 2/2000]. Daraufhin beschlossen wir, die Suche auf ganz Bayern auszudehnen, war es doch mit seinen 70.000 km² zu beiden Seiten des Limes ein idealer Prüfstein. Das Resultat gemeinsamer Anstrengungen konnte im Herbst 2002 auf einer Vernissage in München als opus magnum von 958 Seiten präsentiert werden: *Bayern und die Phantomzeit · Archäologie widerlegt Urkunden des frühen Mittelalters*, doppelter Baustein der Reihe *Fiktion Dunkles Mittelalter*.

Diese Zusammenstellung wurde von keinem Fachgelehrten kommentiert oder kritisiert, wie auch die *Süddeutsche Zeitung* nach monatelanger Bedenkzeit und sicher zahlreichen Rückfragen bei Mediävisten auf eine Rezension verzichtete und Hermann Unterstöger als eine ihrer besten Federn trotz langen Privatgesprächs lieber meine Person porträtierte; diesem Schweigen folgten alle anderen bayerischen Zeitungen. Wie schwer das massive Kaliber den Wissenschaftlern im Magen lag, ließ der Archäologe Dr. Jochen Haberstroh 2006 auf der unsäglichen Diskussionsveranstaltung in Ingolstadt erkennen, als er die beiden Bände – nach den wüsten Beschimpfungen durch Dr. Theodor Straub – als völlig veraltet und damit wertlos bezeichnete [vgl. Illig 2006], was bei Gerhard auf der Rückfahrt einige deftige Betrachtungen auslöste. Ihm kam in solchen Fällen zupass, dass er für sein psychologisches Training eine CD *Entspannung nach Jacobson (Progressive Relaxation* [2001]) besprochen hatte.

Auch nach diesem Buch blieb Gerhard beim Aufdecken von Fälschungen und bei der Ausleuchtung der Hintergründe, ob mit dem Rückgriff auf Thomas Kuhns Paradigmenwechsel oder mit dem Hineinwühlen in längst verdrängte Bücher der Aufklärungszeit des 18. Jh. (Schwedische Frühgeschichte). Bei diesen Recherchen stieß er auf Konstantin Faußner, Münchner Rechtsanwalt und übers Mittelalter lehrender Rechtshistoriker, der schon 1986 auf dem Fälschungskongress in München seinen Kollegen Paroli geboten hatte, indem er entscheidende Motive für groß angelegte und weit zurückgreifende Fälschungen im 12. Jh. aufdeckte und mit Wibald von Stablo den Betreiber eines kreativen Fälscherateliers nachwies. Gerhard befreundete sich mit Faußner und lud ihn wiederholt zu Kreisgesprächen und Führungen ein, etwa auf dem Freisinger Domberg.

So erfüllte das gefälschte Mittelalter Gerhards Leben. Zusammen mit seiner nunmehrigen Frau Susanne reiste er auf den Spuren der „Karolinger“ durch Frankreich, jenes Land, das er wegen früherer Aufenthalte und der Sprache besonders liebte. Die dort unübersehbaren Ähnlichkeiten zwischen römischer und romanischer Architektur führte die beiden ‘Abenteurer’ Jahre vor Gunnar Heinsohn dazu, eine Phantomzeit von vielleicht 532 (Großer Osterzyklus) oder noch mehr Jahren ins Auge zu fassen, so auf den Jahrestreffen 2006 und 2008 in Kassel und Weimar. Sie wollten dazu aber keine definitiven Aussagen treffen. Mit dem später nachfolgenden Ansatz konnte er wenig anfangen.

Indem es Gerhard als Psychologen ergrimmte, wie uns die ach so kompetente Fachwelt in Sachen Vergangenheit belog und verdummte, spürte er aktuelle Lügen in allen Bereichen des öffentlichen Lebens auf. Bald nach dem 11. September 2001 stand für ihn fest, dass hier globale Desinformation

betrieben werde – ein psychologisches Phänomen, das keinen Lebensbereich auslasse, von den „Chemtrails“ am Himmel über behördliche Personenkontrollen (Stichwort: elektronische Kommunikationsmittel) bis hin zu bedrohlichen Auswüchsen unseres Gesundheitssystems.

All seine Bemühungen beendete sein plötzlicher Herztod viel zu früh. Er hinterlässt seine Frau Susanne, die als Ethnologin/Kunsthistorikerin mit ihm zusammengearbeitet hat, zwei erwachsene Söhne und den Sohn von Susanne, der bei ihnen im schwäbischen Kirchheim aufgewachsen ist.

Gerhard Anwanders Veröffentlichungen

- 1974: *Geschichtliches Interesse und politische Bildung Jugendlicher · Eine psychologisch-soziologische Untersuchung in Münchner Schulen*; München (21976 mit Timmermann, Johannes; Institut für Didaktik Human- und Sozialwissenschaftlicher Fächer, Universität München)
- 1984: *Umgang mit dem Bürger · Bürgerfreundliche Verwaltung*; München (Hg. Bayerische Verwaltungsschule, München)
- 1998 mit Draß, Dieter: *Leitfaden für Behördenkultur: Bürgerfreundlich verwalten*; Stuttgart (Hg. Bayer. Verwaltungsschule, 2006, München)
- 1998–2011 *Zeitensprünge*-Aufsätze; Verzeichnis auf www.mantis-verlag.de im *Zeitensprünge*-Register
- 2001 (CD): *Entspannung nach Jacobson*; Forchheim, Silenzio Media Group (*Progressive Relaxation*)
- 2002 mit Illig, Heribert: *Bayern und die Phantomzeit · Archäologie widerlegt Urkunden des frühen Mittelalters · Eine systematische Studie* in zwei Teilen; Gräfelfing, Band 4 und 5 der Reihe *Fiktion Dunkles Mittelalter*
- 2009 (CD): *Entspannt abnehmen*; Pinzheim, Medial Music / Silenzio Music

Ergänzend

- 1999: Anwander, Gerhard: *Bayern als karolingerfreie Zone*; Vortrag am 01. 10. auf dem *Zeitensprünge*-Jahrestreffen in Regensburg
- 2006: Anwander, G. / Fuder, Susanne: *Rätsel der Romanik*. Vortrag am 01. 10. beim *Zeitensprünge*-Jahrestreffen in Kassel
- 2006: Illig, Heribert: Karleskes zwischen Aachen und Ingolstadt; *Zeitensprünge* 18 (3) 2006, 672-676
- 2008: Anwander, G. / Fuder, Susanne: *Rom & Romanik. Kunstchronologische Überlegungen*. Vortrag am 04. 10. beim *Zeitensprünge*-Jahrestreffen in Weimar

Dr. Detlef Suhr
3. November 1962 – 28. Januar 2013
In memoriam

Detlef Suhr studierte nach dem Abitur in Leipzig und Erfurt Medizin. Nach Promotion und klinischer Tätigkeit eröffnete er 1995 in Gotha eine Praxis für Allgemeinmedizin, die er seit 2001 zusammen mit seiner Frau führte.

Neben der Medizin bewahrte er sich immer ein waches Interesse für Geschichte. In Verbindung beider Fächer konnte er große Krankheiten ebenso verfolgen wie die Krankheiten der Großen. Einer seiner Verlage formulierte es so: „Prominente Patienten, schicksalhafte Krankheitsverläufe und Fehldiagnosen, Infektionen, Sehfehler, Nervenleiden, Fehlbildungen – Detlef Suhr zeigt kurzweilig und amüsant jene Seiten der Mächtigen der Weltgeschichte, die uns die Geschichtsbücher oft vorenthalten und lüftet unglaubliche medizinische Geheimnisse“.

Seine einschlägigen Recherchen konnte er in fünf Büchern publizieren. Nach seinem letzten ergab sich zwanglos der Kontakt hin zu den *Zeitensprüngen* und zur Chronologiekritik. Ab da beschäftigten ihn auch Pläne für weitere Forschungen und zugunsten der Zeitschrift.

Warum ihn nach seinem letzten Aufsatz über den „konstruierten Tod Karls des Großen“ am 28. 01., ausgerechnet an dessen Todestag, ein Herzinfarkt hinweggerafft hat, bleibt bei einem 50-Jährigen ein unergründliches Rätsel. Er hinterlässt Frau und zwei Söhne.

Bibliographie

- 2012: Einhard und der konstruierte Tod Karls des Großen; *Zeitensprünge* 24 (3) 634-645
- 2011: Die Karlsleiche Ottos III. Medizinische Wertung einer Gruselgeschichte; *Zeitensprünge* 23 (3) 705-714
- 2010: *Zweifel. Gab es Karl den Großen wirklich?* Jena, Neue Literatur
- 2007: *Schicksal : Wenn Krankheiten Geschichte schreiben*; Gelnhausen, Wagner
- 2005: *Zufall oder Fluch? Der Tod des Präsidenten*; Jena, Neue Literatur
- 2003: *Visite in der Weltgeschichte · Von Alexander dem Großen bis Erich Honecker · Krankheiten, die Geschichte schrieben*; Jena, Neue Literatur
- 2002: *Krankheiten, die Geschichte schrieben · Über den medizinischen Faktor in der Weltgeschichte*; Jena, Neue Literatur

Horken, Krohne, Krieg und Nachkrieg

Ein musischer Prähistoriker aus Gräfelfing

Heribert Illig

Der 'Fall' Horken = Krohne ist ein kleines Lehrstück auch für all jene Probleme, die die wissenschaftliche Vorgeschichtsforschung von ihren Anfängen um 1900 bis heute belasten. Zugleich ist es ein erster Versuch, das Porträt eines Mannes zu zeichnen, dessen vielfältiges Schaffen fast unbekannt ist.

Gräfelfing rüstet zu seiner 1250-Jahr-Feier, die Ende Juni ihren Höhepunkt erleben wird. Das gibt Anlass, sich mit einem zeitweiligen Einwohner zu befassen, der sich dort mit geschichtlichen Fragen beschäftigt hat. Bei dieser Vorauswahl scheiden fast alle illustre Gestalten aus, die hier geboren wurden oder hier gelebt haben, etwa Werner Egk oder Carl Orff, Prof. Kurt Huber als Mitglied der Weißen Rose und sein später Antipode Dr. Gerhard Frey, das Schauspielerehepaar Lothar Müthel und Hans Caninenberg, Horst Tappert oder die Brüder Diehl mit ihrem wegweisenden Puppenfilmatelier. Für die Geschichtswissenschaft zu nennen wäre Prof. Walter Goetz (1867–1958), Spezialist für Gegenreformation und italienische Renaissance, aber auch Präsident der *Historischen Kommission*.

Krohne bei und für die Marine

Unbeachtet blieb hingegen Rudolf Krohne, ein Autor, dessen Leben auch mit Google kaum aufzustöbern war. Kein Lebenslauf, kein Geburts- oder Sterbedatum, kein Geburtsort, kein Elternhaus, kein Familienstand, ob Frau oder Kinder, nichts. Erst das Gräfelfinger Gemeindecarchiv konnte weiterhelfen: geboren am 25. 06. 1898 im (damals preußischen) Großkamsdorf, heute Kreis Ziegenrück in Thüringen, verheiratet. Seine Bemerkung – „geriet der junge Mann von der Schulbank noch in den großen Orlog (1916)“ [*Lux*, 11] – zeigt, dass er direkt von der Schulbank, möglicherweise mit einem Notabitur als Seekadett rekrutiert wurde und als Leutnant zur See ausschied [RK 1919].

Dann verliert sich seine Spur bis 1934. In dieser Zeit hat er nach eigenen Angaben Physik studiert und eine Kunstausbildung als Maler genossen [*Lux*, 12, 175]. Er lebte offenbar in Berlin, wie auch seine Vorbilder und Lehrer: die späten Impressionisten Max Liebermann, Lovis Corinth und Max Slevogt, und der späte Expressionist Karl Hofer. Bilder von allen vier sind von den Nazis in ihrer Ausstellung von 1937, *Entartete Kunst*, an den Pranger gestellt worden. Der gläubige Jude Liebermann kommentierte den Fackelzug von

1933 mit den berühmten Worten: „Ick kann jar nich soville fressen, wie ick kotzen möchte.“ Er starb bald darauf, im Februar 1935.

Vor oder nach Hitlers Machtergreifung hat sich Krohne erneut der Marine zugewendet; er engagierte sich beim 1934 gegründeten *Reichsbund deutscher Seegeltung e.V.* Dieser war als Dachverband aller Marinevereinigungen entworfen, um bald „alle Träger des Seegedankens im weitesten Sinne zusammenzufassen“ [Schwengler, 353-355]. Leiter des Reichsbunds war ab der Gründung bis zu seinem Tod (1940) Admiral a.D. Adolf von Trotha, der den Kriegsorden *Pour le mérite* ebenso wie das Goldene Parteiabzeichen der NSDAP erhielt. Bis Kriegsende amtierte dann Konteradmiral Wilhelm Busse [Benz u. a., 667]. Als Stellvertretender Leiter fungierte Krohne von 1934 bis wohl 1941 [Schwengler, 355].

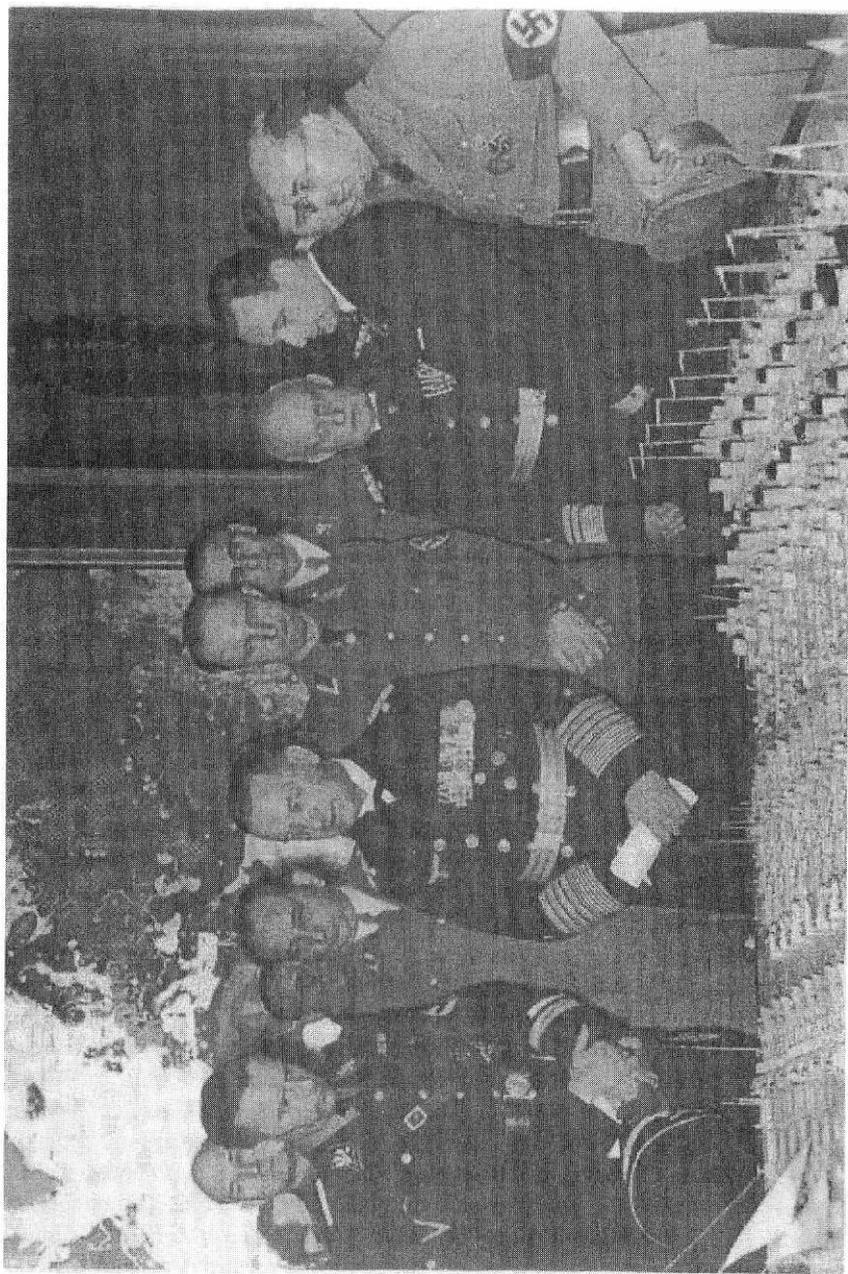
Im Reichsbund wurden „Erziehungsmittel“ für die politische Schulung produziert, was enge Zusammenarbeit mit der NSDAP voraussetzte. Hergestellt wurden Materialien für die Presse, Aufsätze, Dia-Reihen für Vorträge, um die Reichsmarine zu fördern. Das war auch nötig, da Wilhelms II. Wahlspruch „Deutschlands Zukunft liegt auf dem Wasser“ seit der Skagerrakschlacht nicht mehr galt und auch von der NSDAP nicht geteilt wurde. Sie stützte sich – vor der U-Boot-Flotte – bevorzugt auf Heer und Luftwaffe. 1938 gründete der Reichsbund das *Seegeltungsinstitut Magdeburg* für „ein neues deutsches Geschichtsbild und ebenso eine neue deutsche Weltaufgabe“.

Bei der Eröffnung dieses Instituts am 15. 01. 1938 wurde das einzige Foto von Krohne aufgenommen, das mir untergekommen ist: Zwischen Reichsstatthalter Gauleiter, Admirälen im und außer Dienst, dem uniformierten Leiter des neuen Instituts, selbstverständlich mit Hakenkreuz-Armbinde, und weiteren sieben Uniformierten steht Krohne als stellvertretender Leiter des Reichsbunds als einziger Zivilist wie ein Außenseiter dabei. Er trägt weder den damals bei Akademikern beliebten Schmiss links, noch die damals typische Frisur mit kurzrasierten Schläfen und Scheitel rechts.

„Scherl: Eröffnung des Seegeltungs-Instituts Magdeburg des Reichsbundes Deutscher Seegeltung [...]

UBz [Unser Bild zeigt] Generaladmiral Dr.h.c. [Erich] Raeder, (links dahinter) Reichsstatthalter Gauleiter [Rudolf] Jordan, (rechts dahinter) den wissenschaftlichen Leiter des Instituts Dr. [Walther] Kiefer, den Leiter des Reichsbundes Deutscher Seegeltung Vizeadmiral [Adolf] von Trotha und den stellv. Leiter [Rudolf] Krohne.“

So die vom Bundesarchiv, Koblenz, mitgeteilte Originallegende. „Diese kann allerdings fehlerhaft, tendenziös, überholt oder politisch extrem sein,“ wird angefügt. [seegeltung]



Nach von Trothas Tod scheint Krohne als Stellvertretender Leiter ausgeschrieben zu sein. Sommer 1941 war er „an Bord“ [1943, 5], 1942 wohl Vorpostenfahrer [1942c]. Damals wurde er Korvettenkapitän. Als solcher der Reserve außer Dienst stand er bis 1965 in seinen Zeitschriften.

Er war also Berufssoldat und hat das Regime vor allem mit Propaganda unterstützt. Darüber lässt sich leicht der Stab brechen, wenn man nach dem Krieg geboren ist und sich nie fragen musste, ob man für seine Gesinnung in den Untergrund oder ins Ausland geht. Bei der Tätigkeit für den *Reichsbund* ging es auch darum, der Marine schon vor 1939 Rekruten zu gewinnen; mit Ausweitung des Kriegs gegen die USA auf den ganzen Atlantik wurden sie ohnehin herangezogen. Und die Reichsmarine machte zwar Jagd auf Flüchtlingsschiffe, hatte aber nicht direkt mit Konzentrationslagern zu tun. Kurt Tucholsky sah 1931 Soldaten als Mörder, sie selbst sich jedoch nicht. So gab am 23. 01. 1951 Dwight D. Eisenhower als damaliger Oberbefehlshaber der NATO-Streitkräfte eine Ehrenerklärung für die Soldaten der Wehrmacht gegenüber Bundeskanzler Konrad Adenauer ab [wiki → Bundeswehr]. Die Tätigkeit beim Reichsbund war wohl nicht relevant; einschlägige Lexika [Stockhorst; Wistrich; Klee] erbringen für den Stellvertretenden Leiter nur Fehlanzeigen.

Nach 1945 taucht Krohne für uns erneut ab, aber zwei weitere Lebensjahrzehnte Krohnes sind leidlich belegt. Er gab ab 1954 die Zeitschrift heraus: *Leinen los! Die Monatszeitschrift des Deutschen Marinebundes e.V.*, die bis Ende 1970 erschienen ist. Ab 1961 trat die *Atlantische Welt. Zeitschrift für atlantische Politik und Seefahrt* hinzu. Beide waren als großformatige Monatshefte angelegt, mit zum Teil identischen Berichten, bei der *Atlantischen Welt* stärker von Reklame durchsetzt und demnach von ihr getragen. Beide hatten offiziellen Charakter, wurden doch einschlägige Reden des Bundespräsidenten, von Admirälen oder vom Wehrbeauftragten abgedruckt.

Der zuständige *Okeanos-Verlag* ist erst Ende 1956/Anfang 1957 bei der Gräfelinger Gemeinde angemeldet worden. Er saß zunächst in der Otilostr. 1, dann in der (von ihm immer Spitzelbergerstr. geschrieben) Spitzelbergerstr. 21, in einem noch existenten Einfamilienhaus. Von beiden Zeitschriften hat sich Krohne mit dem Juni-Heft 1965 verabschiedet und „nicht nur Altersgründe“ genannt [*Atlantische Welt* 1965, 199]; auch der Verlag ist zum 01. 07. bei der Gemeinde abgemeldet worden. Waren die Zeitschriften bis dahin mit einem Bonner Büro ausgekommen, gingen sie nun an den Bremer *Carl Schünemann Verlag*. Die beiden Periodika wurden zur Zeitschrift *Marine* vereint.

Im *Okeanos Verlag* sind nur wenige Buchtitel verlegt worden (s. Rubrik unten). Der Autor Mogens Lauesen wird als aktiver dänischer Oberstleutnant vorgestellt, dessen Buch von der im Kalten Krieg weit verbreiteten Kommunistenangst bestimmt ist. Hermann Stegemann war ein deutschgebürtiger, nationalistisch ausgerichteter Schweizer († 1945); sein Manuskript überdau-

erte 1944 in einem bombardierten Haus. Ansonsten verdiente der Verlag mit einem Buchdienst und Modellbaubögen ein Zubrot. Er gehörte mehrheitlich dem Hüttendirektor Hermann Polenz aus Opladen [Impressum der Zeitschriften].

Krohne, der in der von ihm geführten Zeitschrift auch als H.K. Horken schreibt, vertritt dort ein konservatives Berufssoldatentum, ausgerichtet an der großen Flotte unter dem Kaiser; die Zeitschrift erinnerte auch monatlich an frühere Kriegsmarineereignisse. In seinem mehrteiligen Schlusssatz von 1965 beschwört er noch einmal die Notwendigkeit deutscher Seegeltung im Rahmen des Nordatlantiktaktes.

Er war verheiratet und blieb bis 1974 in Gräfelfing, um dann ins niederbayerische Gangkofen umzuziehen. Nach einem Jahr zog er nach Ehlershausen-Burgdorf (Tannengrund 9), zwischen Hannover und Celle.

Horken als Prähistoriker

Als Gräfelfinger Pensionär widmet sich Krohne ganz seinem großen Thema, das er in seinem einzigen voluminösen Buch abhandelt, wiederum mit dem Anagramm Horken als Autorennamen. Es erinnert uns an die berühmte Fehlleistung einer Berliner Zeitung, die den Kronprinzen begrüßen wollte, aber Kornprinz schrieb und am Tag darauf kniefälligst berichtigte: Selbstverständlich habe es Knorprinz heißen müssen. Das Buch *Ex nocte lux* [= *Lux*] hat Horken Ende 1969 in San Domenico zu Fiesole, oberhalb Florenz beendet.

Auf den ersten 111 Seiten umreißt der Autor zunächst die Schwierigkeiten der Vorgeschichtsforschung, die ohne Schriftzeugnisse auskommen muss und Fallstricke aller Art bereit hält [*Lux*, 111]:

„Die Reise in wissenschaftliches Niemandsland, die nun angetreten werden soll, ist ein Wagnis. Der Kurs ist in Richtung auf die terra incognita abgesetzt. Um zwischen der Scylla vorgefaßter Meinungen und der Charibdis des Wunschdenkens heil hindurchzusteuern, dazu gehört Glück.“

Nationale Vorgeschichtler

Die Vorgeschichtsforschung hat lange ein Mauerblümchendasein geführt, weil in ihr nach dem Geschmack etablierter Fächer zu viel spekuliert und zu seltsam gedacht wurde. So erhielt zwar Gustaf Kossinna (1858–1931) im Jahr 1902 in Berlin den ersten Lehrstuhl für prähistorische Archäologie, doch dabei blieb es mehr als 25 Jahre. Obwohl Kossinna 1917 zum Geheimen Regierungsrat ernannt wurde und Mitglied zahlreicher anerkannten Gesellschaften war, lehnte die Philosophische Fakultät es 1919 und sogar noch 1923 ab, dem offenbar weder bescheidenen noch vertraglichen Kossinna

„ein persönliches Ordinariat anzutragen, da bezweifelt wurde, »ob Herr Kossinna die geeignete Persönlichkeit für ein solches Ordinariat sei«;

außerdem gehöre das »Fach der Prähistorie auch heute noch zu den wissenschaftlichen Gebieten, die für eine ordentliche Professur nicht reif sind« [...] Die Prähistorie neige »zu so gewagten Konstruktionen, zu so kühnen und schwach begründeten Kombinationen, dass wir [die Philosophische Fakultät; Leube] bei allem Respekt vor dem Fleiß und Scharfsinn, den die junge Wissenschaft entwickelte, doch nicht wünschen können, ihr im Lehrkörper der Universität die gewichtige Stellung zu gewähren, die das Ordinariat bedeutet.« [Leube, 16].

Seine Germanensuche in der Vorgeschichte gehörte wohl nicht zu den kritisierten Eigenschaften, sollte er doch den Lehrplan „auf dem Gebiete der germanischen Alterthumskunde“ vervollständigen [ebd. 15].

Posthum wurde ihm gerade das ‘Germanentum’, bis hin zum Begriff „germanisches Herrenvolk“ [ebd. 40] vorgehalten. (Allerdings stammt der Begriff Indogermanen bereits von 1812, damals schon für das -4. Jtsd. geprägt, obwohl von Germanen bestenfalls ab dem -3. Jh. gesprochen werden konnte.) Er wollte gerade in der deutschen Vorgeschichte eine „hervorragend nationale Wissenschaft“ sehen [Kossinna, 1921]. Ironie der Geschichte: Kozina, gesprochen: Kossinna, ist ein slowenischer und damit slawischer Orts- und Familienname. Fast zwangsläufig wurde diese Fakultät im Dritten Reich in nationale Dienste gestellt, aus der sie sich nach dem Krieg mühsam genug befreite, um in der DDR in eine neuerliche Zwangsjacke zu geraten. Prof. Peter Zylmann schrieb 1948 im Geleitwort für die Zeitschrift *Hammaburg*:

„»Da der Nationalsozialismus in hohem Maße auf einem verschwommenem Rassenmythos aufgebaut war, der aus einer germanischen Höherwertigkeit einen historischen Auftrag herleitete, musste gerade die Vorgeschichtswissenschaft als Eidshelferin der nationalsozialistischen Rassentheorie dienen und so in eine gefährliche Lage geraten. Die Fachliteratur jener Zeit legt dafür manches Zeugnis ab« [...] und einige Forscher, eine eindeutige Minderheit, haben ihren Namen für ein nationalsozialistisches Linsengericht dahingegeben«“ [Leube, 105].

Es ging um deutlich mehr als um Linsengerichte. 1935 wurde von Heinrich Himmler, Richard Walther Darré und Herman Wirth mit der *Forschungsgemeinschaft Deutsches Ahnenerbe e.V.* eine Forschungseinheit der SS gegründet, die im Krieg u.a. Kulturgutraub und Menschenversuche in den Konzentrationslagern betrieb. Sie stand in Konkurrenz zum bereits 1934 gegründeten *Amt Rosenberg*, das nach Ernennung von Alfons Rosenberg als „Beauftragten des Führers“ für fast alle kulturellen Äußerungen zuständig war und konsequenterweise auch eine *Abteilung für Vor- und Frühgeschichte* erhielt, die 1940 zu einem eigenen Amt erhoben wurde [wiki → Amt Rosenberg].

Hans Reinerth (1900–1990) leitete Abteilung und Amt; er sah die Germanen der Bronze- und Eisenzeit „vorwärtsgetrieben durch die rassische Kraft

ihrer Träger“ und verwarhte sich gegen Einflüsse von Rom und vom Süden [Leube, 69]; Stichworte dazu waren „ex septentrione lux“ und „übler Römling“ [ebd. 69, 89]. Der linientreue Reinerth wurde Anfang 1945 aus der NSDAP ausgeschlossen, offenbar, weil er bei Rosenberg arbeitete und ins Visier von Himmlers *Ahnenerbe* geriet. Ausgerechnet er „war einer der wenigen nationalsozialistisch belasteten Archäologen, die in der Nachkriegszeit ihre Karriere nicht fortsetzen konnten“ [wiki ↪ Hans Reinerth], während etwa Herbert Jankuhn vom *SS-Ahnenerbe* bis zu seiner Emeritierung, 1973, und darüber hinaus einer der wichtigsten und geachteten Prähistoriker blieb.

Die heikle Materie wird gegenwärtig von einer Ausstellung in Bremen beleuchtet. Unter dem Titel *Graben für Germanien. Archäologie unterm Hakenkreuz* hat die Ur- und Frühgeschichtlerin Uta Halle [2013] sowohl die Exposition als auch den gleichnamigen Katalog gestaltet.

Das Licht aus der Nacht

Gleichwohl ließ Rudolf Krohne noch 40 Jahre später das Licht aus der Nacht, also aus Norden kommen – *Ex nocte lux*. Um sich von den zum Teil noch aktiven Vorgängern abzusetzen, legt er seine Einleitung zum eigentlichen Buch breit an. Er zeichnet unseren Erkenntniszugewinn beim Erdalter oder bei tierischer wie menschlicher Evolution. Als Außenseiter kann er unbeschwert darauf hinweisen, wie sich die Koryphäen darin überboten haben, Funde wie Neandertalerknochen oder Altamiras Felsmalereien als Fälschungen abzuqualifizieren [Lux, 29 ff., 87]. Erst direkt nach 1900 erachtete Gustav Schwalbe den Neandertaler als nicht gefälscht, erklärten Abbé Henri Breuil und Hugo Obermaier die seitdem aufgefundenen Höhlenmalereien für echt.

Der „Frühmorgen der Menschheit“ setzt mit dem Kampf ums Dasein, Kannibalismus und Opferbräuchen ein, vielleicht im Gefolge von Klimaverschlechterung [Lux, 35 f.]. Horken fasziniert der Übergang von Alt- zu Jungsteinzeit, der den „Hiatus“ [Lux, 58-62] – andernorts auch Marasmus oder Fundarmut der Mittelsteinzeit genannt – überwinden muss. Mit dem Eintritt in die Jungsteinzeit beschäftigt ihn die Frage:

„Merkwürdig! *Nicht eine der viel gepriesenen Errungenschaften der Zivilisation kommt aus dem mesopotamischen Kernland!* Ackerbau und Tonware kommen aus dem äußersten Nordnordwesten, das Kupfer weit außerhalb von Mesopotamien aus Nordwesten, die Bronze aus Ägypten und Syrien, das Eisen aus Kleinasien. Eine Reihe dieser Gebiete liegt auffallend küstennah“ [Lux, 63].

Beim Ackerbau greift er auf AT und Kains Brudermord an Abel zurück:

„*Der Entschluß erfolgte nicht freiwillig, geschweige denn freudig. Der Übergang zum Ackerbau wurde nicht als Fortschritt, vielmehr als Strafe*

empfunden. Die Gründe müssen also unausweichlich gewesen sein. Der Anlaß könnte eine verheerende Klimaveränderung gewesen sein – oder Raumnot – oder Übervölkerung – oder all das zusammen“ [Lux, 135].

Daraus erwächst seine Attacke gegen das „ex oriente lux“, das ursprünglich für den Sonnenaufgang, dann für das Christentum und später für die Kultur-entstehung stand. Krohne bezieht es primär auf Südmesopotamien bzw. Sumer und damit eigentlich zu eng. Aber die Parole war von den dort grabenden Archäologen ausgegeben worden, ähnlich pathetisch überhöht wie viele der dadurch provozierten Gegenstimmen, die zusätzlich den arischen Nordmensch priesen [vgl. Wiwjorra 2002].

Zwischenzeitlich gibt es ein ähnliches Modell für den Ackerbau, der sich nun nicht von Sumer, sondern von dem Gebiet rings um das katastrophengeb-ingt überlaufende Schwarze Meer ausbreitet [Ryan/Pitman 1998; Haarmann 2003]. Dass der erste Mensch aus dem Osten kam, behauptet seit den Knochenfun- den in Äthiopien und Tansania niemand (mehr) [Lux, 312].

„Rechtslastig“

Ungeachtet dessen war freilich für Horkens Gegner klar: Ein Ewiggestriger, der für den arischen Nordmensch kämpft, noch dazu ein Außenseiter. Was steht bei *Wikipedia*, das sonst nichts von ihm weiß?

„Der **rechtslastige** deutsche Autor H. K. Horken will in seinem Buch »Ex nocte lux: Enträtselte Urgeschichte im Licht jüngster Forschung«, das 1972 im **rechtsextremen Grabert-Verlag** erschienen ist, **Atlantis** mit der versunkenen **Doggerbank** identifiziert haben, die mit dem nacheiszeitlichen Anstieg des Meeresspiegels in der Nordsee unterging. Seine Eiszeit-Theorie ist jedoch **unvereinbar** mit modernen wissenschaftlichen Erkenntnissen aus **verschiedensten Fachgebieten.**“ [wiki ↔ Jürgen Spanuth; Hvhg. HI]

Horken war mit Sicherheit ein konservativer Berufssoldat. Für den Reichsbund hat er auch kriegsverherrlichende Texte verfasst [vgl. *spee*] – ob aus tiefer Überzeugung oder zeit- und stellungsentsprechend, wissen wir nicht. Bei dem Attribut „**rechtslastig**“ wäre Widerspruch möglich, sofern man nicht aus der These einer nördlichen Kulturentstehung automatisch auf „völkisch-rassistisch“ abstellt. Aber dann wäre wohl selbst der Befund „Kamele aus der Kälte. Die Tiere stammen ursprünglich aus der Arktis“ [WSA 2013] ähnlich einzustufen. Sein Buch ist nicht rechtslastig und es ist 1972 erschienen, aber nicht beim tatsächlich **rechtsextremen Grabert**, sondern im Ernst Wasmuth Verlag, der nie zum Grabert Verlag gehört hat, auch wenn er ebenfalls in Tübingen sitzt. Wasmuth ist auf Architektur, Kunst und Archäologie (z.B. *Dehio*) spezialisiert und laut *Wikipedia* keineswegs rechtslastig. Weiter: Im Buch selbst [446] steht das genaue Gegenteil: Horken setzt die **Doggerbank**

nicht mit *Atlantis* gleich, weil sie nicht doppelt so groß ist wie Kleinasien (für ihn trennen Spanuths Atlanter und Seevölker volle 8.300 Jahre [Lux, 442, 446]). Und von den vielen **unvereinbaren** Erkenntnissen **aus verschiedensten Fachgebieten** wird bei *Wikipedia* keine einzige erwähnt. Der für Krohne zentrale Tatbestand, dass Eisbelastung ein Gebiet tieferdrückt, während seine Umgebung aufsteigt, wurde gerade erst bestätigt [toronto 2013]. Insgesamt also eine Rufschädigung durch *Wikipedia* [vgl. Illig 2010], die dadurch erleichtert wird, dass das Buch 1996 doch noch bei Grabert erschienen ist. Diese Ausgabe ist ein Rätsel. Ist es möglich,

„daß sich der inzwischen hochbetagte Verfasser zu einer Neuauflage bereit erklärte und dazu selbst noch die durchzuführenden Veränderungen vornahm“ [RK 1996, 9]?

Die „Veränderungen“ bedeuten fast ein neues Buch. Der 80-seitige, klein gesetzte Anmerkungsteil ist aufgelöst und ein geringer Teil davon in den Text selbst eingearbeitet worden, der außerdem durch als solche gekennzeichnete, mindestens sieben Nachträge erweitert worden ist. Entfallen ist die gesamte Einleitung bis S. 112, dafür sind wesentlich mehr Bilder eingefügt worden. Eines davon ist einem Buch von 1995 entnommen [ebd. 205], also damals fast tagesaktuell gewesen. Trotz verkleinerten Formats und vergrößerter Schrift ist der Umfang von 594 auf 446 Seiten vermindert; der Text dürfte um mehr als ein Viertel gekürzt worden sein. Wenn derartig starke Eingriffe ein bei der Publikation mindestens 97-jähriger Autor noch selbst vornehmen konnte, dann wäre das außergewöhnlich. (Freilich hat Oswald von Nell-Breuning ein Buch noch mit 100, Erst Jünger sein letztes im Alter von 102 publiziert.) Beide Auflagen enthalten keinerlei Angaben zum Autor, abgesehen von: „ein außergewöhnlicher Forscher und Schriftsteller“ [Klappentext].

Die mir aufgefallenen Nachträge [RK 1996, 163, 224, 228, 244, 259, 327, 332] beziehen sich durchwegs auf bestätigende Literatur von 1969 bis 1976. Damit sind sie wohl in den Jahren nach Ersterscheinen des Buchs, vor 1980 formuliert worden und lagen für eine Neuauflage bereit, die aber nicht kam. Nachdem der Autor Anfang 1996 und damit wohl vor Erscheinen der Zweitaufgabe verschieden ist, könnte Graberts Lektorat das Buch auch nach eigenem Gusto umgemodelt haben, nicht zuletzt, um die Thesen von Jürgen Spanuth (1907–1998) zu bestärken, die der Verlag zwischen 1965 und 1989 aufgelegt hat. Horkens Literaturliste von 1972 nennt kein Spanuth-Buch, die Neuauflage von 1996 dagegen fünf – vier davon nach 1980! –, obwohl Horken strikter Gegner von Spanuths Datierungen bleibt. Dagegen sind die neuen Bildquellen nicht in die Literaturliste eingearbeitet worden. Insofern erachte ich diese Ausgabe nicht als authentisch (zum Tod Horkens s.u.).

Krohne hat [1941] Conrad Matschoß gewürdigt, ‘Vater’ der Technikgeschichte als Wissenschafts- und Lehrfach. Zu ihm konstatiert *Wikipedia*:

„Matschoss Stellung nach 1933 wird heute als zwiespältig gewertet. Zwar trat er weder der NSDAP bei noch teilte er deren Rassenwahn und hielt auch seine Bücher von der NS-Ideologie frei. Dennoch konnte er sich einer Indienstnahme durch die Nazis nur bedingt entziehen.“ [↔ Matschoss]

Wenn das die Richtschnur ist, die Nachgeborene leicht ziehen können, dann war auch Krohne zwiespältig bis rechtslastig.

Zur „überlegenen Rasse“

Aus der Zeit vor 1945 ist mir keine Äußerung Krohnes zur Rassenfrage begegnet, auch nicht in seiner *Kolonialgeschichte in Lebensbildern* [1939]. Im *Lux*-Buch von 1972 bezieht er eindeutig Stellung gegen jede Rasse-Idee – ganz anders als die Ewiggestrigen [*Lux*, 308-330, 348 f., 512]. Dazu skizziert er den unheilvollen Weg von George Grant über Graf Gobineau, Houston Stewart Chamberlain, Herman Wirth und Hitler [*Lux*, 327 f.]. Ebenso wenig kann er chauvinistischer Gesinnung etwas abgewinnen und zitiert dazu Goethe: „Wissenschaft und Kunst gehören der Welt an und vor ihnen verschwinden die Schranken der Nationalität“. Sein Kommentar: „Wenigstens sollten sie [die Schranken] verschwinden, aber das bedarf wohl aller wohlmeinenden Menschen Mitwirkung“ [*Lux*, 46]. Dazu noch ein Hinweis. 1972 schreibt Horken des öfteren von „Negern“. Das würde ihm heute und noch dazu rückwirkend angekreidet. Er wies damals auf einen anderen Begriff hin [*Lux*, 312]:

„Die gleichen Menschen – Engländer des 18. und 19. Jahrhunderts – haben das abschätzig-verächtliche Wort ›coloured people‹ geprägt. Gewiß war das ursprünglich arglos, rein unterscheidend gemeint. Je mehr sich dann aber das Verhältnis zu einer ungesunden Kolonialherrschaft des ›Weißen Mannes‹ über die ›farbigen Völker‹ auswuchs, desto überheblicher klang das ›coloured poeple‹, bis Hochmut, Unkenntnis und Gedankenfaulheit die Hautfarbe zum Wertmaßstab schlechthin werden ließ“.

Wir müssen damit leben, dass Wörter pejorativ benutzt werden und dass sie bei steter Abnutzung zum immer Schlechteren hin tendieren.

Das Modell der Menschen auf den nördlichen Schelfgebieten

Zurück zum eigentlichen Buchtext. Von den physikalischen Datierungsmethoden erwartet er sich Überraschungen gerade im Bereich der Eiszeiten [*Lux*, 79 f.]. Um zu klären, wie es auf der Nordhalbkugel zu mehreren Eiszeiten gekommen ist und wie sie sich ausgewirkt haben, sucht er meteorologische und physikalische Ursachen. Doch lässt er sich von griechischen Mythen leiten, die er katastrophisch deutet. (Seltsamerweise taucht der Name Velikovsky bei Krohne nicht auf, vielleicht weil dessen erste Auflage von 1951 weit zurücklag und die Renaissance erst 1978 einsetzte.) In drei Götterkreisen, die

aufeinander folgen und alle von Uranos gezeugt wurden, sieht er Wetter- und Klimaereignisse beschrieben [Lux, 120-124]:

- Die Kyklopen als Wolken, Winde und Blitze,
- die Hunderthändigen (Hekatoncheiren), für ihn die Gletscher der Eis- und Nacheiszeiten;
- die Titanen. Der älteste ist Okeanos, der riesige Ozean, der 3.000 Okeaniden und 3.000 Flussgottheiten zeugt.
- Ein Zusatz [Lux, 372 f.]: Aus des Uranus Blut entstehen die Giganten, die Krohne als Impression sich brechender Meeresdünung sieht.

Der Gott des ersten Götterkreises, Uranos, wird von seinem Sohn Kronos entmannt, dieser von seinem Sohn Zeus überwunden.

„Griechische Mythen künden von schweren Naturkatastrophen mit bittersten Folgen, die zu Ende der Eiszeit-Altsteinzeit angehoben und durch die Mittelsteinzeit bis in die beginnende Jungsteinzeit stattgefunden haben müßten“ [Lux, 131; hier und i.F. seine Hvhg.].

Oder mit anderen Worten dieses Katastrophisten:

„Der zunächst befremdliche Gedanke dreier Götterkreise entspricht drei grundverschiedenen Epochen: 1) Unter Uranos steigt ständig fruchtbares Neuland aus dem Meer. 2) Unter Kronos wird dieses Land langsam vom Meer verschlungen. 3) Unter Zeus gelingt über See der Ausbruch in eine real und geistig neue Welt. - Ein Stoff von jener dramatischen Wucht, die nur das Leben liefert, bedürftig und würdig eines Mythenkranzes, wie ihn die Griechen daraus schufen! Wenn mit den von Uranos und Gaia so zahlreich gezeugten Kindern das Auftauchen weiteren fruchtbaren Schelflandes gemeint ist, wie wir zu glauben Grund haben, dann könnte der Mythos kaum bildhafter gefaßt sein.“ [Lux, 522]

Mit dem nächsten Kapitel *Der Mensch und das Meer* gerät Krohne ins Visier der Archäologen, verabscheuen sie doch zumeist jene, die den Menschen dort agieren sehen, wo er keine archäologischen Spuren hinterlassen kann. Auch Thor Heyerdahl gehört zu diesen Verfeimten. Für Krohne gibt es sehr frühe Seefahrt; für ihn sind Jungsteinzeitler und Polynesier mit dem Meer sogar vertrauter als Seefahrer des 15. Jh. [Lux, 147]. So findet Krohne viele „geheimnisvolle Seefahrtspuren“ in der Vorzeit [Lux, 161]. Und er weiß ‘umgekehrt’ zu denken: Wenn sich 1953 an einem Sarsenstein von Stonehenge im Abendlicht Ritzungen kretischer Dolche aus der Zeit um -1500 zeigten [Abb. Illig 2011, 134], dann müssen nicht kretische Seefahrer England erreicht haben, es könnte die Dolchform auch von England nach Kreta gelangt sein [Lux, 172 f.].

Krohne baut nun ein Modell: Der Golfstrom bringt vor und während der letzten Eiszeit nicht nur bis Murmansk und Archangelsk, sondern die ganze sibirische Nordküste entlang Wärme nach Nordosten. Von ihm aufsteigende

Warmluft führt zu anhaltenden Niederschlägen über Skandinavien und Russland. Dort entsteht ein großes Gletschermassiv. Es drückt Skandinavien und Russland nach unten, während die angrenzenden Schelfgebiete über den Meeresspiegel emporgedrückt werden [Lux, 195-202]. Auf ihnen finden Menschen erträgliche Lebensbedingungen als Jäger und Fischer entlang der damaligen Küsten. Doch als die Gletscher nach der letzten Eiszeit schwinden, steigen die niedergedrückten Gebiete wieder auf, während die Schelfgebiete unter den Meeresspiegel zurücksinken, den die Gletscherschmelze zusätzlich steigen lässt. Jetzt geraten die dort lebenden Menschen und Tiere in eine Zwangssituation: Sie müssen nach Süden wandern.

„Immer wieder und sehr zu ihrem Verdruß gerieten den Doggerbank-Fischern in ihre Grundnetze Büffelhörner, Knochen und Stoßzähne, die von Bisons und Mammuts stammen. Aus der Fülle der Funde durch Generationen von Fischern muß man schließen, daß diese Tiere in ungewöhnlich großer Zahl auf einem im Verhältnis kleinen Raum von etwa 27 500 qkm zusammengedrängt, auf der Doggerbank verendet sind. Offenbar sind sie beim ganz allmählichen Wiederansteigen der Nordsee nicht rechtzeitig nach Süden in Richtung der holländischen und deutschen Küste ausgewichen“ [Lux, 204].

Auf der flachen Doggerbank konnten solche Funde gemacht werden, nicht aber auf den noch weiter nördlichen, aber tieferen Schelfgebieten. Gleichwohl gibt es bestätigende Funde:

„Die vielen Funde an Feuersteingeräten auf dem Nördlichen Polarkreis liefern exakt den Beweis, nach dem wir fahnden:

- ›Hinter dem Eis‹ war es während eines Eisvorstoßes so warm, daß dort Menschen leben konnten und gelebt haben.
- Nach Einsetzen eines Eisrückzuges wurde es ›hinter dem Eis‹ kalt, so kalt, daß starke Abwanderungen erfolgten“ [Lux, 285; Hvhg. Horken].

Für ihn als Seemann ist Hochseefahrt nach Eiszeitende selbstverständlich, aber er erwägt sogar Hochseefahrt vor der Eiszeit [Lux, 146]. Er stellt die frühen Seefahrer vor, etwa die Phönizier und selbst Sumerer, dazu die für ein „Skandinavisches Gletschermassiv“ nötigen Wetterformen [Lux, 199]. Als das Eis schwand, bestimmten die „von West nach Ost heulenden Lößstürme“ die Wanderrichtungen von Tieren und Menschen [Lux, 214], sind doch derartige Stürme die Folge von der beim Auftauen erzeugten Kälte [Lux, 225]. Ihn beschäftigt die Abfolge der Eiszeiten genauso wie Wegeners Driftmodell der Kontinente [Lux, 235] oder die Frage nach der nächsten Eiszeit [Lux, 239]. Er folgt den damaligen Menschen bis in den Mittelmeerraum [Lux, 274]. Das Auftreten vieler gemeinsamer Züge in den Hochkulturen [Lux, 175] erklärt sich für Krohne durch einen gemeinsamen Ausgangspunkt der Ausbreitung im Norden, wofür er arktische Lebensformen untersucht [Lux, 298].

Durch die – grob gesprochen – Nord-Süd-Wanderungen erklärt sich z.B. die Hydronymie von Hans Krahe und Erich Röth [*Lux*, 295] oder – nicht mehr für Krohne – Gimbutas Alteuropa vor Mesopotamien. Oder er hinterfragt die Hautfarbe des ‘weißen Mannes’: „Wo sollte, wo konnte er während der Eiszeiten jeweils so lange gelebt haben, um sich zu jenem auffallend hellen Typ zu entwickeln?“ [*Lux*, 313] – um sich im gleichen Atemzug dagegen zu verwehren, den Begriff der Rasse „im Sinne von rassistischen Werturteilen“ einzusetzen [ebd.]. Ihn beschäftigt die sprachliche Unterscheidung des männlichen und weiblichen Geschlechts, die sich bei den indoeuropäischen, hamitischen und semitischen Sprachen findet, aber nicht bei den afrikanischen und ostasiatischen Sprachen [*Lux*, 324], dort wo zwar nördlicher Einfluss erkennbar ist, aber sich ebenso erkennbar nicht durchgesetzt hat [*Lux*, 329]. Indem es dann zur Religionsgeschichte und zum Monotheismus geht [*Lux*, 353], sollte für den Leser dieser Zeilen deutlich geworden sein, dass Horken sowohl Detailbetrachtung wie eine fruchtbare Zusammenschau leistet. Selbstverständlich sehen wir Chronologiekritiker vieles anderes. Wenn er in Bezug auf die Kelten sagt, „daß man die Datierungsverhältnisse zwischen Süd und Nord wird umkehren müssen“ [*Lux*, 399], so bleibe das ebenso dahingestellt wie Horkens Annahme, die platonischen Altersangaben für Atlantis, Ägypten und Athen müssten gewahrt bleiben, womit es eine Stadt Athen bereits -9500 gegeben hätte, ein Jahrtausend vor Ägypten [*Lux*, 442]. Indem er Platons Zeitangaben für Atlantis den versinkenden Schelfgebieten zuordnet, trennt er sie weit von den Seevölkern und grenzt sich gegenüber Spanuth ab, der beide in eins setzt [*Lux*, 446]. Dafür erkennt er ohne Umschweife an: „Spanuth hat die Heimat der Seevölker mit dem Kernland östlich von Helgoland überzeugend lokalisiert“ [*Lux*, 446], um dann darauf hinzuweisen:

„Offenbar verfügt Homer über sachlich fundierte Kenntnisse subarktischer Tage und Nächte. [...] Spätestens bei der Fahrt von Kirkes Insel Ääa zum Reiche der Toten gibt es keinen Zweifel mehr, daß man sich im hohen Nordatlantik befindet (XI, 12-19)“ [*Lux*, 458].

Hier hätte Felice Vinci [2012, 131] unmittelbar anknüpfen können, wenn er die „arktische Welt Kirkes“ behandelt; aber er kennt leider Horken so wenig wie Hans Steuerwald [1978], der Odysseus bis zu den Orkney-Inseln navigieren ließ. Vinci hält die von Homer beschriebenen Segeltörns nur im Baltikum und in der angrenzenden Nordsee für möglich, nicht aber im östlichen Mittelmeer, während die mykenischen Bauten sich ausschließlich in der Ägäis und nicht an der Ostsee finden. Seine Überlegungen setzen nicht bei der Eiszeit an, sondern erst beim jungsteinzeitlichen Klimaoptimum.

Um Platons überhöhte Datierungen zu bestätigen, bricht Krohne mehr als eine Lanze für die C14-Methode, die damals damit begonnen hat, außerhalb der alten Hochkulturen die Zeitansätze dramatisch zu erhöhen [*Lux*, 363, 521].

Damit gewinnt er bei uns nur wenige Freunde; andererseits zwingt er uns, Velikovskys Konzept, bei dem die Seevölker im -4. Jh. Ägypten attackieren, noch einmal darauf zu überdenken, ob nicht (nach Abzug dunkler Jahrhunderte) im -7. Jh. eine andere derartige Invasion die Hethiter vernichtet hat und wie beide Völkergruppen zueinander stehen.

Mit Krohnes Erklärung würde plausibler, wie die Menschen von Asien aus zu Fuß Amerika besiedeln konnten: Die Beringstraße wäre viel, viel breiter gewesen, und die Menschen wären nicht extra bis Ostsibirien nach Norden gewandert, um südliche Gefilde zu erreichen, sondern sie lebten bereits im Norden [Lux, 212].

In Amerika, Asien und Europa würden mit dem Versinken der Schelfe und einer unwirtlichen Natur die bislang dort beheimateten Menschen nach Süden ziehen, nach Frankreich, in Asiens Steppen und nach China – als Getriebene:

„Griechische Mythen künden von schweren Naturkatastrophen mit bittersten Folgen, die zu Ende der Eiszeit-Altsteinzeit angehoben und durch die Mittelsteinzeit bis in die beginnende Jungsteinzeit stattgefunden haben müßten. In etwa dem gleichen Zeitraum sieht die Wissenschaft mit dem allmählichen Übergang zu Ackerbau und Stadtkultur den geistigen Aufstieg der Menschheit - vom »Ausgangsherd Mesopotamien«, wo »die ersten Flammen auflodern« und nahezu »völlige Finsternis«, »schwache Lichter in helle Fackeln verwandelt« werden, »den Wegbereitern folgend, die ihr die Gipfel wiesen«, – als *das strahlende Phänomen des »Ex oriente lux«*. Ein krasserer Gegensatz ist kaum denkbar. Hier stimmt Entscheidendes nicht zusammen“ [Lux, 131 f.].

Mit Krohnes Nord-Süd-Drift erklärt sich das einfacher; es entfallen die mühsamen Querkontakte, etwa von Sumer über die höchsten Pässe nach China, weil ja gleiche Einflüsse da wie dort von Norden her eingetroffen wären. Dadurch vereinfacht sich z.B. die damalige, komplizierte Sicht der Megalithkultur. Denn es wurden noch die nördlichen Megalithbauten in Irland, Wales oder auch Spanien *nach* dem mykenischen Schatzhaus des Atreus (-1500) errichtet. Gleichzeitig soll aber die Tholos-Form hier erst viele Jahrhunderte später als in Spanien aufgetaucht sein, noch dazu gegen die 'vorgegebene' Richtung von Osten [Lux, 386]. Heute werden die megalithischen Steinsetzungen um so älter gesehen, je weiter sie im Norden liegen, bis ins -5. Jtsd., während Mykene bei -1500 geblieben ist. Hier hat sich die Sicht Krohnes durchgesetzt – gegen *die veraltete Vorzeit* [1988].

Aus Horken ergibt es sich, dass die nördlichen Anfänge der Megalithkultur zwangsläufig im Meer versunken sind, während diese Kultur in Europa von Nord nach Süd und Ost weitergetrieben wird und immer neue Monumente zeitigt. Die Megalithiker an den einstigen Küsten waren erfahrene See-

leute, die vorzugsweise mit dem Schiff nach Süden vordrangen [Lux, 269, 342] und deshalb auch mit ihren späteren Bauten gern in Küstennähe blieben.

Der Entwicklung eines Kalenders wird mit gutem Grund jenen Menschen zugeschrieben, bei denen drei Viertel des Jahres Dusterheit, wenn nicht Finsternis herrschte. Ein Bauer in Mesopotamien oder Ägypten benötigt für seine Arbeit keinen Kalender, wohl aber sein Kollege im Norden, der sich bei kurzen Wachstumsphasen gegen Frost und Dunkelheit wehren muss [Lux, 342 f.].

Bei der Schrift befindet sich Krohne im Einklang mit dem heutigen mainstream, der erste Piktogramme in Anatolien und erste Schriftzeichen im balkanischen Alteuropa sieht, entstanden nicht aus wirtschaftlichen, sondern aus religiösen Gründen [Lux, 334 ff.]. Der Rezensent sieht das Alter derartiger Piktogramme anders [vgl. Illig 2011], doch der mainstream muss Krohnes Affinität akzeptieren.

Beim Monotheismus gibt es bereits wieder Diskrepanzen: Heutige Ägyptologen beweisen höchst mühsam, warum Echnatons Religion eben doch kein richtiger Monotheismus gewesen sei. Für Krohne verehren im Norden lebende Völker allein die Sonne, weshalb für Echnaton [Lux, 353] gelte:

„Er hat [...] *den Sonnenmonotheismus*, wieder herstellen wollen und deshalb die im Laufe der Zeit mehr und mehr entarteten und vergötzten Kulte, vor allem den aktuellsten unter ihnen, den Ammon-Kult, zerstört. Daß und warum er scheitern mußte, ist jetzt verständlich. Die aus nordischer Umwelt erwachsene Sonnenreligion ging dem ägyptischen Volk nicht ein“

Aus meiner Sicht ist Horkens Interpretation nacheiszeitlichen Geschehens mit griechischen Mythen nur möglich, wenn das Eiszeitende viele Jahrtausende später stattfand [Illig 1988]. Er liefert hier ein Argument gegen seine These.

Der kunstsinnige Krohne

So bleibt uns Horken als eigenständiger Denker, über dessen Realexistenz wir leidlich unterrichtet sind. Als Dichter hat er 1943 ein schmales Bändchen veröffentlicht, das seine Gedichte ab 1919 versammelt. Im Dritten Reich sind wohl keine hinzugekommen, abgesehen von dem einleitenden Gruß an seine Frontkameraden.

„Die ganze Welt erstickt in Waren		„Viele Fragen stellt man
Und mancher stirbt vor lauter Brot		Anderen statt sich.
Den sonderbarsten Hungertod –		Seht! Ich klage die Welt an –
Und soll doch Eure Autos fahren.		Und meine mich!“ [1943, 15, 81]

Der Kunstmaler lässt sich aus den schlichten Illustrationen dieses Buchs nicht erkennen. 1926 konnte er (erstmalig?) Bilder präsentieren:

„In der Galerie J. Casper stellte sich ein junger Maler Rudolf Krohne, Berlin, vor. Er ist noch sehr ungleich, doch zeigen einige Arbeiten eine

gesund nachempfindende Begabung und lassen auf eine Entwicklung hoffen“ [Scheffler, 75].

Karl Scheffler, Herausgeber von Bruno Cassirers Monatszeitschrift *Kunst und Künstler*, war hier ein unbestechlicher Beobachter, der gerade bei jungen Künstlern sonst vielfach warnte. Uns bleibt noch eine rätselhafte Notiz:

„Rudolf Krohne. Der ehemals bekannte, aus Ehlershausen stammende Kunstmaler und frühere Sprecher von Großadmiral Dönitz fällt am Sonntag morgen des 11. Februar 1996 aus dem Fenster der Wohnung eines befreundeten Ehepaares und verstirbt im Alter von 97 Jahren.“ [Wolters]

Sie entstammt einer Rubrik für „Erinnerungen an fast vergessene städtische Persönlichkeiten und Unternehmen sowie an tragische Ereignisse“, ist aber nicht die reine Wahrheit. Das Todesdatum ist korrekt; das Bürgerbüro in Burgsdorf konnte es bestätigen, da er dort gestorben ist. Krohne war aber nie Sprecher von Dönitz, sondern nur Gründungsmitglied, Vorsitzender und Ehrenvorsitzender der *Marine-Kameradschaft München von 1890 „Großadmiral Dönitz“ im Deutschen Marinebund e.V.* in München. (Protokoll-Chef von Dönitz war Vize-Admiral Leopold Bürkner, dem Krohne 1942 ein kleines Buch illustriert hat. Jener wurde Chef der Abwehr, weil an einem anderen 11. Februar, im Jahr 1944 Admiral Wilhelm Canaris verhaftet worden ist; eine schwer verfolgbare Spur.) Das niedersächsische Ehlershausen könnte Krohne als Maldomizil gewählt haben, weil es wie die Malerkolonie Worpswede nahe an einem Moor liegt.

1981 ist ein Kurzfilm entstanden: *Zum Beispiel: Rudolf Krohne. Randbemerkungen über das Schöpferische im Menschen*, in dem der Künstler kommentiert, wie er eine Landschaft, ein Stillleben und ein Porträt gestaltet [ifa]. Die filmische Verantwortung dafür trug Dr. Walter Koch, der schon 1949 Krohne bei *Ein Experiment* assistiert hat, einem Dokumentarfilm des Studentenwerkes München, nach dem Drehbuch und unter der künstlerischen Leitung von Krohne [film]. Er zeigt internationale Werkstudenten vor den Ruinen der Münchener Universität, „ihr Blick gilt einer Zukunft des sozialen und technischen Fortschritts »auf sittlichem Fundament«.“ [cinefest]

Am 23. 11. 2008 wurde *Ein Experiment* auf dem Hamburger Cinefest (Internationales Festival des deutschen Film-Erbes) als Vorfilm zu *Der Ruf* gezeigt. Dieser Film wurde von Josef von Báký 1948/49 gedreht [ebd.]:

„Als Warnung vor dem fortbestehendem Antisemitismus und als Appell zur Versöhnung verstand Autor und Hauptdarsteller Fritz Kortner sein autobiografisch geprägtes Drama um das Schicksal eines aus den USA nach Deutschland zurückgekehrten jüdischen Philosophieprofessors.“

Darin ist unschwer der jüdische Remigrant und Schauspieler Kortner zu erkennen, dem anschließend auch noch eine große Karriere als Regisseur gelang. Offenbar konnte sich Krohnes Kurzfilm in diesem Kontext behaupten.

Ein vorläufiges Fazit

Sofern es mir gelungen ist, die wesentlichen Puzzlesteine zu finden und annähernd richtig zusammensetzen, so ergibt sich ein reiches Leben, das in einer Kleinstadt begann und aufs Meer, nach Berlin, danach München-Gräffling und wieder zurück aufs Land, über den Marktflücken Gangkofen ins Moordorf Ehlershausen führte. *Es währte vom 25. Juni 1898 bis zum 11. Februar 1996.* In diesen über 97 Jahren ist ein musisch begabter Mensch mit einem starken Hang zur Marine durch ersten und zweiten Weltkrieg und als Propagandist leidlich durchs Dritte Reich gekommen, um erst nach dem 70. Geburtstag als Autor mit wissenschaftlichem Anspruch anzutreten, um nach dem 80. Geburtstag erneut als Maler bemerkt zu werden, um nach dem 95. Geburtstag noch einmal sein opus magnum umzuformen, bevor er aus dem Leben stürzte. Ein Filmauftritt als Maler noch mit 83, als Denker bis zum Tod tätig – das ist ein schaffensreiches Leben bis zum jähren Ende. Dieses Fazit lässt sich kurz vor seinem 115. Geburtstag ziehen.

Das lässt mich an einen anderen Mann denken, dessen Fenstersturz vor 75 Jahren ein gewollter war, so man angesichts der Situation, drei Tage nach Hitlers triumphalem Einzug in Wien, von selbstgewollt reden möchte. Friedell ist nur 60 Jahre alt geworden. Er beschäftigte sich vor 1931 auch mit Hanns Hörbigers „Glacialkosmogonie“, deren Bilder kurz vor einem Mondeinsturz auf die Erde ihn faszinierten:

„der Mond täglich viermal um die Erde schwingend, riesengroß, ein Drittel der Sterne verdeckend; nie völlig Tag, nie völlig Nacht; der Himmel erfüllt von dicken Eiswolken und Riesengewittern: Land und Meer bedeckt von einem Trommelfeuer prasselnder Metallmeteoriten, kämpfender Gasentladungen, heulender Eisgranaten“ [Friedell, 1500].

Auch Hörbiger wollte unter anderem die Eiszeiten erklären. Friedell wiederum sah, dass es hier um viele Spekulationen ging: „sie gehört zur Kunstgattung der Lehrdichtungen“ [ebd.]. So hätte er wohl auch Horkens Entwurf eingestuft: Zahlreiche Fakten werden durch eine zentrale Idee gruppiert und sinnstiftend vereint. Auch wenn wie in Hörbigers Fall die zentrale These durch wissenschaftliche Befunde gestürzt und das ‘Skelett’ zerbrochen werden kann, so wird keineswegs alles umkleidende ‘Fleisch’ ungenießbar.

Eine Nachbemerkung

Es erstaunt immer wieder, wie launisch das Erinnerungsvermögen mit Lebensfakten umgeht und sich Bewertungen schafft: Während ein Mann wie Krohne dem Attribut „rechtslastig“ nicht entgeht, kann das genauso gut ganz anders verlaufen. So erinnerten wir uns am 27. 02. gerade des Reichstagsbrands vor 80 Jahren. Von den Nazis wurde er sofort den Kommunisten und

dem festgenommenen Holländer Marinus van der Lubbe zugeschrieben. Doch für die betroffene Öffentlichkeit war der Zusammenhang zwischen Brandfanal und den unmittelbaren politischen Folgen evident, standen doch am 05. 03. Wahlen zum Reichstag an, die prompt die absolute Mehrheit für NSDAP und Deutschnationale brachten. Schon am Tag nach dem Brand waren die Nazis höchst aktiv:

„Bereits am 28. Februar 1933 wurde die Verordnung des Reichspräsidenten zum Schutz von Volk und Staat (Reichstagsbrandverordnung) erlassen. Damit wurden die Grundrechte der Weimarer Verfassung praktisch außer Kraft gesetzt und der Weg freigeräumt für die legalisierte Verfolgung der politischen Gegner der NSDAP durch Polizei und SA. Die Reichstagsbrandverordnung war eine entscheidende Etappe in der Errichtung der nationalsozialistischen Diktatur.“ [wiki → Reichstagsbrand].

Trotzdem traten 1959 der Historiker Hans Mommsen (*1930), der Oberregierungsrat Fritz Tobias (Niedersächsisches Innenministerium, Verfassungsschutz; 1912–2011) und der das Editorial schreibende Herausgeber Rudolf Augstein im SPIEGEL dafür ein, dass der halbblinde und in den Verhören geistig minderbemittelt wirkende Niederländer im Alleingang binnen weniger Minuten den ganzen Reichstag angezündet habe, womit die Nazis nur Nutznießer der Tat eines Einzelnen gewesen wären. 1960 wollte der Historiker Hans Schneider die zugrunde liegende Studie kritisieren, doch seine Publikation wurde von Mommsen und Helmut Krausnick als Leiter des *Instituts für Zeitgeschichte (IfZ)* verhindert [wiki → Hans Schneider (Historiker)]. Mehrere Jahrzehnte wurden die Behauptungen von Tobias und Mommsen als unbezweifelbare Wahrheit verteidigt. Erst 2004 konnte in einem Sammelband der *Vereinigung Deutscher Wissenschaftler* gezeigt werden [Schneider], was damals innerhalb des IfZ abgelaufen war.

Am 22. 02. 2013 wurde von *BR alpha* eine Dokumentation von Gábor Toldy ausgestrahlt, in der die ganze Problematik der Reichstagsbrandes mit den einschlägigen Ergebnissen von Hersch Fischler dargelegt worden ist. Demnach bot Tobias als Zeugen Dr. Walther Zirpins auf, der als Kriminalkommissar der Politischen Polizei 1933 in Sachen Reichstagsbrand ermittelt und van der Lubbe der Alleintäterschaft bezichtigt hatte, worauf dieser hingerichtet worden ist.

„Die [SPIEGEL-]Serie wirkte für Dr. Zirpins [1901–1976] wie eine maßgeschneiderte Entlastung gegen mögliche Vorwürfe, er habe vor dem Reichsgericht gegen Marinus van der Lubbe falsch ausgesagt und andere, nationalsozialistische Täter gedeckt“ [Fischler].

So blieben beim Fanal gegen die Demokratie die eigentlichen Täter und ihre Auftraggeber unentdeckt und unbestraft.

Bibliografie von Rudolf Krohne [= RK]

- 1919 *Vom Seekadett zum Leutnant*; Verlag der Zeitschrift Mittschiffs, Berlin
- 1919 *Erlebnisse eines W.O.* [Wachoffizier]. Heinrich Mettlich zugeeignet; Verlag der Zeitschrift Mittschiffs oder Hildegard von Schack, Berlin
- 1934 *So ist die Marine. Kreuzfahrten durch die Welt der Reichsmarine* (mit Kurt Meyer-Doehner); Scherl, Berlin
- 1934: *Geschichte deutscher Seegelung. Bd 1*; Columbus-Verlag Paul Oestergaard, Berlin (32 S., über 200.000 Auflage)
- 1935 *Seefahrt ruft. Ein Marinebuch für unsere Jungen* (mit einem Geleitwort des Reichsbundleiters Admiral a. D. Adolf von Trotha und Zeichnungen von RK); Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart
- 1936 *Der Schatten des weißen Mannes. Eine Kolonialgeschichte in Lebensbildern*; Union Deutsche Verlagsgesellschaft; Stuttgart (♾1941)
- 1936 *Schulungsblätter des Reichsbundes deutscher Seegelung*; Berlin (bis 1941)
- 1936 *Der Reichsbund deutscher Seegelung*; in *Jahrbuch der deutschen Kriegsmarine* (RK als einziger Mitautor ohne Dienstgrad); Breitkopf & Härtel, Leipzig
- 1937 *Ein Volk sucht die See. Deutschlands Schicksal als Seemacht* (Hg.); Bibliographisches Institut, Leipzig
- 1938 *Wir und die Welt. Weltpolitische Aspekte in historischer Beleuchtung* (Hg., Probeheft des Reichsbunds deutscher Seegelung)
- 1941 *Der Kommandant auf kleinen Fahrzeugen*; Oberkommando der Kriegsmarine, Berlin
- 1941 Conrad Matschoß und der Verein für Beförderung des Gewerbefleißes von 1821; *Technikgeschichte* Jg. 30, 139
- 1942 *Deutsche Seemacht*; Verlag Die Wehrmacht, Berlin
- 1942 *Billige Weisheiten, bei der Seefahrt aufgepickt* (Autor: Leopold Bürkner; Zeichnungen RK); Dünnhaupt, Dessau [Bürkner war als späterer Vize-Admiral bis Kriegsende Chef der Abteilung Ausland im Amt Ausland/Abwehr; wiki ↪ Leopold Bürkner]
- 1942 *Alltag des Vorpostenfahrens* (von Kapitänleutnant RK); in Georg v. Hase (Hg.): *Die Kriegsmarine im Kampf um den Atlantik*; v. Hase & Koehler-Verlag, Leipzig
- 1943 *Sein ist Sinn. Gesammelte Gedichte* (mit Zeichnungen von RK); Alemannen-Verlag, Stuttgart
- 1944 *Wir halten durch. Die Flagge weht!* Marine-Verlag, Berlin
- 1954 *Kaperfahrt. Kreuz und quer über die Meere*; Schild Verlag, München
- 1956 *Der deutsche Soldatenkalender. Viertes Jahrbuch* (mit Oscar Faber); Schild Verlag, München
- 1972 [Lux =] *Ex nocte lux. Enträtselte Urgeschichte im Licht jüngster Forschung*; Ernst Wasmuth Verlag, Tübingen (594 S.)
- 1988 *Ex nocte lux. Die Bedeutung der Eiszeit für die Menschheitsgeschichte*; *Deutschland in Geschichte und Gegenwart* 36 (1) 27-33, (2) 31-37
- 1996 *Ex nocte lux. Enträtselte Urgeschichte im Licht der Forschung* (2. überarbeitete Auflage); Grabert Verlag, Tübingen (446 S.)

Die Publikationen von Krohnes Okeanos-Verlag, Gräfelting

- 1954–1965 *Leinen los! Magazin des größten deutschen maritimen Interessenverbandes* [Monatszeitschrift; weitergeführt im Schuenemann Verlag, Bremen]
- 1957 Schreiber, Otto: *Der verzauberte Seestern. Wahre Lügen und Seeballaden*
- 1958 Stegemann, Hermann: *Menschen machen Geschichte. Dichtung und Wirklichkeit in neun Zeitbildern aus dem 18. und 19. Jahrhundert.*
- 1958 Lauesen, Mogens: *Wiedersehen auf den Katalaunischen Feldern.* Dieser Titel ging als letztes Kapitel im nachfolgenden Titel auf.
- 1959 Lauesen, Mogens: *Freiheit ohne Furcht. Die Schicksalsfragen unserer Zeit* (Krohne als Übersetzer genannt).
- 1961– 1965 *Atlantische Welt. Zeitschrift für atlantische Politik und Seefahrt* [Monatszeitschrift, weitergeführt im Schuenemann Verlag, Bremen].

Zitierte Literatur

Frau Monika Frank vom Gemeindearchiv Gräfelting konnte mir bei Geburtstag und Familienstand Rudolf Krohnes weiterhelfen. Die Personenstandsbücher von Gangkofen brachten laut Frau Hamann nur einen Negativbescheid, während Herr Walter Vierke vom Bürgerbüro Burgsdorf Ort und Zeit des Ablebens Krohne eruierte bzw. bestätigte. Ihnen gilt mein Dank.

Benz, Wolfgang / Graml, Hermann / Weiß, Hermann (Hg. 1997): *Enzyklopädie des Nationalsozialismus*; Stuttgart

cinifest = http://www.cinifest.de/d/Archiv/2008/pro_film.php

film = http://www.filmportal.de/film/ein-experiment_12c8735167254769aeb419ebd5177e

Fischler, Hersch (1996): *Der SPIEGEL und der Reichstagsbrand 1933; Wupper Nachrichten*, Wuppertal, Nr. 7, 8 und 9 (ab 13. 04. 1996)

<http://www.zlb.de/projekte/kulturbox-archiv/brand/fischler-wnserie1.htm>

Friedell, Egon (ab 1960): *Kulturgeschichte der Neuzeit*; München (1931, 3. Band)

Haarmann, Harald (2003): *Geschichte der Sintflut. Auf den Spuren der frühen Zivilisationen*; München

Halle, Uta (Hg. bzw. Focke-Museum, 2013): *Graben für Germanien. Archäologie unterm Hakenkreuz*; Katalog zur gleichnamigen Ausstellung vom 10. 03. bis 08. 09. 2013 im Bremer Landesmuseum; Stuttgart

ifa (o.J.) = IFA Künstlerfilmdatenbank: *Zum Beispiel Rudolf Krohne: Randbemerkungen über das Schöpferische im Menschen*; <http://kuenstlerfilm.ifa.de/>

Illig, Heribert (32011): *Die veraltete Vorzeit. Eine neue Chronologie der Prähistorie*; Gräfelting (1988)

- (2010): WikipediA und die Wahrheit. Erfahrungen mit einem Mammutprojekt; *Zeitensprünge* 22 (2) 489-496

- (2004): Vinci – Horken – Velikovsky – Heidrich. Streifzüge zwischen Skandinavien und Griechenland; *Zeitensprünge* 16 (2) 444-461

Klee, Ernst (2005): *Das Personenlexikon zum Dritten Reich*; Frankfurt a. M.

Kossinna, Gustaf (1921): *Die deutsche Vorgeschichte: eine hervorragend nationale*

- Wissenschaft; Leipzig
- Scheffler, Karl (1926): *Kunstaussstellungen; Kunst und Künstler. Illustrierte Monatszeitschrift für Kunst und Kunstgewerbe*, Jg. 24, 75-77, Berlin (voll digitalisiert)
- Leube, Achim (2010): *Prähistorie zwischen Kaiserreich und wiedervereinigtem Deutschland. 100 Jahre Ur- und Frühgeschichte an der Berliner Universität Unter den Linden*; Bonn
- Ryan, William / Pitman, Walter (1998): *Noah's flood. The new scientific discoveries about the event that changed history*; New York (deutsch 1999: *Sintflut. Ein Rätsel wird entschlüsselt*; Bergisch Gladbach)
- Schneider, Hans (2004): *Neues vom Reichstagsbrand? Eine Dokumentation. Ein Verdict der deutschen Geschichtsschreibung*. Mit einem Geleitwort von Iring Fetscher und Beiträgen von Dieter Deiseroth, Hersch Fischler und Wolf-Dieter Narr; Berlin (Schriftenreihe Wissenschaft in der Verantwortung, herausg. von der VDW)
- Schwengler, Walter (2005): *Marine und Öffentlichkeit 1919 bis 1939*; in Rahn, Werner (2005): *Deutsche Marinen im Wandel. Vom Symbol nationaler Einheit zum Instrument internationaler Sicherheit*; München, 331-362
- seegeltung = http://de.wikipedia.org/wiki/Datei:Bundesarchiv_Bild_183-H00626,_Magdeburg,_Er%C3%B6ffnung_des_Seegeltungsinstituts.jpg
- spee = Vizeadmiral Maximilian Graf Spee
<http://www.freiburg-postkolonial.de/Seiten/spee.htm>
- Steuerwald, Hans (1978): *Weit war sein Weg bis Ithaka. Neue Forschungsergebnisse beweisen, Odysseus kam bis nach Schottland*; Hamburg
- Stockhorst, Erich (1967): *Fünftausend Köpfe. Wer war was im Dritten Reich*; Velbert
- Toldy, Gábor (2013): *Neues vom Reichstagsbrand*; *BR-alpha*, 24. 02., 22:05 - 22:50
- toronto (2013) = *Enthüllte Metropolen. Röntgenbild Toronto*; *ntv*, 08. 03., 21:05-22:00 (auch 09. 03.)
- Velikovskiy, Immanuel (1978): *Die Seevölker*; Frankfurt am Main
- Vinci, Felice (2012): *Homer an der Ostsee. Ilias und Odyssee kamen aus Nordeuropa*; Nordhausen
- Wistrich, Robert (1983): *Wer war wer im Dritten Reich*; München
- Wiwjorra, Ingo (1988): *Herman Wirth: Leben und Werk*. Berlin: Freien Universität Berlin, 116-120. <http://de.scribd.com/doc/112077209/Herman-Wirth-Leben-und-Werk-Zur-Rezeption-Herman-Wirths-seit-1945>
- (2002): „orientale lux“ - „septentrionale lux“ Über den Widerstreit zweier Identitätsmythen; in Achim Leube / Morton Hegewisch (Hg.): *Prähistorie und Nationalsozialismus. Die mittel- und osteuropäische Ur- und Frühgeschichtsforschung in den Jahren 1933-1945*. Studien zur Wissenschafts- und Universitätsgeschichte 2, Heidelberg, 73-106
- Wolters, Burkhard (o.J.): *Bewegtes aus der Burgdorfer Chronik: Erinnerungen an fast vergessene städtische Persönlichkeiten und Unternehmen sowie an tragische Ereignisse; Altkreis Nachrichten* (für Burgdorf bei Hannover)
<http://im-alkreis.de/cgi-bin/index?rubrik=kultur&inhalt=/00002270/inhalt.inc>
- WSA (2013): *Kamele aus der Kälte. Die Tiere stammen ursprünglich aus der Arktis*; *SZ*, 06. 03.

Homer an der Ostsee

Felice Vincis Buch ins Deutsche übersetzt

Andreas Otte

Einleitung

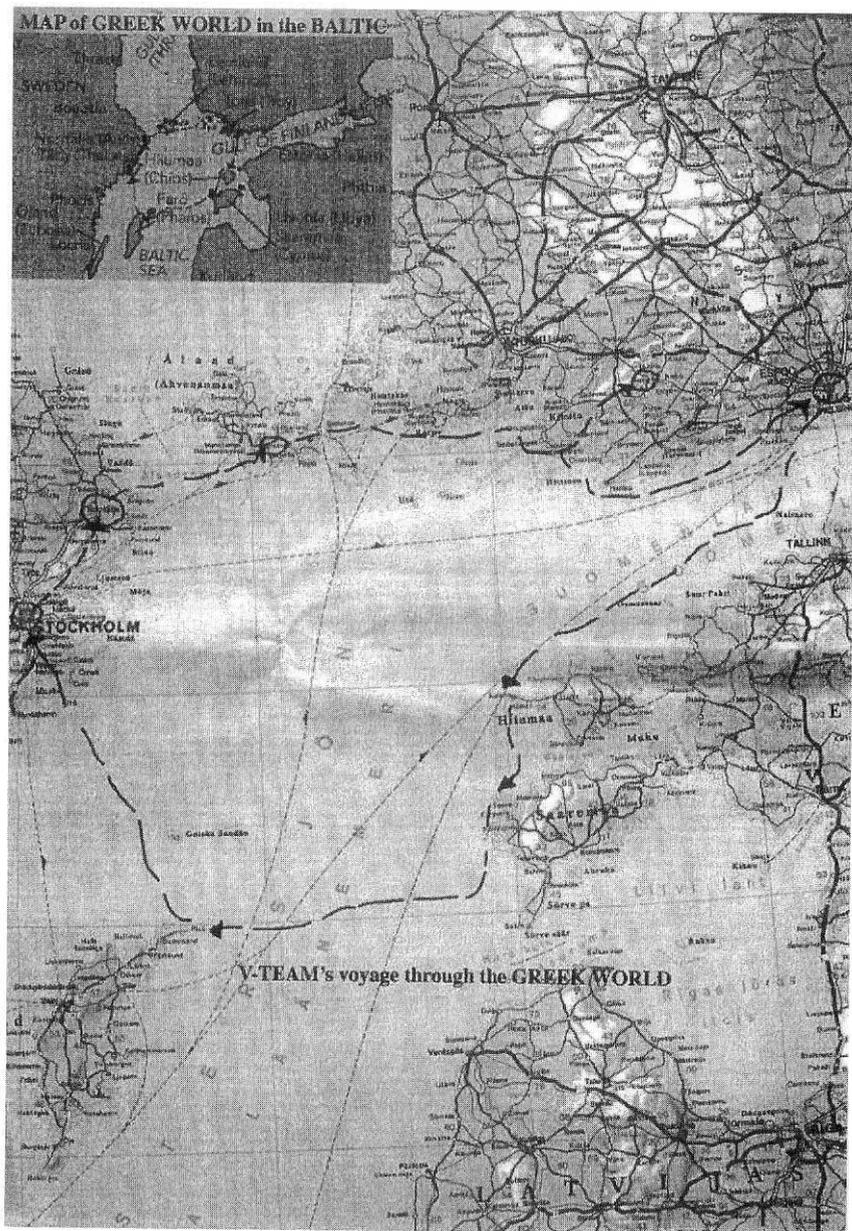
Wie in Heft 3/2012 [Illig 2012] angekündigt, ist Anfang Dezember 2012 endlich die deutsche Übersetzung von Felice VINCIS *Omero nel Baltico. Le origini nordiche dell'Odissea e dell'Iliade* [1995] im Verlag Traugott Bautz erschienen. Vorausgegangen waren Übersetzungen ins Russische [2004], Englische [2006], Estnische [2008], Schwedische [2009] und Dänische [2012]. Übersetzungen ins Finnische und Französische sind in Vorbereitung [Vinci, 17].

Technisches

Mit dem Verlagsnamen Traugott Bautz verbindet man das vielbändige *Biographisch-Bibliographische Kirchenlexikon*, Hardcover in vernünftiger Qualität. Was man als deutsche Vinci-Übersetzung erhält, ist ein 668-seitiges Softcover, teilweise erbärmlich geschnitten und primitiv gesetzt. Alle Abbildungen sind ans Ende des Textes verschoben und finden sich nicht, wie z.B. in der englischen Ausgabe, an den passenden Stellen im Text. Immerhin ist das Literaturverzeichnis erweitert und für deutsche Leser angepasst worden. Auf ein Stichwortverzeichnis muss man, im Gegensatz zur englischen Ausgabe, jedoch verzichten. Die deutsche Übersetzung selbst ist durchaus gelungen, die Umsetzung wirkt allerdings insgesamt lieblos zusammengestellt und ist, das muss man ganz deutlich sagen, seinen Preis nicht wert.

Inhaltliches

Die Seitenzahl von 668 Seiten überrascht zunächst, hat doch die englische Ausgabe [2006] nur 370 Seiten. Das kann man nicht alles ohne weiteres auf die normalerweise etwas kürzere Ausdrucksweise im Englischen schieben. So verfügt die italienische Ausgabe [2008] über 702 Seiten. Die Erstausgabe [1995] hatte dagegen nur 347 Seiten. Und tatsächlich finden sich einige Abschnitte in der deutschen Ausgabe, für die es in der englischen Ausgabe, die mir zum Vergleich vorliegt, keine Entsprechung gibt. Teilweise ist das verständlich, handelt es sich doch z.B. um ein ausführliches Vorwort und einen Epilog des deutschen Übersetzers Harald Chris ÜBERLA, sowie um einen Reisebericht aus 2007 [Vinci, 265-272], der naturgemäß noch keine Aufnahme in der englischsprachigen Ausgabe finden konnte. Andere Abschnitte aber scheinen in der englischen Version zu fehlen, ebenso wie eine leicht abwei-



Die Reiseroute des Vinci-Teams in der Ostsee [VTEAM06a, /maps]

chende Kapitelreihenfolge darauf hindeutet, dass das Buch im Laufe der Jahre gewaltig an Umfang zugenommen hat und die deutsche Ausgabe im Wesentlichen den Stand der italienischen 5. Auflage [2008] reflektiert.

Felice Vincis These ist den *Zeitensprünge*-Lesern nicht unbekannt. Heribert ILLIG [2004] besprach erstmals das Buch, 2005 trug dann der Buchautor beim Jahrestreffen der Zeitenspringer in Zürich selbst über seine These vor. 2006 besprach schließlich Stefan DIEBITZ [2006] nochmals das Buch anlässlich des Erscheinens der englischen Ausgabe. Deshalb sei hier nur kurz erwähnt, dass Vinci die Geschehnisse, welche *Ilias* und *Odyssee* zugrunde liegen, geographisch in das Gebiet von Ost- und Nordsee verlegt.

Weitere Aktivitäten

Wie die stattliche Anzahl von Übersetzungen andeutet, hat sich inzwischen eine umfangreiche internationale Gemeinschaft rund um die These mit allerlei Aktivitäten etabliert. So fand z.B. im Sommer 2006 eine Segelrundreise auf den Spuren von Vincis Theorie statt. Zur Crew dieses Segelschiffes gehörte auch Prof. William MULLEN, ehemaliger Forschungsassistent von Immanuel VELIKOVSKY und aktiver Teilnehmer und Vortragender der Konferenzen zum Elektrischen Universum [Otte 2013b, 234]. Die knapp dreiwöchige Reise begann und endete in Saltsbjoden, Schweden. Den Reiseverlauf kann man in einem Blog nachlesen [VTEAM06b].

Außerdem haben inzwischen zwei internationale Tagungen zum Thema stattgefunden. Die erste als Workshop am 10. August 2007 in Toija, Finnland unter dem Titel "Toija and the roots of European civilization", die zweite als Konferenz vom 23. – 24. Juli 2011. Das Programm der zweiten Konferenz findet sich noch online [Troija, /2011_seminar.html]. Für beide Konferenzen sind Tagungsbände erschienen [Tripodi 2009/2012].

Das allgemeine Medieninteresse an der These war und ist groß, insbesondere natürlich in den Staaten rund um die Ostsee. Kleinere Orte wie z.B. Kisko in Finnland versuchen, die These inzwischen auch touristisch auszu-schlachten. Die allgemeine Forschung betrachtet die These natürlich weiterhin als Humbug [Troija, /4.html].

Zum Abschluss

Felice VINCIS These wird uns erhalten bleiben. Das Thema ist viel zu spannend, um einfach darüber hinweg gehen zu können. Ein Syntheserversuch mit den Überlegungen von Julian JAYNES [Otte 2013a] zu den Homerischen Werken dürfte interessant sein. Die Abschlussworte von Stefan DIEBITZ aus seinem Beitrag von 2006 haben auch weiterhin Gültigkeit und sollen hier deshalb wiederholt werden:

„Vincis Buch öffnet, ähnlich wie Spanuths Werk, Perspektiven für die Forschung, ja man kann sagen: Vielleicht erlaubt es uns einen wenigstens flüchtigen Blick in eine zuvor ganz unzugängliche Epoche und lässt uns Zusammenhänge in der Ferne erblicken, die vorher kaum erahnt werden konnten. Ich finde, dass sich kaum Besseres über ein historisches Buch sagen lässt.“ [Diebitz, 632]

Literatur

- Diebitz, Stefan (2006): „in the far north thousands of years ago“ Eine kritische Würdigung von Vincis *The Baltic Origins of Homer' Epic Tales*; *Zeitensprünge* 18 (3) 623-633
- Illig, Heribert (2004): Vinci – Horken – Velikovskiy – Heidrich. Streifzüge zwischen Skandinavien und Griechenland; *Zeitensprünge* 16 (2) 444-461
- (2012): Bücher von ZeitenspringerInnen; *Zeitensprünge* 24 (3) 770
- Otte, Andreas (2013a): Neues von der bikameralen Psyche. Die Aktivitäten der Julian Jaynes Society; *Zeitensprünge* 25 (1) 206-210
- (2013b): Electric Universe 2013 – The Tipping Point. Ein Konferenzbericht; *Zeitensprünge* 25 (1) 232-241
- Tripodi, Giacomo (2009): *Iliad and Odyssey in the North of Europe. Proceedings of the Workshop „Toija and the roots of European civilization“ Toija (Finland) 10. August 2007*; Messina
- (2012): *Iliad and Odyssey in the North of Europe. Proceedings of the 2nd International Conference Toija (Finland) 23. - 24. July 2011*; Messina
- Troija (2011): *Mycenaean culture - roots in the north?*
<http://www.kiskoseura.fi/troija/english>
- Vinci, Felice (2012): *Homer an der Ostsee. Ilias und Odyssee kamen aus Nordeuropa*; Nordhausen
- VTEAM06 (2006a): *Vinci Team for Epic Ancestor Mapping*;
<https://sites.google.com/site/vteam06/>
- (2006b): *Reisejournal*; <http://vteam06.blogspot.de/>

Andreas Otte, 33813 Oerlinghausen, Dalbker Str. 54 a,
andreas.otte@chrono-rekonstruktion.de

Das verfälschte Geschichtsbild der Alten Welt im jüdischen Alten Testament

Günter Lüling

Von unzähligen kleinen bis riesigen Unwahrheiten im Alten Testament

Spätestens seit dem Beginn der Aufklärung vor rund 300 Jahren hat man es zunehmend für selbstverständlich gehalten oder auch als unabwendbar hingenommen, dass Worte oder gar Kapitel der Bibel als offensichtlich unwahr in Frage gestellt wurden. Aufklärer hatten es unternommen, mehr oder weniger leicht erkennbare Widersprüche hervorzukehren, um dann zumindest eine der widersprüchlichen Aussagen für unwahr zu erklären.

Beispiel: In 1. Samuel 17,4-58 wird berichtet, wie der Riese Goliath ([17,7]: „und der Schaft seines Speiesses war wie ein Weberbaum“) durch den damaligen Hütungen (aber späteren König von Juda) David im Verlauf einer Schlacht zwischen den Philistern und dem König Saul von Juda getötet wurde. Bei Samuel [2.Sam 21,19] heißt es jedoch ganz anders:

“Und es erhob sich [...] ein Krieg [...] mit den Philistern. Da schlug Elhanan, der Sohn Jair-Orgims, ein Bethlehemiter [= Judäer; GL], den Goliath, den Gathiter [= Philister; GL]; der hatte einen Speiß, des Stange war wie ein Weberbaum.”

Diesen eklatanten Widerspruch hat dann in einer sehr viel späteren atl. Quelle [1.Chronik 20,5] ein schriftgelehrter jüdischer Theologe zu reparieren gesucht, indem er nun schreibt:

“Und es erhob sich noch ein Streit mit den Philistern. Da schlug Elhanan, der Sohn Jairs, den Lahemi, den Bruder Goliaths, den Gathiter, welcher hatte eine Speißstange wie ein Weberbaum.”

Man mag nun noch zögern, die Ursache dieser Widersprüche in einer absichtlichen jüdischen Falschdarstellung zur Verherrlichung der religiös- und profanpolitischen Macht des späteren Hauptes der Dynastie des Staates Juda, König David, zu suchen und zu finden. Aber wenn man hinzunimmt, dass im Zusammenhang dieser im höchsten Grade fragwürdigen Erzählung über die heldenhafte Erlegung des Riesen Goliath durch den Hütungen David überdies auch noch [1.Sam.17,34-36] diesem Hütungen als Selbstlob in den Mund gelegt wird, er habe früher schon einen Löwen und einen Bären, die gemeinsam (!?) ein Schaf seiner Herde gerissen hatten, nacheinander mit bloßen Händen getötet, dann ist doch der Eindruck überwältigend, dass die biblischen Berichte über die Heldentaten des Hütungen David keine geschichtliche Grundlage haben. Es hat sicher einen Riesen Goliath gegeben. Aber alles

andere, nämlich wer ihn wie erschlagen hat, ist zwar geschichtlich bedeutungslos – aber, in der Form einer ebenso sehr übertreibenden wie gänzlich erfundenen Erzählung zwecks Stärkung der dynastischen Macht des Staates „Juda“, von einer bis heute andauernden, außergewöhnlich großen religions- und profanpolitischen Wirkung.

Dieses Beispiel muss uns als einziges für die große Gruppe von atl. Geschichtsverfälschungen dienen, in denen allein aufgrund von erkennbaren Widersprüchen zwischen mehr oder weniger weit voneinander entfernten Bibeltextstellen eindeutig Unwahrheiten festgestellt werden konnten. Wir müssen nach diesem Goliath-Beispiel nun viel wichtiger auf die (hauptsächlich zwei) Spezialwege der Aufdeckung von Geschichtsverfälschungen zu sprechen kommen, die sich auf die erst im 19. und 20. Jh. entwickelten streng wissenschaftlichen Spezialmethoden gründen, nämlich einerseits auf die modernen archäologischen Methoden und andererseits auf die textkritisch-philologischen Erkenntnisse, die sich, infolge der Entzifferung der verschiedensten altorientalischen Keilschrifttexte und der ägyptischen Hieroglyphen wie auch aus weiteren alten Schriftsystemen, seit dem 19. Jh. in zuvor nicht geahntem Ausmaße ergeben haben.

Archäologische Aufdeckungen von biblischen Unwahrheiten

Als Beispiele für solche entlarvenden Erkenntnisse aufgrund moderner archäologischer Methoden mögen uns die atl. Berichte über die angebliche Eroberung der bedeutenden Städte Jericho und Ai durch die Israeliten dienen. Die international anerkannten israelischen Archäologen Israel Finkelstein und Neil A. Silberman haben ihrem nahezu alle atl. Streitfragen behandelnden Buch den Titel *Keine Posaunen vor Jericho. Die archäologische Wahrheit über die Bibel* gegeben. Bekanntlich heißt es im AT, dass Gott der Herr die Israeliten unter der Führung Josuas anwies, mit der Bundeslade und mit Posaunenschall sieben Mal um die Stadt Jericho zu ziehen, und wenn dann beim siebten Umzug „das ganze Volk Israel ein großes Feldgeschrei machen würde, würden der Stadt Mauern umfallen, und das Volk soll hineinsteigen“ [Josua 2,1-24; 6,1-27]. Und nach Darstellung des AT ist angeblich die Eroberung Jerichos tatsächlich auch auf diese Weise geschehen. Über die Ergebnisse der archäologischen Erforschung Jerichos resümieren Finkelstein/Silberman [96]:

„Im Fall von Jericho existierte nicht einmal die Spur irgendeiner Besiedlung im 13. Jahrhundert v. Chr. [der Zeit der angeblichen Eroberung des Heiligen Landes Kanaan durch Israel; GL], und die ältere Ortschaft aus der Spätbronzezeit [...] war klein und armselig, praktisch unbedeutend und nicht befestigt [= also ohne Stadtmauern!]. Es gab auch keine Anzeichen für eine Zerstörung. Somit war die berühmte Szene [...] nicht mehr als eine romantische Mär.“

Über die angeblich gleich anschließend nach Jericho erfolgende Eroberung der Stadt Ai (ca. 20 km westlich von Jericho [Josua 7,1-26; 8,1-29] schreiben Finkelstein/Silberman [96]:

„Judith Marquet-Krause [...] führte zwischen 1933 und 1935 Ausgrabungen im großen Stil am et-Tell [= heutiger Name des Ruinenhügels] durch und fand ausgedehnte Überreste einer riesigen Stadt aus der Frühbronzezeit, über tausend Jahre vor dem Zusammenbruch Kanaans in der Spätbronzezeit [also der Zeit der angeblichen Eroberung durch die Israeliten; GL]. Nicht gefunden wurde dagegen auch nur die kleinste Töpferscherbe aus der Spätbronzezeit, auch gab es keine anderen Hinweise darauf, daß der Ort in dieser Zeit in irgendeiner Weise bewohnt gewesen war. Erneute Ausgrabungen der Stätte in den 1960er Jahren ergaben das gleiche Bild. Genau wie Jericho war Ai zur Zeit seiner vorgeblichen Einnahme durch die Israeliten nicht bewohnt.“

Es gab weder einen „Aufenthalt Israels in Ägypten“ noch einen „Auszug Israels aus Ägypten ins Heilige Land Kanaan“.

Das AT berichtet [2.Mose 12,37] von „600 000 Kriegsmannen zu Fuß, ungeachtet der dazugehörigen Familienangehörigen“ – samt Unmengen von Vieh. Rechnet man die Familienangehörigen in sehr maßvollem Verhältnis hoch, kommt man gut und gern auf ein israelitisches Gesamtvolk von 2,5 Millionen Personen, das da aus Ägypten ausgezogen sein soll. Moderne, demographisch begründete Schätzungen schreiben aber für die damalige Zeit dem altägyptischen Volk am Nil selbst insgesamt nur den Umfang von allerhöchstens 3 Millionen Einwohnern zu. Außerdem gibt es weder aus dem reichlich vorhandenen altägyptischen Schrifttum, noch aus archäologischen Grabungserkenntnissen irgendwelche Nachrichten, die in irgendeiner plausiblen Weise den Schluss auf die Existenz eines auch nur entfernt so umfangreichen israelitischen Volkstums in Ägypten schließen lassen. Und so resümieren Finkelstein/Silberman völlig zu Recht [73]: „es gibt keine [altägyptischen] Hinweise, nicht einmal ein einziges Wort über die frühen Israeliten *in* Ägypten.“

Die Beweislage gegen eine spätere Einnahme des Landes Kanaan durch das Volk Israel von Ägypten her ist noch gewichtiger und zwingender: Die seit der Mitte des 19. Jh. bis heute zügig fortschreitende Auswertung der altägyptischen Schriftzeugnisse verschiedenster Art ergibt ganz eindeutig, dass das Großreich Ägypten während der für einen Auszug Israels aus Ägypten in Frage gestandenen Jahrhunderte (also 1500–1200) alle Gebiete jenseits der ägyptischen Nordostgrenze bis hin nach Mittelsyrien (wo damals der Einfluss des hethitischen Großreichs von Kleinasien her begann) unter straffer Kontrolle hatte. Durch zweckmäßig über dieses Gebiet verteilte ägyptische Garnisonen und durch die Einsetzung von ägyptischen Vizekönigen in den dortigen Stadtstaaten war der unmittelbare regierungsamtliche Einfluss Ägyptens auf

die politischen Geschehnisse in diesem Bereich bis hin zum Einflussgebiet des Hethiterreiches dauerhaft gesichert. Keine israelitische Gruppe oder gar Truppe konnte daher aus Ägypten flüchten und die Eroberung des Heiligen Landes Kanaan versuchen, ohne dass sie dortselbst überall und sofort von ägyptischen Truppen und solchen der von Ägypten gestützten Stadtstaaten überwältigt und zur Rechenschaft gezogen worden wären.

Ein kriegerisches Eindringen des Volkes Israel in Kanaan hätte somit erst nach eben jenem Zeitpunkt stattfinden können, an dem die sogenannten Seevölker (mit ihrem Hauptvolk, den Philistern) im sogenannten Seevölkersturm die Küstengebiete der Ostseite des Mittelmeeres samt dem zugehörigen Hinterland erobert hatten: etwa -1190! Die Seevölker erlitten zwar damals bei ihrem Versuch, auch noch Ägypten zu erobern, durch die im Osten des Nildeltas aufgestellten ägyptischen Land- und Seestreitkräfte eine schwere Niederlage. Die brachte den vorangegangenen langen Vormarsch der Seevölker durch zahlreiche Länder des Nahen Ostens zum endgültigen Stillstand. Das Mutterland Ägyptens war also gerettet. Doch konnten sich die geschlagenen Seevölker in den genannten nahöstlichen Küstenländern samt ihrem kanaani-schen Hinterland für Jahrhunderte festsetzen und damit auch den dort geherrscht habenden unmittelbaren Einfluss Ägyptens für Jahrhunderte verdrängen. Dass Israel etwa erst nach der Eroberung dieser Gebiete durch die Seevölker (also nach -1190) dieses Kanaan genannte Land in einem weitgreifenden Kampf gegen die Philister und andere Seevölker von Ägypten her erobert hätte, das wird natürlich weder von der Bibel noch von irgend anderswoher behauptet und berichtet.

Die israelischen Archäologen Finkelstein und Silberman [135] resümieren das heute allgemeingültig gewordene Forschungsergebnis zu diesem Gegenstand „Auszug Israels und Landnahme im Heiligen Land“ so:

„Es gab keinen Massenzug aus Ägypten, ebenso wenig wie eine gewaltsame Einnahme Kanaans. Die meisten Menschen, die das frühe Israel bildeten, waren Einheimische – die gleichen Menschen, die im Bergland in der Bronze- und Eisenzeit zu sehen sind. Die frühen Israeliten waren – ein Gipfel der Ironie – ursprünglich Kanaanäer!“

(Die US-amerikanischen ATler George E. Mendenhall, *1916, und Norman K. Gottwald haben dem Grundgedanken nach dieses gleiche Urteil schon seit den 1960er Jahren entschieden vertreten. Es ist mittlerweile das Urteil der Mehrheit aller ATler geworden!)

Wir teilen dieses Urteil nicht. Denn wie wir zeigen werden, kamen die meisten israelitischen Hebräer tatsächlich von weit her, aber eben nicht aus Ägypten. Wir zitieren dieses Resümee von Finkelstein/Silberman vielmehr besonders deshalb, um die Radikalität deutlich zu machen, mit der selbst jüdische und israelische Wissenschaftler sich konsequent der Wahrheit über die

Kernfragen des AT stellen, die die Wissenschaft im Verlauf von rund zwei Jahrhunderten letztendlich hat ans Licht bringen können. Der engagierte US-amerikanische (ursprünglich mexikanische) Religionshistoriker Hector Avalos umreißt die in gewissem Sinne apokalyptische Situation der heutigen theologischen Wissenschaften mit dem Titel seines jüngsten Buches *The End of Biblical Studies*. Nach der weitgehenden Entzauberung der Wahrheiten der Bibel als Unwahrheiten kann es zukünftig tatsächlich nur noch profan-historische Studien zwecks Erstellung eines zukunftssträchtigen neuen profanen Weltgeschichtsbildes geben, das die unwahren „Geschichtsbilder“ der drei Monotheismen (Judentum, Christentum, Islam) ersetzt.

Die irrealen biblischen Gestalt des Mose im Rahmen der ungeschichtlichen Landnahme von Ägypten her

In der modernen Wissenschaft vom AT wird gerne und häufig das Urteil des international hochgeschätzten John van Seters zitiert [1987]: „Die Suche nach dem historisch greifbaren Mose ist ein hoffnungsloses Unterfangen. Er gehört allein in den Bereich der Legende.“ Der unter Fachleuten weltbekannte deutsche ATler Martin Noth (1902–1968) rettete sich in die Ausflucht, dass Mose am ursprünglichsten in der Überlieferung von seinem Grab östlich des Jordans greifbar sei. Das ist jedoch ein Grab, von dem die Bibel ausdrücklich sagt, kein Mensch kenne es bis zum heutigen Tag [5.Mose 34,6].

Diese heute allgemein festgestellte vollständige Ungeschichtlichkeit der Gestalt des Mose können wir – mit dem Hinweis auf die inzwischen allgemein zur Anerkennung gekommene Auffassung von der Nichtexistenz sowohl eines Auszugs Israels aus Ägypten als auch einer Eroberung Kanaans von Ägypten her – durch vereinfachend und pointierend gezogene Linien plastischer und pragmatischer veranschaulichen.

Merkwürdige Marschrichtungen bei der israelitischen Eroberung Kanaans

Die späten israelitisch-jüdischen Kompilatoren der geschichtsträchtigen Teile des AT (frühestens 500 Jahre nach den Geschehnissen, also um -700 herum, zumeist jedoch erheblich später!) haben den heute anerkanntermaßen nicht stattgefunden habenden Eroberungszug der Israeliten unter Mose aus Ägypten ins Heilige Land in schon seit der Aufklärung sehr bezweifelnder Weise so dargestellt (wir abstrahieren aus den vielen widersprüchlichen biblischen Angaben das Wesentliche), als seien die Israeliten unter Mose vom Nordosten des Nil-Deltas direkt nach Süden in die Wüste Sinai bis zum Berg Sinai gezogen (= ca. 320 km Wegstrecke; auch laut Finkelstein/Silberman waren sie nicht in der nördlichen Wüstenose Kadesch-Barnea!), vom Sinai dann zum Nordzipfel des Golfs von Aqaba (ca. 160 km Weg), wo das Meerwunder [2.Mose 15]

stattgefunden haben soll – unmöglicher Weise, denn das hebr. Wort für „Schilfmeer“, in dem das ägyptische Heer versinkt und ertrinkt, meint „Süßwasserschilf“. Der Golf von Aqaba hat aber das sehr salzige Wasser des Roten Meeres und ist fast 2.000 m Meter tief!). Von dort als dem vorgebliehen Ort des Meerwunders ziehen die Israeliten dann mit oder auch ohne Genehmigung der dort herrschenden Könige durch die Wüsten Edoms und Moabs in weitem Bogen östlich um das Tote Meer herum (ca. 350 - 400 km Wegstrecke), um dann ca. 15 km nördlich des Toten Meeres über den Jordan zu gehen. (Vor diesem Übergang ins Westjordanland ist Mose angeblich gestorben und von Gott selbst eigenhändig begraben, weshalb niemand sein Grab kennt.)

Nach dem Jordanübergang beginnt dann die kriegerische Eroberung Kanaans mit der angeblichen Eroberung der Städte Jericho und Ai, die tatsächlich, wie die wissenschaftliche Welt heute weiß, zu dieser Zeit nur unbewohnte Trümmerhügel waren, in denen nicht einmal starke Stadtmauern zu entdecken sind (s.o.). Nach der tatsächlich nie stattgefunden habenden Eroberung Jerichos und Ais setzen die Israeliten ihren Eroberungskrieg in Märschen mit der Grundrichtung Nord-Süd fort. Mit diesem erfolgreichen Krieg, merkwürdiger Weise vom Norden nach dem Süden bis etwa auf die Höhe der heutigen Stadt Gaza [Josua 10,40], schließen demnach die Israeliten den Kreis ihres rund 1.000 km langen Ostumwegs um Kanaan und das Tote Meer (plus 150 km Jericho bis Gaza, kurz vor Ägypten) fast dort, wo sie angeblich ihren Ausgang nach Süden zum Sinai nahmen: im Nordosten des Nil-Deltas.

Mose hat nach Darstellung des AT nur an den berichteten Umwegs-Märschen durch die Sinaihalbinsel und die Wüste östlich des Totenmeeres bis zum Jordanübergang teilgenommen. Da dieser erst Süd- und dann Ostumwegsmarsch wie auch der Aufenthalt Israels in Ägypten und die Einnahme Kanaans von dort her nach heutigen Erkenntnissen völlig unhistorisch ist, sind auch alle die vielen Aussagen und Offenbarungen Mose, die an den vielen Stationen dieses irrealen Umweges angeblich gesprochen wurden und dann schriftlich Aufnahme ins AT gefunden haben, irreal. Sie wurden, wie der Ostumweg selbst, erfunden. Das wird auch dadurch gestützt, dass wir (s.u.) auch aus historischen (im wesentlichen griechischen) Quellen von außerhalb der Bibel zeigen können, dass Mose durchaus auch im westjordanischen Kanaan, z.B. in Askalon (Küstenstadt etwa 15 km nördlich von Gaza) zugegen war. Heute kann man schlüssig aufzeigen, welche historische Persönlichkeit Mose tatsächlich gewesen ist.

Zurück zum irreal/realen Landnahmeweg der Israeliten: Auf diesem kurzen Weg dieses westjordanischen Nord-nach-Süd-Krieges von Jericho bis etwa Gaza (ca. 150 km) gibt es tatsächlich deutliche archäologische Spuren eines Eroberungskampfes. Aber stammen diese eindeutigen Kampfspuren von

den Israeliten? Oder stammen sie nicht vielmehr von den berühmten Seevölkern, die, historisch völlig unbestritten, um eben diese selbe Zeit (1200–1190) durch Kleinasien und durch die Landbrücke der Ostküstengebiete des Mittelmeers von Nord nach Süd ziehen, um Ägypten am Nil-Delta anzugreifen, aber die dort eine nahezu vernichtende Niederlage erleiden? Wir werden alsbald sehen, dass dieser angebliche Nord-Süd-Krieg der Israeliten durch das Westjordanland (von Jericho bis Gaza) tatsächlich ein Teil des blitzschnellen Krieges der Seevölker mit ihren Verbündeten gewesen ist, unter denen sich auch mehrere Hebräerkontingente befanden (unter ihnen Mose als deren Anführer, wie wir aus griechischen Quellen erkennen werden).

Damit wird auch plausibel, warum die AT-Kompilatoren diesen ganzen 1.000-km-Umweg durch den Sinai, den Golf von Aqaba und durch die Wüsten des Ostjordanlandes weit östlich um das Tote Meer herum erfunden haben – nämlich, damit die zu ihrer Zeit offensichtlich noch lange vorhanden gewesen, schriftlich überlieferten Berichte über den Krieg der Seevölker samt ihren verbündeten Hebräern gegen -1190 nicht in jedem Detail umgeschrieben werden mussten, umgeschrieben von der realen Generalrichtung Nord-nach-Süd des Seevölkersturms und ihrer Verbündeten von Kleinasien bis zum Nil-Delta auf die irrealer Generalrichtung Süd-nach-Nord des um Jahrhunderte später erfundenen Auszugs Israels aus Ägypten. Mit der späten Erfindung des riesigen Ostumweges um das Tote Meer herum konnte man die vorhandenen, um ca. 500 Jahre älteren Originalberichte der Seevölker und ihrer Hebräer über den Nord-Süd-Kriegszug der Seevölker von Kleinasien durch Kanaan nach Ägypten stückweise und ohne Textänderungen und dennoch geschichtsfälschend als Berichte verwenden: als Berichte über die angeblich allein israelitischen Eroberungskämpfe in Nord-Süd-Richtung von Jericho bis Gaza.

Genauso haben die Kompilatoren des AT auch den nördlichen Abschnitt des realen Seevölkereroberszuges geschichtsfälschend in einen, im Prinzip wieder von Nord-nach-Süd statt von Süd-nach-Nord verlaufenden, Kriegszug allein Israels (d.h. ohne die mit ihnen verbündeten Seevölker) umgedeutet. Deutlich erkennbar ist diese Umdeutung auch daran, dass dieser nördliche Süd-nach-Nord-Eroberszug im AT zweimal berichtet wird, nämlich einmal als von Josua geführt ([Josua 11,1-15] – d.h. etwa um das Jahr -1190) und das zweite Mal als von der „Prophetin“ und „Richterin“ Debora inauguriert und geleitet und begleitet [Richter 4 und 5] – d.h. etwa um -1150, längst nach dem Tode des Feldherrn Josua. Bezeichnender Weise wird daher auch die berühmte Deborah und ihr Feldherr Baraq [Ri. 4 u. 5] im Text von Josua [11] überhaupt nicht genannt! Offenbar lag für den früheren Autor von Jos. 11 noch kein althebräischer Text vor, in dem aus „Deborah = Feldherr der Seevölker“ das spätere „Deborah = Prophetin und Richterin Israels“ herausgelesen und festgelegt worden war (frühestens im -10. Jh.).

Der kanaanäische Hauptgegner der Israeliten in diesen vorgeblich zweimal erfolgten Schlachten im nördlichen Teil des Heiligen Landes der Israeliten war – als der angesehenste Anführer einer großen Koalition von Südsyrern und Kanaanäern – der König Yabin von Hazor, zu jener Zeit der stärkste Stadtstaat mit der größten Festung und Stadt [Ri. 11,10] in Syrien-Palästina (ca. 8 km südwestlich vom Hulesee). Zweifellos ist in diesem Zeitraum 1190– 1150 Hazor nur einmal erobert und zerstört und ihr König Yabin nur einmal getötet worden! Und diese nördlichen Schlachten haben mit Sicherheit in deutlichem Abstand vor den Schlachten im Süden Kanaans zwischen Jericho und Gaza stattgefunden – weil alle diese Schlachten angeblich allein Israels gegen die Kanaanäer, die nördlichen wie die südlichen, tatsächlich die Teilschlachten des gesamten und zusammenhängenden Nord-nach-Süd-Kriegszugs der aus Europa nach Ägypten ziehenden Seevölker mit den ihnen von Europa her schon verbündeten hebräischen Beisassen minderen Rechts gewesen sind.

Das berühmte Debora-Lied über die nördlichen Schlachten [Ri. 5] ist zwar eine sehr alte, vielleicht sogar die älteste im AT auf uns gekommene althebräische Dichtung. Aber dieser Siegeshymnus ist später zumindest sehr stark überarbeitet worden – und so manche Schreib- und Lesevarianten sind seit alters überliefert, die den ursprünglichen Text herzustellen vergeblich versucht haben. Dennoch ist deutlich zu erkennen, dass von verschiedenen Truppenteilen die Rede ist, die sich charakteristisch unterscheiden: Wir haben es mit Berittenen zu tun wie auch mit Fußtruppen, diese allenfalls mit Holzstangen bewaffnet, wie das bei Hebräern als den semitischen Beisassen minderen Rechts immer der Fall gewesen ist: Die semit. Hebräer sind weltweit überall immer nur die Hilfstruppen ihrer gastgebenden Kriegerstämme. Wir wollen, dies zu erhellen, nur einen Vers vorführen.

In der Aufzählung der an der Schlacht seevölkerseits teilnehmenden Truppen heißt es [Ri. 5,15]:

„(Ephraim, Benjamin, Machir, Sebulon ziehen herab,) und die Edlen [= die Truppenkommandeure] von Issakar mit Deborah – und wie Issakar so Baraq: in die Ebene stürmte er hinunter zu Fuß.“

Das erste Anstößige ist, dass Deborah hier angeblich als Frau mutterseelenallein inmitten aller Edlen und Kriegersleuten „herabzieht“. So etwas, eine führende, einzige Frau unter geordnet marschierenden Kriegern, ist in der Alten Welt, zumal der orientalischen, „unerhört“. Das zweite Problem ist, dass der israelitische „Stamm“ Issakar unmittelbar hintereinander zweimal genannt ist, so dass eine Tautologie vorliegt: Es fehlt jeder bedeutsame Kontrast zwischen „Kommandeure (sarīm) von Issakar mit Deborah“ einerseits und „Issakar mit dem Kommandeur Baraq“ andererseits. Das hat die Tradition schon immer so empfunden und deshalb zu beiden Namen „Issakar“ verschiedene

Textänderungen vorgeschlagen, die jedoch nicht weitergeholfen haben. Das Problem wird jedoch von eben einer weiteren Absonderlichkeit her gelöst, die bislang noch nie in Frage gestellt worden ist: Der überlieferte Name Issakar ist schon immer eine orthographische Unmöglichkeit gewesen, weil in der semit. Konsonantenschrift innerhalb eines Wortes grundsätzlich keine Doppelkonsonanz geschrieben werden darf: Dieser Name müsste somit immer Isakar geschrieben sein – obgleich lesbar als Issakar. Angesichts der durch Jahrtausende bis heute starrsinnig überlieferten ‘falschen’ Schreibweise mit Doppelkonsonanz muss also dieser Name in seiner ‘falschen’ Orthographie ernst genommen und zum Zwecke der Beseitigung der Doppelkonsonanz als zwei Wörter – also orthographisch mit Zwischenraum! – geschrieben werden: is sakar. Diese Schreibung als zwei Wörter kann aber sinnvollerweise nur als is sakar (phonetisch: ish sakar) gelesen werden mit der Bedeutung „Mann/Verbündeter/Hebräer der Sakar“. Sakar war das stärkste nordeuropäische Seevölkervolk (höchstwahrscheinlich die nordeuropäischen Sachsen; die Philister (in ägypt. Schreibung pheresen) waren die Friesen, die Weses die Wessex! Stonehenge), das sich nach der Niederlage vor Ägypten um die Hafenstadt Dor (zwischen heutigem Haifa und Tel Aviv) niederließ. Und deren hebräische Beisassen minderen Rechts, die Is Sakar „die Beisassen der Sakar“, siedelten sich damals direkt angrenzend im Hinterland von Dor zum Jordan hin an.

Wir müssen jetzt nur noch die traditionelle Tautologie aufheben, indem wir im offenbar fehlerhaft tradierten Text das erste Issaker in lediglich Sakar korrigieren:

„zogen herab, und die Edlen/Kommandeure von den Sakar (Sachsen) mit Deborah, und wie Is sakar so Baraq: in die Ebene stürmte er hinab zu Fuß“.

Jetzt stehen vor uns zwei differente Truppenteile im Kontrast: 1.: Das größte nordeuropäische Seevölkervolk Sakar mit seinen Kommandeuren und Deborah. Und 2.: Die Is Sakar (= „die Hebräer/Beisassen der Sakar“) mit ihrem semitischen Kommandeur Baraq ben Abino’am – d.h. die echte nord-europäische Kriegertruppe neben deren Hilfstruppe, nämlich ihren Beisassen, den semitischen Hebräern aus Nordeuropa. Denn als Hebräer/(als „die unbewaffnet über Grenzen Gehenden“) sind die „Beisassen minderen Rechts der Sakar“ aus sehr alter Tradition grundsätzlich Fußvolk/Landwehr/Hilfstruppe – was deshalb auch ebenso grundsätzlich nie von den Sakar selbst ausgesagt werden kann.

Es bleibt nun noch, die größte Absonderlichkeit dieses Berichtes aufzulösen, nämlich die Vorstellung von dieser vorgeblichen Frau Deborah inmitten aller dieser Kriegsgesellen auf gemeinsamem Kriegsmarsch: Die AT-Text-Kompilatoren um etwa -700 (also ca. 500 Jahre und mehr nach den Schlach-

ten) konnten nicht mehr richtig Althebräisch und das alte Nordwestsemitisch, und sie haben deshalb beim Lesen dieses alten Femininum Deborah (Femininendung -ah oder -at) nicht bedacht, dass im Altsemitischen die Bezeichnungen für charismatische oder geistesbegabte Berufe grundsätzlich – auch und besonders, wenn es sich um Berufe von Männern handelt – grammatisch das weibliche Geschlecht aufweisen: Im AT heißt z.B. heute noch das atl. Buch „Prediger“ auf Hebräisch qohälät wörtlich „Predigerin“, obgleich selbstverständlich ein Mann gemeint ist. Und im Arabischen wird bis heute z.B. ein hochgelehrter beamteter Professor ganz selbstverständlich ‘allâmat = (scheinbar:) „Lehrerin/Professorin“ betitelt. Dieser archaische grammatische Umstand liegt auch in jedem Falle des Vorkommens der angeblichen „Prophetin“ oder „Richterin“ Deborah im AT vor: Diese Deborah war ein Mann.

Der nordwestsemit. Wortstamm d-b-r hat, wie das noch im heutigen Arabisch der Fall ist, die Hauptbedeutung „sprechen, anordnen, ins Werk setzen, verwalten, befehlen, leiten, führen“. Die eigentliche Bedeutung der Bezeichnung deborah/deborat ist deshalb „der (ausgedrückt durchs Feminin) etwas ausführt, leitet, führt“, ausgesagt insbesondere von einem hochstehenden Mann mit charismatischer Führungsfunktion. Dass dieses biblische deborah in unserem speziellen Zusammenhang die Amtsbezeichnung für den Anführer der von Nordeuropa nach Ägypten marschierenden Seevölker insgesamt oder aber zumindest des größten Seevolkes der Sakar ist, geht nun aus einem außergewöhnlichen Umstand zwingend hervor: Das alte Rom war schon zu Zeiten des Aeneas (um -1200) eine duale Gesellschaft (einheimische blutrechtliche Kleinstämme mit ihren semit. Beisassen minderen Rechts) und deshalb auch im Sprachlichen schon sehr stark semitisch geprägt. Und so ist uns überliefert [Pauly ↔ imperator], dass die älteste altrömische Bezeichnung für den Heerkönig/Feldherrn (der Kriegerhälfte) der italischen dualen Gesellschaft induperator lautete, woraus in über tausendjähriger deformierender Entwicklung schließlich das lat. Wort imperator wird. Beide Wörter haben in der latinistischen Forschung bis heute keine auch nur annähernd überzeugende etymologische Erklärung gefunden. Dagegen hat die überlieferte älteste Wortform (in)duperat(or) im Hauptkörper des Wortes eine fast totale Identität mit dem biblischen Wort debōrah/debārat. Das im Altlateinischen vorsilbige inkönnte die präfigierte Präposition in sein: „in etwas hineinreden, hineinbefehlen“; aber viel besser noch dürfte es das präfigierte n des erweiterten semitischen n-Verbalstammes sein, das dem Grundstamm d-b-r eine passive Bedeutung beilegt: in unserm Fall „befohlen, in die Stellung eines Imperator eingesetzt werden“. Als besonders wichtig darf man in Anspruch nehmen, dass hier zu exakt der gleichen Zeit (ca. -1200) dieses für die archaische duale Gesellschaft so spezielle semit. Wort (indabarat „wurde ernannt“, deborat „Befehlshaber“ oder wie auch immer, aber jeweils nur für den Anführer der Krieger-

stämme, nicht der Beisassen/Hebräer) an zwei durch das weltweit verbreitete Hebräertum eng verbundenen Orten (Italien und Palästina) vorhanden ist: „Heerkönig/Feldherr nur der einen kriegerischen Hälfte der alten, wohl schon im 4. Jt. vorhandenen dualen Gesellschaft“. Und diese Merkwürdigkeit wird noch dadurch gesichert, dass der ATler Thomas F. McDaniel [108 f.] die bisherige Deutung des Namens Deborah im *Deborah-Lied* abgelehnt hat u. a. mit dem Hinweis, dass es im hethitisch-luwischen Schrifttum Anatoliens, – also auch aus der Zeit um -1200! – das Wort *tapara* „ruler, Governor“ gegeben hat – offenbar aus dem Semitischen/Luwischen in das Hethitische als semit. Lehnwort übergegangen. Und so stellt McDaniel [110] völlig zu Recht fest: “In the light of this evidence the derivation of Deborah’s name from ‘bee’ appears to be a late popular etymology“.

Der tatsächliche Ort des Meewunders [Exodus 15]

Und schließlich bestätigt auch der ursprüngliche und tatsächliche Ort des Meerwunders [2.Mose 15], dass letztendlich alle wesentlichen im AT beschriebenen Ereignisse im Zusammenhang mit der Landnahme Israels von Ägypten, d.h. vom Nil-Delta her, in den Zusammenhang mit dem Seevölkersturm um ca. -1190 gehören: Nachdem schon früher manch ein ATler den gleichen Gedanken erwogen hatte, hat der höchst geschätzte ATler Otto Eissfeldt (1887–1973, der letzte große Vertreter der literarkritischen Schule der atl. Wissenschaft im Geiste Julius Wellhausens) in einer Abhandlung von 1932 über den Durchzug der Israeliten durchs Meer“ auf der Grundlage von geographischen Texten auf ugaritischen Tontafeln (Ugarit, nördlich vom heutigen Lattakia/Syrien, ging ca. -1200 im Zusammenhang mit dem Seevölkersturm für immer unter) nachgewiesen, dass sich die Ortsangaben [2.Mose 14,2] auf die Örtlichkeiten an und um den Sirbonischen See beziehen (heutiger arab. Name Sebchat berdawil). Der Sirbonische See liegt etwa auf halbem Weg zwischen dem nordöstlichen Nil-Delta und der hier schon oft genannten heutigen Küstenstadt Gaza. Er ist eigentlich eine Meeresbucht des Mittelmeers, vor die sich in Jahrtausenden eine schmale Düne schob, so dass diese Bucht zu einem Binnensee wurde. Ganz entsprechende Süßwasserbinnenseen mit einer Nehrung als Abschluss gegen das salzige Meer findet man an der südlichen Küste der östlichen Ostsee. Der Sirbonische See ist ca. 180 km lang und an seiner breitesten Stelle ca. 20 km breit. (Das Kurische Haff im einstigen Ostpreußen ist ca. 90 km lang und 35 km breit.) Wegen des seichten Wassers in diesem Süßwasserbinnensee waren in Notlagen immer wieder Menschen versucht, dieses Gewässer zu durchwaten. Der Sirbonische See ist daher schon in der Antike dafür bekannt gewesen, dass dort schon immer solcherart schlimme Unglücksfälle des Ertrinkens von Menschengruppen passierten, die den See queren wollten. Das AT berichtet [2.Mose 13,7]:

„Da nun Pharao das Volk (Israel aus Ägypten) entlassen hatte, führte sie Gott nicht auf der Straße durch der Philister Land, die am nächsten [= direktesten nach Kanaan] war“,

und zwar, weil angeblich Gott und Israel befürchteten, dass dort Kämpfe mit den Philistern die Israeliten zur Rückkehr nach Ägypten bewegen würden [2.Mose 13,7b]. Diese Aussage steht aber gegen die Aussage [2.Mose 14,2], gemäß der – wie erst jüngst entzifferte alte (vor -1200!) ugaritische Ortsbestimmungen jetzt im 20. Jh. eindeutig klar gemacht haben – die Israeliten nach dem angeblichen Verlassen des ägyptischen Nildeltas am Sirbonischen See gelagert haben (vermutlich auf der Nehrung). Sie befanden sich also tatsächlich schon auf dieser direktesten Küstenstraße nach Kanaan. Und im übrigen ist diese Aussage [2.Mose 13,7] der AT-Kompilatoren schlechthin eine geschichtsfälschende Aussage: Das AT schweigt zwar die Seevölker prinzipiell tot, obschon deren damals welterschütternder Kriegszug zur Eroberung Ägyptens eben zu dieser selben Zeit stattfand und die Israeliten praktisch im gleichen Areal ihre endgültige Bleibe zu finden suchten. Aber es sind dennoch im AT – und mittlerweile auch in altorientalischen Urkunden – soviel verstreute Nachrichten darüber vorhanden, dass die hebr. Israeliten in dieser frühen Zeit mit den Philistern (wie überhaupt mit den Seevölkern) sehr vertraut und befreundet waren. Der in unseren Augen verdienteste US-amerikanische ATler, Semitist und Altorientalist Cyrus Herzl Gordon (1908–2001) fasste seinen sich auf alle biblischen und sonstigen Indizien über das Verhältnis zwischen Seevölkern und Israeliten stützenden Gesamteindruck folgendermaßen zusammen]:

„Die Philister werden in der Bibel vorgestellt als ein semitisiertes obgleich nicht semitisches Volk. Es hat da niemals irgendein Kommunikationsproblem zwischen ihnen und den Hebräern gegeben. Sie kamen ohne vermittelnde Übersetzer aus. [...] Als die Philister Kaphtor (ihre nordeuropäische Heimat vor dem Seevölkersturm) verließen und nach Palästina emigrierten, hatten sie schon eine semitisierte Sprache.“ [Gordon 1963, 27 f.]

Wir werden diesen Aspekt alsbald noch weiter vertiefen. Die Aussage [2.Mose 13,7] ist somit eine ins Gegenteil geschichtsfälschende Angabe – indem sie die Philister als Feinde hinstellt. Und man darf es als sicher betrachten, dass die späten Geschichtsfälscher es besser gewusst haben, oder haben besser wissen können, wenn sie denn je die simple Wahrheit erstrebt hätten: nämlich dass die Israeliten nicht nach ihrem angeblich langen Aufenthalt in Ägypten dann aus Ägypten flüchteten, und dass auch die ihnen nachsetzenden ägyptischen Streitkräfte nicht im Zusammenhang dieser angeblichen speziellen Flucht Israels aus Ägypten (nach Jahrhunderten des Aufenthalts dort) im Sirbonischen See ertrunken sind. Vielmehr haben sich die Seevölker und die mit ihnen schon vor dem Seevölkersturm in Nordeuropa verbündeten hebräischen

Israeliten nach ihrer fast vernichtenden Niederlage am Nil-Delta um ca. -1190 in Richtung Norden fluchtartig zurückgezogen. Aber sie sind am Sirbonischen See von den sie verfolgenden Ägyptern eingeholt worden. Diese den geschlagenen Seevölkern und Hebräern gefolgt Streitkräfte der Ägypter sind beim Versuch, den Sirbonischen See zu durchqueren, ertrunken. Dies ist dann, wenn man in den traditionellen frommen Kategorien denkt, eine weit geringere Rettungstat Gottes an den Israeliten gewesen, als die von den AT-Kompilatoren zusammengedichtete Geschichte. Denn nüchtern historisch gesehen, hatten die Hebräer mit den ihnen längst verbündeten Seevölkern im Zuge des „Seevölkersturms“, unmittelbar vor der wundersamen Errettung am Sirbonischen See, am Nildelta und damit an der Nordostgrenze Ägyptens, die denkbar schwerste militärische Niederlage mit schwersten Menschenverlusten erlitten.

Vier kapitale Unterschlagungsdelikte der zuständigen abendländischen Wissenschaften des 20. Jahrhunderts.

1. Woher kamen die Seevölker?

In den altägyptischen Quellen, insbesondere in den Papyri und in den Monumentalinschriften an den Sandsteinwänden des Palastes und Totentempels des Pharaos Ramses III. (Regierungszeit ca. 1198–1167, also des Siegers über den Seevölkersturm) ist das Ergebnis der intensiven Befragung der gefangenen Seevölkerkrieger oft und in sich gegenseitig ergänzender Weise dargelegt. Es gibt sogar mindestens ein Sandsteinrelief, in dem die Szene wiedergegeben ist, wie solche gefangenen Seevölkerkrieger befragt wurden im Beisein eines ägyptischen Sekretärs, der das Erfragte sofort aufschreibt: Die Seevölker kommen von dort, wo die Himmelssäule (auf hebräisch: kaphtor, im Altägyptischen zu keftiu abgewandelt) als der Dreh- und Angelpunkt des Himmelsgewölbes steht, nämlich unter dem Polarstern. Eine andere Ausdrucksweise ist, dass die Seevölker vom „Neunten Bogen“ herkommen. Wenn der Pharao als Herrscher der gesamten Welt apostrophiert wird, dann sagt man im Altägyptischen: „Pharao, der Herrscher der Neun Bogen“. Dabei ist natürlich der neunte Bogen der nördlichste Bogen. Griechen und Römer haben später mit ihren eigenen abgewandelten Termini dieses System der Breiteneinteilung der Welt übernommen. Eine weitere altägyptische Art der Beschreibung der Herkunft der Seevölker war „von den mittleren Inseln des Großen Grün“ (w3d-wr) oder „von den Inseln inmitten des großen Kreisstroms“ (sin wur). Den Ozean stellte man sich als umfassend großes grünes Meer und als Kreisstrom um die allgemein bekannte gesamte Welt herum vor. Mit „die Inseln im nördlichen Kreisstrom“ waren insbesondere die Küstengebiete, Halbinseln und Inseln um Nord- und Ostsee gemeint.

Diese und noch weitere altägyptische stereotype Beschreibungen des hohen Nordens der Seevölker sind von der modernen Wissenschaft als phantastisch oder mythisch/irreal in den Wind geschlagen worden. Seither führte man die Gleichsetzung kaphthor = „Kreta, die ägäischen Inseln und die Südküste Anatoliens“ ein. Die Seevölker seien Seeräuber gewesen, outcasts ihrer Gesellschaften, weshalb dann angeblich auch die Literaturen dieser mittelmeerischen Küstenbereiche selbst nicht von ihnen berichteten. Der Ägyptologe Friedrich Wilhelm von Bissing, der die Gleichung Kapthor = Kreta eigentlich inaugurierte, bekehrte sich und wandte sich entschieden gegen sie. Ein Archäologe wie Wilhelm Dörpfeld [1935], die Ägyptologen Georg Steindorff [1892] und Alfred Wiedemann [1910] haben heftig gegen die Gleichsetzung mit Kreta protestiert. Doch heute ist der Protest völlig eingeschlafen. Man beruft sich immer noch und weiterhin insbesondere auf einen französischen Gelehrten, Jean Vercoutter, als auf den, der dieses Problem der Herkunft der Seevölker angeblich endlich klargestellt habe. Ohne die Mühewaltung, sein allerdürftigstes Argument herauszusuchen, sei hier ein einziges Beispiel für seine ‘Argumentation’ [1956, 99] angeführt:

„Man erkennt, in gleicher Weise, daß die (altägyptischen) Schreiber sich erinnerten, daß das Gebiet von Keftiu seine Lage an den nördlichen Enden der bekannten Welt hat. [...] Die Tatsache, daß Keftiu klar und deutlich verbunden ist mit dem Meer und mit den Inseln der äußersten nördlichen Grenze (*confines nordiques*), unterstützt seine Lokalisation in Kreta oder in der ägäischen Welt.“

Da ist man sprachlos. Aber das ist heute die Sicht der gesamten zuständigen Wissenschaften. Die präzisen altägyptischen Angaben werden schamlos unterschlagen.

2. Wer waren die Seevölker ganz eigentlich?

Die durchaus sehr verschiedenen, aber verbündeten Seevölker werden in den altägyptischen Quellen namentlich einzeln aufgezählt. In den Berichten über die zeitlich verschiedenen Seevölkerangriffe – der erste große Angriff erfolgt schon ca. -1210 von Libyen her – tauchen für die jeweiligen Teilnehmervölker verschiedene Namen auf. Manche Namen kehren in den verschiedenen Gruppen wieder, einige wenige andere bleiben jedoch einmalig. Die aufregendste und wichtigste Nachricht ist aber, dass die altägyptischen Texte – nicht immer aber sehr oft – zu den namentlich einzeln aufgeführten Seevölkern der zeitlich verschiedenen Angriffe vermerken, dass die einen Unbeschnittene sind, die anderen Beschnittene. Die Häufigkeit der Nennung dieses besonderen und eklatanten Unterschieds zwischen den einzelnen Seevölkern geht zumindest teilweise darauf zurück, dass es zu dieser Zeit und auch später

noch [vgl. 1.Sam 18,25; 2.Sam. 3,14] die Sitte gab, dass man im Kampf Erschlagene zählte, indem man ihre Vorhäute (Penisse mit Vorhaut) abschnitt und auf einem Haufen zusammenwarf (solche Haufen sind auf altägyptischen Reliefs sogar dargestellt!). Den beschnittenen Erschlagenen hingegen schnitt man die rechte Hand ab, um in entsprechender Weise diese Hände insgesamt zu zählen. Vielleicht war mit diesem Zählen auch die Vergabe von Prämien für jeden Erschlagenen verbunden. Jedenfalls wissen wir bestens – wenn auch vielleicht nicht immer aufgrund irrtumsfreier Berichte –, dass bestimmte einzelne Seevölker unbeschnitten waren, bestimmte andere Seevölker dagegen beschnitten.

Als diese altägyptischen Nachrichten über die Unterschiede der Seevölker gemäß ihres Beschnitten- oder Unbeschnittenseins allgemein bekannt geworden waren – und das war zugleich auch eine Offenbarung hinsichtlich der zwischen den Seevölkern bestehenden fundamentalen Unterschiede in ihrer Religion –, da waren die klassischen Philologen und Althistoriker, besonders die Gräzisten, zutiefst entsetzt über das Faktum, dass das unter den Seevölkern aufgezählte Volk aqaywasa eindeutig und wiederholt zu den Beschnittenen gezählt worden ist. Denn man ist sich bald und bis heute zu Recht darüber einig geworden, dass sich hinter diesem altägyptischen Namen die altgriechischen Achäer verbergen. Die aber sind als die Urseele des blutreinen alten Hellenentums verstanden worden, nachdem in der Spätantike die Griechen selbst sehr erfolgreich alles Fremdländische (besonders das Semitische) aus ihrem Ursprung zu verdrängen oder nationalistisch-chauvinistisch umzuinterpretieren gesucht hatten. Die hethitische Rezeption dieses ‘griechischen’ Namens Achäer ist völlig unstrittiger Weise akhiya. Zugleich aber ist diese phonetische Form der Hethiter in makelloser Weise die genaue Wiedergabe des rein semitischen Wortes akhiya „Bruderschaft, Zusammenschluss von Stämmen“. Es kann also überhaupt kein Zweifel bestehen, dass das Seevolk aqaywasa – gelegentlich des ersten Angriffs der Seevölker ca. -1210 von Libyen aus – nicht nur ein beschnittenes und deshalb semitisches Volk gewesen ist, sondern dass auch sein Name ein rein semitischer war. Soweit zu sehen, hat bis heute kein einziger abendländischer Gräzist diese Tatsache zur Kenntnis genommen, dass somit die Achäer genannten, vorgeblichen Urgriechen tatsächlich Semiten waren – zumindest zum großen Teil Semiten, insofern man offenhalten muss, ob nicht in einer Bruderschaft aus mehreren Kleinstämmen auch urgriechische Kleinstämme mit einbezogen waren.

Jedenfalls aber haben die zuständigen Wissenschaften dieses im 19. Jh. aufgetauchte Problem, dass die bislang als Urgriechen verstandenen Achäer eindeutig als Semiten eingestuft werden müssen, undiskutiert, ungelöst und ausgegrenzt gelassen, also unterschlagen. Dass zweifellos mit unbeschnittenen alteuropäisch-heidnischen Seevölkern auch beschnittene semitische See-

völker aus Nordeuropa durch Anatolien über Kanaan zur Eroberung Ägyptens zogen, wird von der heutigen Wissenschaft bezeichnenderweise als zusätzlicher Beweis dafür hergenommen/missbraucht, dass die Seevölker insgesamt nicht aus Nordeuropa, sondern von den Küsten des östlichen Mittelmeeres herkommen müssten und Seeräuber, outcasts der ägäisch-anatolischen zivilisierten Gesamtgesellschaft gewesen wären – so übrigens auch Finkelstein/Silberman! Denn die unbeschnittenen Seevölker könnten sich, nach dieser Meinung, ja erst im Orient mit den angeblich nur dort zu beheimatenden beschnittenen/semitischen Seevölkergruppen zusammengeschlossen haben – was an sich schon höchst unwahrscheinlich ist. Man schließt jedenfalls von vornherein aus, dass damals in Nordeuropa semitische Völker gelebt haben könnten! Die altägyptischen Texte berichten jedoch dezidiert, dass die genannten einzelnen Seevölker insgesamt – unbeschnittene wie beschnittene – allesamt und gemeinsam aus dem nördlichsten Alteuropa gekommen sind.

3. Warum kamen die Seevölker so weit aus Nordeuropa nach Ägypten?

Hieroglyphen-Texte im Palast und Totentempel des Siegers über die Seevölker, Pharao Ramses III., berichten, die gefangenen Seevölkersoldaten hätten ausgesagt, dass sie infolge einer welterschütternden Katastrophe ihre Heimat verlassen mussten. Wir zitieren nur eine dieser sehr verschiedenen Aussagen:

„Unsere Inseln sind ausgerissen und fortgeschwemmt. [...] Die Macht des Nûn (altägyptischer Begriff für ›das Weltmeer‹) brach aus und verschlang in einer großen Woge unsere Städte und Dörfer.“

Der altägyptische Schreiber fasst zusammen: „Das Haupt ihrer Städte ist im Meer untergegangen, ihr Land ist nicht mehr“ [Edgerton/Wilson lt. Spanuth 278].

Für die gleiche Zeit dieser Katastrophe von ca. -1220 in Nordeuropa – die die Altphilologen und die Althistoriker seit langem und bis heute, als für die Seevölkersturmesgeschichte unbedeutend, prinzipiell mit Schweigen übergehen – stellt die etablierte Wissenschaft dennoch eine unerklärliche große Katastrophe im östlichen Mittelmeerraum fest, die dazu führte, dass alle diese dortigen Hochkulturen zu dieser Zeit untergehen: Die mykenische Kultur Altgriechenlands verschwindet für immer mitsamt ihrer Schriftkultur des Linear-B-Schriftsystems. Die semitische Linear-A-Schriftkultur auf Kreta und Zypern hört abrupt auf. Das Großreich der Hethiter in Kleinasien, ebenfalls samt einer speziellen hieroglyphischen und keilschriftlichen Schriftkultur, geht für immer unter. Das Königreich und Fernhandelszentrum Ugarit mit seinem ältesten semitischen Alphabet (28 Konsonanten, 3 Vokale) hört mit seiner spezifischen Sprach- und Schriftkultur für immer auf zu bestehen. Seither und bis heute ist sein Ort eine riesige Trümmerhalde (nördlich der heutigen Hafenstadt Lattakia/Syrien). Die altägyptischen Texte selbst sprechen von

großen Naturkatastrophen, die zu eben dieser Zeit sogar zur Austrocknung des Nils und der Vergiftung seines Wassers führten. Aus Korrespondenzen zwischen den Hethitern, Ugaritern und Ägyptern geht hervor, dass erstere um dringende Hilfslieferungen von Getreide und Öl baten – es ginge um Leben oder Tod – und dass Ägypten tatsächlich lieferte, wenn auch letztendlich vergeblich. Die im AT berichteten Plagen, die Ägypten zur Zeit des angeblichen Auszugs Israels aus Ägypten heimsuchten [2.Mose 7,14-12,41; Psalm 78,43-51; 105,28-36], sind mit großer Sicherheit zumindest zum großen Teil Schilderungen dieser anscheinend weltweiten Naturkatastrophe. Neueste Forschungen (von Karl Jansen-Winkeln) weisen nach, dass auch Ägypten selbst nach den Seevölkerangriffen ebenfalls von ca. drei Jahrhunderten „dark ages“ betroffen war. Martin Bernal, der große Kritiker der traditionell-dogmatischen klassischen Philologen und Historiker, aber zugleich ursprünglich studierter Sinologe, weist daraufhin, dass auch China zu eben dieser Zeit (Shang-Dynastie und Zhou) für Jahrhunderte „dark ages“ zu durchleben hatte.

Die etablierte Wissenschaft hat, außer der generellen Beurteilung „unerklärlich“, zu diesen Problemen das ganze 20. Jh. hindurch nichts zu sagen gehabt. Man blieb bei der Grundauffassung, dass die Seevölker nichts anderes als lokale Seeräuber von den Küsten des östlichen Mittelmeeres gewesen seien und also nicht aus Nordeuropa gekommen sein können, schon gar nicht infolge einer großen Naturkatastrophe in Nordeuropa, die, wenn sie denn passiert sein sollte (aber man verwirft ja die präzisen altägyptischen Aussagen als phantastisch oder mythisch!), im Verständnis dieser (im Selbstverständnis) großartigen Wissenschaft des 20. Jh. nichts mit dem unerklärlich-katastrophalen Untergang der verschiedenen großen Kulturen im Bereich des mittleren und östlichen Mittelmeers zu tun gehabt haben kann. Da es ums westliche Mittelmeer überhaupt gar keine an Umfang und Bedeutung vergleichbar hohen Schriftkulturen gegeben hat, können wir von dortigen „dark ages“ auch kaum etwas wissen.

Da die hochdotierte Universitätswissenschaft durchs ganze 20. Jh. untätig geblieben ist, hat ein universitätsferner Pensionär, Walter Stender, offensichtlich mit erheblichen astrophysikalischen Vorkenntnissen, sich an seinem Lebensabend daran gemacht, die aufgezeigten, von der Wissenschaft komplett ausgegrenzten Probleme zu lösen. Er hat alle antiken Berichte über den damaligen Absturz eines riesigen Planetoiden in die Eidermündung bei Helgoland zur Auswertung herangezogen und das Ergebnis seiner wissenschaftlich systematischen Überlegungen 1995 im Alter von 87 Jahren in einem 20-seitigen *Zeitensprünge*-Artikel veröffentlicht.

Wir geben die kürzest mögliche Zusammenfassung: Die Griechen nannten diesen „Stern“ Phaeton oder Typhon, die alten Ägypter hießen ihn Sekhmet. Es gibt weitere Namen aus anderen Kulturen. Er war ein Bruchstück des Pla-

netoiden Ceres (768 km Durchmesser) der inmitten von großen und kleinen Bruchstücken im Sonnensystem kreist. Phaeton, von weit mehr als 3 km Durchmesser, wurde vom Schwerefeld der Erde eingefangen, so dass er in einer stark elliptischen Bahn um die Erde kreiste. Dabei tauchte er bei jeder Umkreisung nur im nördlichen Teil der Erdkugel in die Erdatmosphäre ein, während er sich auf der Seite der südlichen Halbkugel auf seiner Ellipsenbahn weit von der Erde entfernte. Die Atmosphärepassagen, während denen ein starker Abbrand auf die Erde fiel, spielten sich höchstwahrscheinlich zwischen dem 20. und 58. Grad nördlicher Breite ab. Dieser 58. Breitengrad geht z.B. durch Oslo und Stockholm, der 20. durch die Mitte der Sahara zwischen deren Nord- und Südrand, durch den nördlichen Sudan und etwas südlich von Mekka durch Arabien. Das heutige Ägypten lag also noch voll unter dem ständig wiederkehrenden Abbrandfeuer des Phaeton – jedoch bezieht Ägypten glücklicherweise sein Nilwasser aus den weiter südlich bis zum Äquator reichenden Einzugsgebieten. Stender rechnete mit 14 bis 16 Erdumrundungen pro Tag. Aber es ist unklar, wie viele Tage oder gar Wochen, wenn nicht Monate Phaeton auf seiner elliptischen Bahn um die Erde gekreist ist. (Die Nasa sollte das einmal mit ihren Computern ausrechnen!) Auf dem erdfernen Teil seiner Bahn gefror Phaeton regelmäßig immer wieder zu einem Eisklumpen. Der 14- bis 16fache Umlauf pro Tag führte dazu, dass infolge der Erdrotation seine Feuerspur auf der nördlichen Halbkugel nach jedem Umlauf mit einer jeweils (am 20. Breitengrad) um ca. 2.500 km nach Osten verschobenen Spur wiederkehrte, so dass die nördliche Erdhalbkugel fast flächendeckend von Abbrandfeuer zerstört wurde – es blieben eventuell vom Abbrand unberührte oder schwachberührte Schneisen zwischen den einzelnen Umlaufbahnen.

Die Gesamtdauer der Erdumläufe und also die Dauer des Abbrands auf den nördlichen Bahnen durch die Atmosphäre ist verantwortlich für die abnehmende Größe des Phaeton von seinem Eingefangenwerden bis zum Absturz auf die Erde. Aufgrund der Ausmaße des heute noch südlich von Helgoland in Wassertiefen zwischen 20 und 58 m (tiefste Stelle) deutlich erkennbaren Einschlagkraters, schätzte Stender den Durchmesser des Phaeton beim Einschlag auf mindestens 3 km. Je nach Dauer und Menge des anzusetzenden Abbrands ist Phaetons Durchmesser zu Beginn der Katastrophe also erheblich größer (als 3 km) gewesen als bei seinem endlichen Absturz. Der noch sehr deutlich am Meeresboden erkennbare elliptische Einschlagkrater hat heute noch eine Breite von 4,5 und eine Länge von 12 km und zeigt durch seine Richtung, dass Phaeton in sehr flacher Bahn von Westnordwest nach Ost-südost eingeschlagen ist. Bohrungen haben ergeben, dass in Norddeutschland einst aller Baumbestand entwurzelt und nach Osten umgefallen ist. Das sehr flache Auftreffen auf die Erdkruste hat zudem dazu geführt, dass der

starke seitliche Stoß die vorhandenen Spannungen aufgelöst und die Schollen der Erdkruste bewegt, aufgebrochen und verschoben hat. Folgerichtig haben Geologen festgestellt, dass für die Jahrzehnte um -1200 eine längere Periode stark erhöhter Vulkantätigkeit festgestellt worden ist – mit allen Folgen, die erhöhte Vulkantätigkeit für das Erdklima mit sich bringt. Stender [201] schreibt über die weitergehenden Folgen des Phaeton-Einschlags:

„Noch unheilvoller waren dann die Folgeerscheinungen der Brände und Orkane, sowie vor allem der vom Einschlag verursachten Erdbeben, Vulkanausbrüche und Tsunamis. Zuvor ausgetrocknete und verwüstete Länder wurden überflutet, Bergwände zum Einsturz gebracht, Vulkanasche in hoher Schicht weit über das Land ausgestreut und die Atmosphäre bis zur Nachtschwärze verdunkelt. Wolkenbrüche, vermischt mit Asche, Staub und giftigen Gasen, gingen nieder, und es folgten Kälte und lange Winter. Betroffen von diesen Folgen waren viel weitere Breiten, teilweise der ganze Erdball. Natürlich wurden die meisten Völker der Erde furchtbar dezimiert von Feuer, Flut, Kälte und Hunger, zumal auch die Tierwelt ebenso dezimiert war und große Teile der Erde erst nach Jahren Früchte trugen.“

Dies war das realistische Szenario, in dem der Zug der Seevölker von Nord-europa nach Ägypten aus großer Not vor sich ging.

4. Wie konnten im Nordeuropa des -3. und -2. Jtsd. Völker völlig verschiedener Herkunft und Religion in friedlicher Symbiose auf Dauer beieinander leben? Oder: die alteuropäischen Reiche der Hebräer

Es gibt unzählige Hinweise darauf, dass die alte europäisch-orientalische Stammegesellschaft dual gegliedert war: Jeder Stamm eine vertikal geteilte Doppelgesellschaft: jede Teilgesellschaft mit eigener gesellschaftlicher Hierarchie, gewissermaßen vom Stammesoberhaupt oder Sakralkönig beiderseits, über beiderseitigen Adelsstand und Mittelstand herunter bis zum Müllsammler auf jeder Seite. Man denke diesbezüglich nur an das „Doppelkönigtum“ der Spartaner und anderer entsprechender Gesellschaften, wie z.B. auch der altrömischen Doppelspitze (autochthoner Dux/Diktator gegenüber dem semit. Rex, später ersatzweise zwei Konsuln gleicher Machtfülle). Das in alter Zeit weitverbreitet verehrte Götterpaar der Dioskuren, Castor (der „Blutreine“) und Pollux (der „blutmäßig Unreine“), zeigt schon den Kern des ethnischen Unterschieds zwischen den zwei vertikal geteilten Teilen der dualen Gesellschaft an. Caesar [*Bell. Gall.*, VI,11,5] hob das Zweigeteiltsein der Haeduer und Sequaner hervor und kommentierte dazu, dass in ganz Gallien alle Gesellschaften (omnes civitates) in zwei Teile geteilt seien (in partes divisae sunt duas). Der große Arabist und Islamist Ignaz Goldziher (1850–1921) wies

darauf hin, dass die Araber selbst die allgemein verbreitete Zweiteilung der altarabischen Gesellschaft als schon in Urzeiten entstanden betrachtet haben.

Die Wissenschaft hat sich bis heute nicht für diese urtümliche Zweiteilung der vorstaatlichen und deshalb Blutrachegesellschaft interessiert, weil man sie partout nicht verstanden hat und auch nicht verstehen wollte. So gibt es bis heute keine monographische Behandlung dieses Themas, und selbst neueste große und vielbändige Lexika über Philologie und Geschichte des Altertums haben kein Schlagwort „Doppelkönigtum“ oder „duale Gesellschaft“.

Genauer betrachtet, liegt der Urgrund dieses Desinteresses jedoch in der zutiefst wurzelnden arroganten Verachtung und übelgesinnten Denunziation des Denkens und der Institutionen der archaischen Blutrachegesellschaft in der nachfolgenden hochkulturell-zentralstaatlichen Gesellschaft, eine Verachtung, die zuweilen in Versuche der physischen Ausrottung der andersgedachten und -gelebten Prinzipien ausartete. Denn Doppelkönigtum und duale Gesellschaft bilden gewissermaßen den geistigen Kern der entwickeltsten späten Stufe der vorstaatlichen Gesellschaft, der über einen Zeitraum von mehreren Jahrtausenden (mindesten seit -4000) für die „Alte Welt“ bestimmend war. Sie war die hochgeistige letzte Vorstufe vor der letztendlich sich überall durchsetzenden zentralistisch regierten, ‘modernen’ Gesellschaft, die entscheidend verstärkt worden ist durch die das „Heidentum“ psychisch und physisch bekämpfenden Monotheismen. (Vielleicht verstehen wir diese vergangene duale Gesellschaft jetzt wieder, weil die moderne hochkulturell-zentralstaatliche Gesellschaft möglicherweise bereits unumkehrbar auf die Zerstörung der Lebensgrundlagen der Menschheit zusteuert! Diese Hochkultur hat das lange unverdient gewährte Ansehen verloren!) Diese obsiegenden zentralstaatlich-theokratischen Hochkulturen betrachteten und betrachten im Prinzip immer noch die Blutrachtsgesellschaft herabsetzend als bellum omnium contra omnes, „Krieg aller gegen alle“. Man muss sich demgegenüber vergegenwärtigen, dass die urchristliche Gestalt des „Hirten, der sein Leben gibt für die Schafe“ die vorbildliche Zentralgestalt der bluträchtlichen Gesellschaft gewesen ist: Der Blutrachefürst opfert sich für das Recht der Seinen. Ein gesundes Auge ist dabei niemals für ein verletztes Auge ausgerissen worden. In dem Streit für ungeschmälertes Recht musste der Blutrachefürst für geringsten Anlass (Zahn oder Auge usw.) sein ganzes Leben in den Tod wagen! Das spätere Gegenüber zum „Blutrachefürsten“ ist „der Mietling (der Großstaatsbeamte), der kein Hirte ist“ [s. Joh. 10,11-12].

Mit sparsamsten Strichen zeichnen wir diese frühe und hohe Zeit der dualen Blutrachegesellschaft vor den zentralstaatlichen Hochkulturen:

Seit eh und je und bis heute umschwebt der unsterbliche Ruhm unverbrüchlicher Gastfreundschaft alle einst wie heute noch existierenden Menschengruppen mit Blutracht. Aus solcher fundamentaler Gastfreundschaft ent-

wickelte sich verständlicherweise schon früh der Brauch länger dauernder und schließlich auch zeitlich unbegrenzter Gastfreundschaft, die aber, auch verständlicherweise, vergleichsweise feierlicherer Rituale bedurfte als die simple kurz bemessene Gastfreundschaft. Es entstand also recht früh die rechtliche Institution, die wir gemäß moderner Terminologie als „Beisassen (Dauerbeisassen) minderen Rechts“ bezeichnen: Alle gekommenen Fremden behielten im Prinzip ihre im wahrsten Sinne ursprüngliche Freiheit. Diese wurde aber aufgrund ihres Dauerstatus als Gäste in zweierlei Hinsicht durch beiderseitiges Übereinkommen beschränkt: 1. Der Fremdling konnte grundsätzlich keinen Landbesitz erwerben (das alleinige Privileg der einheimischen Krieger, die dieses Land verteidigten) und er durfte 2. in keiner Weise an Fehden/Kriegen zwischen den gastgebenden Stämmen teilnehmen und deshalb auch grundsätzlich keine Waffen tragen. Doch gab es für diese Dauerbeisassen weltweit zwei spezifische Ausnahmen vom Verbot des Waffentragens:

1. Noch im 20. Jh. durfte im Jemen nur der „Daushân“ [klass. arabisch dhû s-sa'n = „der für (jedwede) Streitfälle Zuständige“] betitelte Chef der Dauerbeisassen minderen Rechts den Krummdolch am Gürtel tragen, den ansonsten nur die Krieger der gastgebenden Stämme öffentlich und alltäglich zu tragen berechtigt waren. Auch der Prophet Muhammad trug in frühislamischer Zeit diesen Titel „Daushân“ [s. Lüling 2003, 342 n.8, 349], der ihn als Chef von mekkanischen Beisassen minderen Rechts ausweist: Er übersiedelte, einer Einladung zur Friedensstiftung zwischen medinischen Stämmen folgend, von Mekka nach Medina auf der Rechtsgrundlage eines „Vertrags für Frauen“. Tatsächlich haben die grundsätzlich unbewaffneten Beisassen minderen Rechts im Prinzip weltweit den Status von (waffenlosen) Frauen, die nicht angegriffen werden dürfen.

2. Die zweite Ausnahme von der Waffenlosigkeit der Beisassen ist schwerwiegender: Nur in den, im Laufe der Jahrtausende zunehmenden Fällen des Angriffs eines übermächtigen Feindes von außerhalb der Landesgrenzen der blutrechtlichen Kleinstämmegesellschaft sind die Beisassen minderen Rechts in jedem der umwohnenden Stämme aufgefordert, an der Bekämpfung des Landesfeindes teilzunehmen, wobei sie jedoch nur Hilfswaffen verwenden dürfen: Langschwert und Pferd sind ihnen grundsätzlich verwehrt, den gastgebenden Stämmen vorbehalten. Die Dauerbeisassen kämpfen dann mit landwirtschaftlichen und handwerklichen Geräten, z.B. mit Forken, Hacken, Holzstangen (primitiven Lanzen), Flegeln, Schlagstöcken, mit Äxten und mit einschneidigen Messern/Brotmessern. Außerordentlich häufig werden daher diese Beisassen minderen Rechts in verschiedenen Weltgegenden nach ihren dort jeweils gebräuchlichen verschiedenen Landwehrwaffen benannt: die Franken nach der Frakka/Forke (ein semit. Wort!), die Langobarden nach der

langen Holzstange, die Germanen nach dem Ger (eine bäuerliche Jagdwaffe, kein Kriegsgerät!), die Hauken oder Hugen (in Hessen) nach der Hacke, die Sachsen nach dem Sachs (der ein einschneidiges Messer/Brotmesser war). Unbestrittener Maßen sind die römischen Quiriten benannt nach einem semitischen Wort für Stange/Lanze, ebenso wie die römischen Sabiner, deren semit. Wort sabu für die Lanze und ihren Lanzengott unmittelbar zusammenhängt mit dem hebräischen seba'ôt/Zebaoth (übrigens mit emphatischem s). Der atl. Gottesname Zebaoth ist daher eine speziell für die Hebräer/Beisassen minderen Rechts sehr treffende Bezeichnung: „Gott der Lanzen/Lanzenkämpfer“. Die griechischen Dorer (dory „Holzbalken/Lanze/Lanzenkämpfer“) werden auch ausführlicher als griech. dorymachoi „Lanzenkämpfer“ bezeichnet. Alle griech. Dorer = Herakliden sind daher semit. Dauerbeisassen gewesen. Es gibt sehr viele weitere solche landsmannschaftlich verschiedenen Bezeichnungen der Beisassen nach ihren Hilfswaffen, mit denen sie Landwehrdienste leisteten. Unser Wort Landwehr (für Hilfstruppe, letztes Aufgebot) stammt selbst aus dieser uralten Zeit des ausnahmsweisen notgedrungenen Kriegsdienstes der (semit.) Beisassen. „Land“ macht hier ansonsten keinen Sinn. (Übrigens deutet in der alten dualen Gesellschaft das Wort „Fußvolk“ in der Regel präzise darauf hin, dass es sich um eine aus Beisassen minderen Rechts bestehende Truppe handelt! Das Pferd als Kampffross war ihnen grundsätzlich versagt.)

Die weltweit gültigen Hauptbezeichnungen dieser semit. Beisassen minderen Rechts sind jedoch die folgenden:

1. Hebräer. Unbestritten bedeutet dieses hebr. Wort (Singular 'ibrî, Plural 'ibrîm oder 'ôberîm) „der oder die Hinübergeher“. In der Völkertafel [Genesis 10,21] begegnet er als hebr. 'êber. Dieses semit. '-b-r steckt übrigens direkt in unseren Präpositionen gemeingerm. „über, over“, griech. hyper und lat. super, denen ja auch die alt- wie modernarabische Präposition 'abr „über, hinüber“ genau entspricht. Die AT-Wissenschaft hat bisher drei Deutungen dieses „Hinübergehens“ gegeben. Man bezog es erstens auf das Hinübergehen Abrahams und seines Clans über den Euphrat. Zweitens hat man gemeint, es seien mit den Hebräern/Hinübergehern die Israeliten gemeint, wegen ihres Einzugs nach Kanaan über den Jordan unter Führung Josuas. Beide Erklärungen sind unhaltbar, denn das Wort (mit seinen phonetischen Varianten khabîru und 'apîru) und seine Bedeutung „Hinübergehen“ sind im alten Orient schon spätestens seit der Mitte des -3. Jtsd. in Gebrauch als Bezeichnung bestimmter weltweit agierender Spezialmenschengruppen innerhalb der alten Gesellschaft – und die ersten Keilschriftzeugnisse bezeichnen sicher nicht den Anfang des Hebräertums, so dass dieses also viel älter als das Abrahamiten- und Israelitentum ist. Und drittens hat jüngst der geschätzte ATler George E. Mendenhall dieses Wort „Hebräer“ als „transgressor“ gedeutet. Auch diese

Deutung ist ganz und gar nicht plausibel, denn in der langen, unbiblischen wie biblischen Geschichte fallen die Hebräer eigentlich nie als „Gesetzesbrecher“ auf, im Gegenteil sind sie weltweit die Begründer des ersten intertribalen Rechts für ihre analphabetischen Gastgeber – wie wir am Beispiel des alten Rom eindeutig aufgezeigt haben. Eine Ausnahme bilden lediglich die altägyptischen Amarna-Briefe (-15./14. Jh.), die die Khabîru gelegentlich als gesetzlose Marodeure ansehen. Aber das liegt daran, dass hier die „demokratischen“ Khabîru aus der Sicht des ägyptischen Zentralstaats und seiner ebenso zentralstaatlichen Satelliten gesehen sind: als undurchschaubare Störenfriede aus dem blutrechtlichen Hinterland der Wüsten jenseits des zentralstaatlichen ‘Hochkulturlandes’.

Die alte Bedeutung von Hebräer ist mit Sicherheit „die Hinübergeher“ in dem Sinne, dass sie als die unbewaffneten Beisassen minderen Rechts (das größte gefühlte Negativum ihres Status!) diejenigen sind, die allein, und vor allem wegen ihrer Waffenlosigkeit, die einzigen sind, die über alle Blutrachegrenzen der Blutrachestämme hin- und herüber wechseln können und dürfen (das wichtigste positive Monopol ihres gesellschaftlichen Status!) und dabei die Kriegerstämme unter sich zu Friedensordnungen anstiften und anleiten! Dass somit die Gäste minderen Rechts im Lande die geistig-geistliche Führung innehaben, ist eine wundersame Konstellation, die wohl kaum zielstrebig-rational erdacht worden ist. Sie ist schlicht blutrechtliches Gesetz gewordene menschliche Urnatur!

2. Der nächsthäufige und -wichtige Name der Hebräer ist gômer, plur. gômerîm „der Vereiniger“ [1.Mose 10,2 f.]; ein Sohn Gômers ist Aschkenaz (die alte Bezeichnung der europäischen Juden), ursprünglich Îsh-kenâz zu lesen, was dann „der Mann/der Hebräer der Skandinavier“ bedeutet [Herodot II,33 u. IV,49]. Das Wort quraish (Name des „Stammes“ des Propheten Muhammad in Mekka) bedeutet übrigens ursprünglich gleichfalls „Vereiniger“. Die mekkanischen Quraish werden aber häufiger mit dem synonymen Wort mugamî’ûn „Vereiniger“ bezeichnet. Sie waren also in vorislamischer Zeit „Beisassen minderen Rechts/Hebräer“ (mit erheblich anderer/älterer Religion als der der Juden).

3. Wichtig, aber weniger häufig ist das Wort gêr, das man im AT heute mit „Fremdling“ übersetzt (im Arabischen mit „Nachbar“). Es bedeutet aber ursprünglich eigentlich denjenigen, der mit einem Ritus (dem Zerren am Zeltstrick; man kannte gegenseitig die Sprachen nicht!) um beschütztes Bleiben ersucht und dieses auch feierlich-rituell zugesichert bekommen hat.

4. Verbreitet war auch der Name dân „der Weise, Wissende“. Er hatte seine unmittelbare semantische Parallele in dem im nordöstlichen Altarabien gebräuchlichen persischen Begriffspaar kinda „kundig, weise“ und âzâd „frei, edel“, das die beiden Hälften der dortigen dualen altarabischen Gesellschaft

bezeichnete. Die meisten vorislamischen Könige Arabiens wurden mit den berühmten Kinda in Verbindung gebracht, die in jedem Stamm der âzâd lebten. Die Araber verstanden aber schon bald nicht mehr das Persische und machten aus pers. âzâd „freigeboren“ ein arab. asad „Löwe“, was praktisch genauso gut dem Zwecke diente, die Ehre der Kriegerhälfte des Stammes zu preisen. Die stereotype altarabische, ehrende Bezeichnung der Kinda war aber kindat al-Muluk, was keineswegs, wie oft oberflächlich verstanden „die königlichen Kinda“ (als wären sie Könige gewesen!) bedeutete, sondern korrekterweise „die Kundigen/Weisen der (altarabischen) Könige“, weil sie als die mit der weisen Schlichtung aller Streitfälle beauftragten, die unverzichtbaren, aber sich bescheiden im Hintergrund haltenden Stützen praktisch aller Krieger-Könige des vorislamischen Arabien waren.

5. Als letztes sei darauf hingewiesen, dass es verschiedene Bezeichnungen für Beisassen gibt, die so etwas wie „Tapferkeit, diszipliniertes Engagement“ bedeuten, denn die Hebräer selbst wie ihre Gastgeber haben das waffenlose Hinübergehen über alle nahen und fernen Grenzen gewissermaßen als das tapfere „Reiten von Tigern“ (nämlich der räuberischen Beduinen) angesehen. Das „berufliche“ Hinübergehen wurde sogar prinzipiell als gottgefälliges und sündenerlassendes Tun angesehen. Eine solche arab. Wortgruppe der „Tapferkeit“ ist hums, ahmas, hamas (heute die Bezeichnung der bekannten Palästinenserorganisation), hamse, wobei letzteres die etymologische Wurzel von dtsh. „Hanse“ ist (fast alle Bezeichnungen des Gildewesens, z.B. auch „Zunft“, sind semit. Ursprungs, weil das Gildewesen in Europa aus der semit. bestimmten arbeitsteiligen und handwerklichen Organisation der semit. Beisassen minderen Rechts hervorgegangen ist). Dieses hums usw. wurde später regelmäßig als hums „Fünftel“ verstanden.

Abschließend wollen wir anhand dieser bei weitem nicht erschöpfend aufgezählten Namen für die eine semitische Dauerbeisassen-Hälfte der alten dualen Gesellschaft andeuten, wie Erdteile überspannend und wie wahrhaft kosmopolitisch diese von den waffenlosen Hebräern minderen Rechts und ihren waffenstarrenden Gastgebern inaugurierte duale Gesellschaft gewesen ist. (Wenn man sich die Zahl der Hebräer in Alteuropa annäherungsweise vorstellen will, so sind es möglicherweise etwa eine Million gewesen, was bedeutet, dass die nach dem Seevölkersturm sich in Palästina niederlassenden Hebräer in etwa nur ein Prozent dieser Gesamtzahl gewesen sind: 10.000!) Man erinnere dabei stets, dass praktisch alle diese Namen für semit. Beisassen minderen Rechts Synonyme gewesen sind, auch wenn sie sich jeweils nur auf Teilaspekte dieser Zweithälfte der „dualen Gesellschaft“ bezogen haben.

Das Wort Hebräer = hebr. ‘ibrî/‘ibrîm gibt sich zu erkennen in der Bezeichnung der Iberer in Spanien und der Iberer nördlich wie östlich des Schwarzen Meeres. In beiden weiten Weltgegenden zeigen gewisse Umstände

(mythische semitische Namen wie Sephardim und Hesperiden, oder die Tatsache der sehr früh herrschenden Beschneidungssitte, z.B. in Colchis am Kaukasus usw.), dass hier tatsächlich in ältester Zeit bedeutende semitische Volksteile einen großen sprachlichen und kulturellen Einfluss hinterlassen haben. Auch die german. Eburonen dürften vom hebr. 'ibri herzuleiten sein.

Der Name Gömer „Vereiniger“ [1.Mose 10,2 f.] hat sich am stärksten verbreitet: Von ihm leiten sich, mit leichter phonetischer Abwandlung, die Namen „Kimbern“ in der gesamten Westhälfte Alteuropas und „Kimmerier“ in der gesamten Osthälfte Alteuropas her. (Schon der berühmte Doppelbegriff „Kimbern und Teutonen“ charakterisiert deutlich die alte duale Gesellschaft: „Teutonen“ bedeutet lediglich „Stämme“, denen die Kimbern als Nichtstammesleute gegenüberstehen. Sie stehen voran, weil sie als Hebräer und „Vereiniger“ der Stämme trotz minderen Rechtsstatus der wichtigere, geistig-geistlich führende Teil der dualen Gesamtgesellschaft gewesen sind!). Es gibt noch die Namensvariante Sugambres oder Sicamber, mit der noch die letzten Merowingerkönige tituliert werden, die letzten „hebräischen“ Könige Alteuropas (Chefs der semit. Hälfte minderen Rechts). Ihr Königsamt wurde nämlich usurpiert von den Pippiniden, den Majordomi = den Chefs der Blutlinie (= Dynastie) der freien Krieger. (Lat. dom(us) stammt von semitisch dam = „Blut“ = „Familie“, wie auch im Griech. demokratia „Herrschaft der Blutreinen“ bedeutet). Die Muttersprache Karls des Großen war nicht (das semitische) Fränkisch/Germanisch/Deutsch, sondern Karl sprach sorbisch und war ein Analphabet, während alle Merowingerkönige hochgelehrt waren (sie sind oft aus dem Kloster zum Königtum gelangt oder nach Absetzung zurück ins Kloster gegangen!). Interessanterweise tragen die späteren Römischen Kaiser deutscher Nation, die Sachsenkaiser (seit dem 10. Jh.), als Kaiserornat das genau nachgebildete Ornat des Jerusalemer Hohenpriesters! Sie standen als „Sachsen“ („Brotmesserkämpfer“) zweifellos in der Tradition der semit. Beisassen minderen Rechts. Aber der römische zentralstaatlich-imperialistische Geist setzte dieser geistlichen Tradition der Sachsen trotz hebräischem Hohepriesterornat ein endgültiges innerliches Ende.

Der semit. Name dân für die Beisassen minderen Rechts haftet an den griech. Danaern. Er ist auch besonders im Südosten Kleinasiens zuhause. Seine Verbreitung nach Nordeuropa zeigt sich in folgenden Stationen der Hebräerreisen dorthin in frühesten Zeiten: An den Dardanellen wohnten schon vor Zeiten des troianischen Kriegs die Dardaner. Der Kern beider Wörter ist dar-dân = Tor der Dan. Wenn die Dân nach Nordeuropa weiterziehen wollten, benutzten sie Dnjepr und Dnjestr, die in alter Zeit Danapris und Danaster ausgesprochen wurden. (-pris/-poros wie in Bosporos „Rinderfurt“, somit Danapris = „Furt“ der Dan; -ister höchstwahrscheinlich „Straße“ der Dan). Nach dem Ärger durch den Umweg (Bogen) über den Bug, kamen sie

in die Weichsel (Hinüberwechsel), an deren Mündung sie in Dänzig (Deich/Burg der Dan) Station machten. Von dort ging es nach Dänemark, das viel später auch Judtland/Jütland heißen sollte. Zu beachten sind auch die Wege der Dan, die durch Flussnamen angezeigt sind. So die Rhône in Frankreich, die in alter Zeit Rhodanus hieß (rhâh oder rhâu ist „Weg“ – wie z.B. im Persischen): „Weg der Dan“. Diesem französischen Namen entspricht die fränkische Rednitz, an deren Ursprung (südlich von Nürnberg) der von Karl dem Großen veranlasste Karlsgraben/Kanal liegt, der den Übergang von Donau/Altmühl zum Main und Rhein erleichtern sollte. Die Rednitz hieß im frühen Mittelalter noch Radanaz – entsprechend Rhodanus. Vermutlich ist der Eridanos der antiken Geographen, die heutige Eider, als Verbindung zwischen Ostsee und Nordsee eine weitere Variante des Flussnamens „Weg der Dan“. Das AT spricht [1.Chron. 1,7; 1.Mose 10,4] von den Rodanitern ganz in Entsprechung zur altägyptischen Ausdrucksweise, wo es heißt, dass jenseits von ihnen „die Inselländer der Heiden“ (= die Seevölker am nordeuropäischen Ozean) liegen. So verbreitet sind also die Daniten/Danaer!

Der von den semit. Beisassen minderen Rechts durch ihre Grenzgängerei besorgte komplette Zusammenhang Alteuropas kann auch dadurch betont werden, dass man das bisher nicht gelöste Problem, wer denn in Alteuropa die Urnenfelderleute waren, ebenfalls mit der Anerkennung der Ubiquität der Hebräer in Alteuropa löst: Das bisher ungelöste Problem ist, dass in den Urnenfelderzeiten Körpergräber und Urnenbeisetzungen in der Regel wie selbstverständlich auf ein und demselben Friedhof nebeneinander zu finden sind. Aber wer waren diese zwei sicher auch religiös völlig differenten Parteien im gemeinsamen Gesellschaftsleben wie auf dem Friedhof? Man lese über die Aufbewahrung der Gebeine des Stammvaters Joseph in einem hebr. 'arôn genannten Gefäß [1.Mose 50,26], dessen Wortform aus vielen schwerwiegenden Gründen tatsächlich die hebräische Urform für das lateinische wie für das abendländische Wort „Urne“ ist. Die Einheimischen in Alteuropa bestatteten ihre Toten bei sich, wo sie und ihre Toten für immer verblieben. Die nichteinheimischen und zu ihren Lebzeiten mit beträchtlichen Ortsveränderungen rechnenden Hebräer jedoch bewahrten ihre Toten in Krügen (in ältester Zeit in Tüchern) so auf, dass die Gebeine gegebenenfalls mitgenommen werden konnten.

Selbst Geschichten der deutschen Mythologie beschreiben offenbar die semit. Beisassen minderen Rechts, z.B. in der Erzählung von den Heinzelmännchen, den guten Arbeitsgeistern der alten Gesellschaft, die infolge von aufkommenden Zwistigkeiten mit ihren einheimischen Arbeitgebern ihre Arbeit quittieren und davonziehen. Ganz allgemein zeigt ja auch die Geschichte der germanischen Völkerwanderung (ca. 200–500) Charakterzüge einer Südwanderung der semitisch-germanischen Beisassen der Gesellschaft.

Sie werden dabei von ihren einstigen slawischen Gastgebern nicht verfolgt und suchen im römischen Süden, durchaus nicht kriegerisch, sondern mit Vertrag, Land zur Ansiedlung zu erlangen. Übrigens waren selbst die Goten Hebräer: Ihre seit Urzeiten geheiligte Dynastie hieß „Amaler“. Im Althochdeutschen bedeutet amal „mühevoll(e) öffentliche/offizielle Arbeit“. Aber das ist Semitisch, wo ‘amal ebenso „Mühe, Arbeit“ bedeutet. Noch heute ist in Arabien das Wort für „Gouverneur“ ‘âmel, „Amtsgeschäfte“ heißen mu‘amalât.

Ein letzter wichtiger Kurzhinweis zur unglaublich starken und weiten Verbreitung der semitischen Hebräer in Alteuropa: Der hochangesehene Historiker der alten Klassischen Geschichte Eduard Meyer – er war auch bestens bewandert in allen alten orientalischen Sprachen, besonders den semitischen – schrieb schon gegen Ende des 19. Jh. [III, 40, Fn. 1] darüber, dass Germanisch praktisch Semitisch ist: Im Stimmabsatz vor Vokalen (Glottisschlag)

„wie in der beschränkten Zahl der Tempora und Modi deckt sich die Gestaltung des Germanischen mit dem Semitischen. Die Übereinstimmung ist dann dadurch noch größer geworden, daß infolge des Ablauts und des Umlauts auch in den germanischen Sprachen die Konsonanten in einem beträchtlichen Teil des Wortschatzes (wenngleich nicht so ausschließlich wie im Semitischen) die alleinigen Träger der Bedeutung, die Vokale die der grammatischen Form geworden sind.“

Obleich die zuständigen Wissenschaften dieses Statement bis heute mit Schweigen übergangen haben, haben doch Außenseiter weit schwerwiegendere allgemeine Übereinstimmungen des Germanischen mit dem Semitischen nachgewiesen, so dass heute bestens begründet festgestellt werden kann: Die germanischen Sprachen sind alle zusammen ein uraltes Jiddisch, das nicht Jiddisch (eher Ibrisch) genannt werden kann, weil es so früh (seit spätestens -4.000 bis -1.000) noch gar keine Juden von Weltbedeutung gegeben hat.

Josua und Mose als Akteure im Seevölkersturm von Nordeuropa her

In der *Odyssee* wird, neben manch Freierfundenem, berichtet [*Od.* XIV, 246-359 u. XVII, 425-487], dass Odysseus mit einer Kriegsmannschaft nach Ägypten segelte und dort nach Kämpfen in glücklicherweise ehrenvoll-milde Gefangenschaft geriet, um nach Jahren schließlich fliehen zu können. Diese Episode ist von vielen Seiten (z.B. auch von Fritz Schachermeyr) als eine altgriechische Bezugnahme auf den historischen Seevölkersturm anerkannt worden. Es liegt nahe anzunehmen, dass in den anderen griech. Mythen über die gleiche historische Zeit um ca. -1200, und somit auch in der Argonautensage, unter vielem später Hinzuerfundenem eben doch auch alte historische Berichte mitüberliefert worden sind – ganz generelle, aber auch kleine spezifische, scheinbar nebensächliche. Die Wissenschaft ist sich einig, dass die

weitschweifige Liebesgeschichte zwischen Jason und Medea erst spätnachträglich in die Argonautensage hineinkomponiert worden ist.

Und da fällt etwas ganz Generelles auf: Die Teilnehmer an der Argonautenfahrt werden unterschiedslos als Minyer bezeichnet, was eine der vielen synonymen Bezeichnungen der semit. Beisassen minderen Rechts ist (Minäer, Minim, Minoer, sogar Minne bezeichnen im Semit. alle dieses selbe: „besondere Art, Berufsgruppe“). Übrigens ist der Name Argo semitisch: arga' „am besten (sichersten/schnellsten) zurückkehrend“. Aber diese einseitige Bezeichnung der Argonauten als nur Beisassen-Minyer ist wohl eine Nachlässigkeit: Es waren sicher auch nordeuropäische Stammeskrieger dabei. Denn die zwei Führer der Argonautenfahrt heißen Jason und Mopsos [dies die griech. Namensversion, die alte semitische lautet moqsos = „der (Opfertier-)Zerschneider, Orakelpriester“], wobei ganz eindeutig Jason für die gesamte Fahrt der militärische Führer der Argonauten ist, während Mopsos ebenso durchgehend allein ihr „geistlicher“ Führer, ihr „Seher“ und insbesondere der Chef der semit. Beisassen (Einstieg in das Mopsos-Problem über Michael Astour [1965]). Jeder von diesen beiden ist offensichtlich der Chef nur seiner eigenen Hälfte der dualen Gesellschaft. Der griech. Name Jason „Heiler“ hat, neben ähnlichem Klang, fast die gleiche Bedeutung wie der biblische Name Josua „Retter“. Das könnte ein Fall wie der des biblischen Paulus/Saulus sein: Man übernimmt im Altertum nicht den exakten Namen einer fremden Sprache, sondern einen ähnlich klingenden wie auch Ähnliches aussagenden aus der eigenen Sprache: in unserem Falle Jason ↔ Josua.

Die Argonauten waren zudem im Phaeakenland (das Land, das aus der ägyptischen Tradition über Solon zu Platon Atlantis heißt: Nordeuropa) und sie kommen über das Schwarze Meer. Und, was Mopsos betrifft: Es werden, je nach Tradition in verschiedenster Weise, einige seiner Reisen durch Kleinasien beschrieben – oder auch nur eine Reise in verschiedener Weise beschrieben. Und diese Argonauten unter Jason und Mopsos kommen schließlich bis Askalon (20 km nördlich von Gaza an der heutigen Grenze nach Ägypten). Und dazu wird dann berichtet, dass Mopsos in einem See in der Nähe von Askalon Gegner ertränkt habe – eine von vielen Versionen sagt „die Göttin von Askalon Atargatis und ihren Sohn Ichthys, die dann von Fischen gefressen wurden“, eine andere Version sagt kurz und bündig „Ungläubige“. Da es um Askalon herum keinen See gibt, kann hier nur der 100 km südlich von Gaza (= 120 km südlich von Askalon) gelegene Sirbonis-See gemeint gewesen sein, der Ort des biblischen „Meerwunders“, des Untergangs der ägyptischen Streitmacht im „Schilfmeer“ [2.Mose 14,19-15,21]. Bei aller Differenz infolge des andersartigen Milieus dieser griech. Argonautentradition sieht das hier dennoch sehr nach einer Dublette zum Bericht der Bibel aus: Sowohl in der griech. Sage (Mopsos selbst ertränkt Atargatis-

Ichthys oder Ungläubige) wie auch in der Darstellung der Bibel nimmt Mopsos/Mose [2.Mose 14,21 ff.] selbst aktiv an der Ertränkung der Gegner teil. Wenn es weitere solche Übereinstimmungen zwischen Mopsos und Mose gibt, steht die teilweise historische Identität der argonautischen wie der biblischen Erzählung von Jason/Mopsos bzw. Josua/Mose fest.

Eine weitere frappierende Übereinstimmung ergibt sich aus folgenden Umständen: Auf seiner Reise/seinen Reisen (= Kriegsfahrten?) durch Kleinasien und sonstwo hat der Seher Mopsos recht merkwürdige Weggenossen, z.B. Kalchas, den Seher der Griechen im troianischen Krieg (ca. -1200), der früher oder – nach mancher Tradition – auch später nach einem Seher-Wettstreit mit seinem Seher-Kollegen Mopsos aus Gram über sein missratenes Rätselraten stirbt. Und da ist gleichzeitig auch ein Ampyx oder Ampykos, der der Vater (besser: ein Vater unter mehreren fabelhaft erfundenen Vätern) von Mopsos gewesen sein soll, und den der angebliche Sohn Mopsos letztendlich getötet habe. Und da ist zudem ein gewisser Amphilochos (auch er nächstverwandt: angeblich ein Halbbruder des Mopsos), der zusammen mit Mopsos, oder auch nicht zusammen, eine lange Reise durch ganz Anatolien vom Nordwesten (Troia) bis zur Kilikischen Pforte/Adana gemacht haben soll, wo letztendlich beide, Amphilochos und Mopsos, in handgreiflichen Streit geraten, in dem sie sich gegenseitig töten – weshalb es dort für viele Jahrhunderte bis in hellenistische Zeiten ein beiden gewidmetes Orakelheiligtum gegeben hat.

Die Wissenschaft hat diese einst fabelhaft verwirrten Nachrichten nicht durchschaut, weil man die Personennamen als griechische aufgefasst hat, obgleich sie keinen griech. Sinn ergeben. Nimmt man sie als semitische, kommt man aus dem Staunen nicht heraus: Beide Teile des Namens Amphilochos sind semit.: *amphi* bedeutet „umherum“ wie in Amphitheater = „(von) umherum, von beiden Seiten schauen“, und *loch* bedeutet „Gesetzestafel“, [wie z.B. auch 2.Mose 34,1] im Plural: *luchôt* „(Gesetzes)tafeln (des Mose)“. Eigentlich bedeutet semit. *lâch/lôch/lûch* „scheinen, glänzen“, und die „Tafel zum Schreiben“ ist daher sinngemäß eigentlich der (harte und dicke!) Stein, den man „rundherum“ (*amphi*), d.h. auf beiden Seiten feinstens poliert hat, bevor man etwas zu langer Dauer Bestimmtes auf beide Seiten schreibt (die traditionell-biblische Auffassung, Mose habe zwei zusammengebundene dünne und zerbrechliche Gesetzestafeln zerschmettert, ist zweifellos völlig unrealistisch!). {Wie penetrant semitisch das Germanische ist, sei, durchaus nicht erschöpfend, an einigen Wörtern dieses semit. Stammes l-w-ch angedeutet: Licht, leuchten, lachen (= Leuchten des Gesichts), Lache [spiegelndes Wasser], engl. lake, Loch Ness [See], auch Loch [= etwas Durchlöchertes], denn ein Loch in einem Topf oder im Dach sieht man nur aus dem dunklen Inneren als Lichtpunkt gegen den Himmel; lugen, Luchs-Tier u. Lux-Licht, griech. Lykos „Wolf“ bedeutet eigentlich das Leuchten der Augen speziell im

Dunkeln; griech. lochos „Hinterhalt“ ist deshalb „etwas zum Schein Vorgegebenes“, weshalb auch dtsh. „Lug, lügen, leugnen“ eigentlich ein „zum Schein vorgeben“ ist. Der seit Jahrtausenden wissenschaftlich als „Wolfsmacher“ gedeutete griech. Name Lykourg ist daher so ganz falsch nicht, aber eben doch falsch, weil der berühmte Gesetzgeber Lykourg nach dem genannt gewesen sein muss, was er tatsächlich war: Gesetztafelmacher. Auch die antike Landschaftsbezeichnung „Lykien“ in Anatolien bedeutet sicher nicht „Wolfsland“ sondern „Land mit Gesetzen“, wie überhaupt fast alle alten Landschaftsbezeichnungen Anatoliens Bezeichnungen der verschiedenen Gruppen dortiger Beisassen minderen Rechts sind – bekannt für ihr Gesetzmachen –, z.B. Lydien, Karien, Luwien, Pamphylien}.

Mit dem Namen Ampyx oder Ampykos steht es nun genauso: Die alten Griechen haben diesen Namen als „beidseitig – Faust“ gedeutet. Denn in einer alten Abbildung (Kypseloslade, ca. -600) ist er als Faustkämpfer mit zwei Fausthandschuhen abgebildet. Aber pyx/pyxion bedeutet im Griechischen nicht nur Faust, sondern auch „Tontafel zum Schreiben“, weil (Keilschrift-)Tontafeln zum Schreiben gewissermaßen in der leicht geöffneten Faust wie ein Faustkeil gehalten werden. Der Name Ampyx/Ampykos ist also nichts weiter als ein altes Synonym für Amphilochos: „der mit der beidseitig geglätteten und beschriebenen Tafel“. Da Herodot in seiner gesamten Geschichtsschreibung niemals von Mopsos, wohl aber ausführlich von Amphilochos spricht, den er mit Kalchas durch Kleinasien wandern lässt – wo andere Traditionen Kalchas mit Mopsos wandern lassen und hinwiederum Amphilochos nicht genannt ist –, können diese semitischen Namen mit großer Sicherheit nur alternative Bezeichnungen für Mopsos/Mose gewesen sein. Ampyx/Amphilochos/Mopsos sind verschiedene, u.U. auch gleichzeitig gebrauchte Bezeichnungen für den größten Gesetzgeber speziell dieser Zeit: Eine spätere Zeit hat aus den alternativen Bezeichnungen einer Person verschiedene Bezeichnungen differenter Personen gemacht. (Außerdem gibt es im AT für älteste Leviten noch den frühen semit. Namen mûshî „der Schlangemann“, aber nicht [mehr?] für den Leviten Moses.

Das könnte und dürfte damit zusammenhängen, dass das „Wahrzeichen“ Moses, eine große bronzene Schlange als Standarte, im frühen -7. Jh. aus dem Jerusalemer Tempel als heidnisch entfernt und ihr Andenken so gut wie möglich verdrängt worden ist, wobei dann auch der Name mûshî „Schlangemann“ mittels der erfundenen neuen hebr. Orthographie moshâ verdrängt worden sein dürfte. Dieses entstellte Wort moshâ hat aber im Althebräischen selbst keine Bedeutung und kein weiteres Vorkommen und auch keine umgebenden Wörter einer Wortstammbedeutungsfamilie. In der Argonautensage stirbt Mopsos in Libyen infolge eines Schlangenbisses! Zu guter Letzt aber bewahren die im Koran rekonstruierbaren vorislamisch-altchristlichen Stro-

phenlieder die urarabische Tradition der Schreibung des Namens Mose mit den Konsonanten m-w-s-y , deren normale und notwendige Lesung als mûsî „Schlangenmann“ dadurch bestätigt ist, dass dieses altarabisch-vorislamische mûsî in einem langen Strophengedicht mehrfach in der Position des Zeilenend-Reimwortes mit -û-î als Endreim Mûsî erscheint! [Lüling 2004; 2003 zu Sure 26,52-67]

Diese Erhellungen des Namens Mopsos/Mose fundamentieren die Erkenntnis, dass der biblische Mose tatsächlich der besagte hebräische Führer Mopsos der Argonauten und also der semitischen Hälften (= der Beisassen) der einzelnen aus Nordeuropa gekommenen Seevölker gewesen ist. Das verbindet sich dann mit der Tatsache – die der israelische General und Archäologe Yigael Yadin 1968 erstmals herausarbeitete –, dass einige Stämme Israels (bis zu sechs sind in der Diskussion) in ältester Zeit „Seestämme“ gewesen sind, d.h. sehr wesentlich mit Schifffahrt (auch über Flüsse und Wasserscheiden Osteuropas) zu tun hatten – insbesondere die fälschlich als „Stamm“ klassifizierten internationalen Beisassen/Hebräer namens Dan („warum blieb Dan auf den Schiffen?“ [Richter 5,17b]), zu denen Mose genealogisch gehörte: Mose war ein Danaer/Danite/Däne. (Es gibt auch ein in der Wissenschaft gern übersehenes Buch von Eva Strömberg-Krantz [1982] über die „nautische Terminologie“ im AT!)

Diese generellen Aspekte können nun im Gegenzug durch unzählige im AT selbst überlieferte scheinbar unbedeutende Kleinigkeiten präzise bestätigt werden. Zwei kleine Beispiele:

Mose nennt seinen Sohn Gerson und begründet das, indem er sagt: „ich nenne ihn Gêrson, weil ich gêr (= Beisasse minderen Rechts) gewesen bin in fremdem Land“ [2.Mose 2,22; 18,3]. Hier ist klar, dass Mose in dem offenbar aus zwei Teilen bestehenden Wort Gerson den ersten Teil unbeanstandbar als gêr „Beisasse minderen Rechts, Hebräer“ versteht. Und in seiner Begründung dieser Namengebung betont er, dass er gêr gewesen ist in fremdem Land, dass also er jener gêr ist, der in dem Doppelbegriff an erster Stelle genannt ist. Die gemeinte Relation zwischen Vater und Mose ist also unausweichlich die, dass der Vater Mose gêr gewesen ist, der seinen Sohn deshalb dann nach sich selbst in seiner Eigenschaft als gêr benennt. Der zweite Teil des Doppelbegriffes kann also nur Sohn bedeuten: Mein Sohn ist der Sohn eines einstigen gêr in fremdem Land. Damit ist das son in Gerson eindeutig eben diese genealogische Silbe, wie sie aus Skandinavien (Dänemark) seit ältesten Zeiten bis heute bekannt ist. Im Semitischen gibt es dieses Wort „son = Sohn“ nicht. Der Doppelbegriff gerson entspricht also haargenau einem skandinavischen Peter-son oder Johanson. Mose war Danite und sprach zumindest rudimentär skandinavisch/dänisch!

Das zweite Sprachbeispiel, unter vielen noch weiteren möglichen, betrifft einmal den Umstand, dass [Richter 18,3 ff.] eine Gruppe von Danitern ohne Sichtkontakt, gewissermaßen aus einem Nebenraum, einen ortsfremden dänischen Priester an seiner Sprache erkannten. Daniter/Dänen hatten also eine sie von anderen Sprachgruppen unterscheidende Sprache oder spezifischen Akzent. Vor diesem Hintergrund muss man dann die Szene interpretieren, die so beschrieben ist [2.Mose 6,10-12+30]: Gott fordert Mose auf, zum Pharao zu gehen und Fürsprache für Israel einzulegen, worauf Mose antwortet: „Die Kinder Israel hören mich nicht, wie sollte mich dann Pharao hören? Und zudem bin ich von unbeschnittenen Lippen!“ Man hat in den letzten Satz viel Unsinniges hineingelesen. Das einfachste und naheliegendste ist, diesen Satz prima facie zu verstehen: Mose sprach eine heidnische, zumindest heidnisch stark durchsetzte Sprache.

Wir können nicht schließen, ohne wenigstens zwei Sätze zu sagen zu Jason/Josua als dem Führer der Hälfte(n) der freien Stammeskrieger oder generell als dem Chef der Philister in der alteuropäischen dualen Gesellschaft: Josua trägt den außerordentlich ausgefallenen und fremdartigen Namen Josua ben Nün „Josua, der Sohn des Fisches“. Denn auf Hebr. wird „Fisch“ ganz normaler Weise mit *dâg* wiedergegeben, nicht mit *nûn*. Wenn dieser außergewöhnliche Name „Sohn des Fisches“ irgend einen Sinn gehabt hat, kann man eigentlich nur den Zusammenhang darin erkennen, dass die Philister bekanntlich einen „Fischgott“ namens *dâgân* hatten, und Josua nach diesem Fischgott der von ihm geführten (unbeschnittenen) Philister (oder überhaupt der nordeuropäischen Kriegerstämme des Seevölkersturms) genannt ist. Eine andere naheliegende Deutung wäre die, dass im Altägyptischen die Bezeichnung für das personifizierte mythische Weltmeer gleichlautet: *nûn*. Diese ägypt. Bezeichnung dürfte in der damaligen kosmopolitischen Zeit auch den weltläufigen Hebräern samt Partnern bekannt gewesen sein. Dann könnte Josua ben Nün bedeutet haben: „Josua vom Weltmeer im Norden“ – als eine weitere Version der üblichen Benennungen der Seevölker nach dem „großen Kreisstrom“ *sin* *wur*, oder nach dem „großen Grün“ *w3d* *wr*, oder nach der Himmelssäule *kaphtor* unter dem Nordpolarstern, um den sich das Firmament dreht. Denn den Zugang zu des mythischen Weltmeers Hauptort (Salzwasser und Süßwasser noch ungetrennt in der Tiefe unter der schwimmenden, kreisrunden Erdscheibe) dachte man sich in der ewigen Finsternis jenseits des Polarsterns im Norden.

Für das richtige Verständnis des Seevölker-Josua/Jason wäre es auch notwendig, den weitschweifigen Ausführungen der rabbinischen Apokryphen über ihn und seine Taten (zum Einstieg in die Materie s. Nahum Slouschz [1908, Vol. 14]) mehr Aufmerksamkeit und Glauben zu schenken als bisher: Dort kämpft Josua z.B. auch in Armenien, was ja tatsächlich auf dem Weg

von Nordeuropa nach Ägypten liegt. Auch werden seine Aktivitäten in Arabien, dem Land der Amaleqiter (der „Weihrauchleute“), breiter behandelt als das ohnehin schon selbst im AT der Fall ist.

Literatur

- Astour, Michael (1965): *Hellenosemitica. An ethnic and cultural study in West Semitic impact on Mycenaean Greece*; Leiden
- Avalos, Hector (2007): *The End of Biblical Studies*; Amherst, NY
- Edgerton, William Franklin / Wilson, John Albert (1936): *Historical records of Ramses III. The Texts in Medinat Habu, 2 Vol*; Chicago
- Finkelstein, Israel / Silberman, Neil A. (2002): *Keine Posaunen vor Jericho. Die archäologische Wahrheit über die Bibel*; München
- Gordon, Cyrus Herzl (1963): *The Mediterranean factor in the Old Testament*;
- Lüling, Günter (2003): *A challenge to Islam for reformation. The rediscovery and reliable reconstruction of a comprehensive pre-Islamic Christian hymnal hidden in the Koran under earliest Islamic reinterpretations*; Delhi
- (2004): *Über den Urkoran*; Erlangen
- McDaniel, Thomas F. (1983): *Deborah never sang*; Jerusalem
- Meyer, Eduard (o.J., ca. 1984): *Geschichte des Altertums. Dritter Band. Die Zeit der ägyptischen Großmacht*; Essen
- Pauly = *Der kleine Pauly. Lexikon der Antike in fünf Bänden* (Hg. Ziegler, Konrat / Sontheimer, Walter, 1979); München
- Seters, John van (1987): *Der Jahwist als Historiker*; Zürich
- Slouschz, Nahum (1908): *Hebraeo-Phéniciens et Judéo-Berbères. Introduction à l'Histoire des Juifs et du Judaïsme en Afrique*, Archives Marocaines, Vol. 14; Paris
- Spanuth, Jürgen (1985): *Die Atlanter*; Tübingen
- Stender, Walter (1995): War Phaeton ein Planetoid? *Zeitensprünge* 7 (2) 183-202
- Strömberg-Krantz, Eva (1982): *Des Schiffes Weg mitten im Meer. Beiträge zur Erforschung der nautischen Terminologie des Alten Testaments*; Lund

Ein modifizierter Vorabdruck aus *Die bronzezeitlich-alteuropäischen Reiche der Hebräer*.

Günter Lüling, Cand. theol. Dipl. rer. pol. Dr. phil.

Amtsinsignien des Pharao Herrscher über Beduinen und Bauern

Heribert Illig

Ägypten ist uns vorrangig durch seine griechische Bezeichnung geläufig: Sie lautete *Aigyptos*, eine Verballhornung der einheimischen Benennung der Stadt Memphis als *Hikuptah*, d.h. „Wohnsitz des Ka des Ptah“ [Posener u. a. ↔ Ägypten]. Aus Vorderasien stammt hingegen die Bezeichnung *Misr*. Doch am Nil selbst wurde nach schwarzem und rotem Land unterschieden. Der fruchtbare Schlamm der Nilschwemme wurde *Kemet* genannt, Namensgeber für das gesamte Land. Die Bezeichnung *Deschret* bezeichnete hingegen die gelbroten Wüstengegenden [wiki ↔ Kemet (Altes Ägypten)].

Eine andere Bezeichnung trennte das Land in *Unter- und Oberägypten*. Dem breiten, fruchtbaren Delta (*Ta-mehet*) stand der lange Lauf des Nils durch die Wüste gegenüber (*Ta-schemau*), der etwa bei Assuan bis auf wenige Meter an den Fluss heranrückt. Um dies zu symbolisieren, wurde der Herrscher als „Herr der Beiden Länder“ bezeichnet; sie wurden durch eine Papyrusstaude und eine blühende Binse symbolisiert. Direkt auf den Pharao bezogen galt die weiße Krone als Symbol für Oberägypten, die rote Krone als das für Unterägypten. Beide ineinandergesteckt ergaben die Doppelkrone, *pschent*, belegt seit der 1. Dynastie. An ihr präsentiert sich eine Uräuschlange für die Göttin Wadjet von Unterägypten und ein Geierkopf für die Göttin Nechbet, die Oberägypten beschützt.

Zum Dritten trennte auch der Nil das Land in zwei Teile: sein *Ostufer* gilt als das Land der Lebenden, sein *Westufer* als das Land des Todes, geht hier doch die Sonne unter und muss von einem Skarabäus unterirdisch wieder nach Osten gerollt werden, um dort erneut aufzugehen. Folglich wurde geeignetes Land für das Tal der Könige und das der Königinnen auf der Westseite gesucht und bei Luxor gefunden. Bezeichnend für den neuen Aton-Glauben scheint auch zu sein: Die Gründung Amarnas erfolgte traditionsgemäß auf der Ostseite des Nils, auch wenn die Grenzen der Stadt selbst jenseits des Flusses mit Stelen abgesteckt wurden; aber alle Gräber, die nördlichen, die südlichen wie die Grabkapellen der Arbeiter wurden stadtnah im Osten angelegt oder geplant.

Der Herrscher wird ab der Dritten Zwischenzeit, ab Siamun *Pharao* genannt, obwohl diese Benennung seit ältester Zeit seinen Palast bezeichnet hat: „pir-ô“ oder „per-‘a³“ [Posener u. a. ↔ König; Schneider, 23]. Von da her mag der Brauch kommen, eine Regentschaft nach Gegenständen zu benennen,

etwa die „Hohe Pforte“ in Konstantinopel oder den „Heiligen Stuhl“ in Rom. Nicht bei Sultan oder Papst ist der ausländische Botschafter akkreditiert, sondern bei der Hohen Pforte oder beim Heiligen Stuhl.

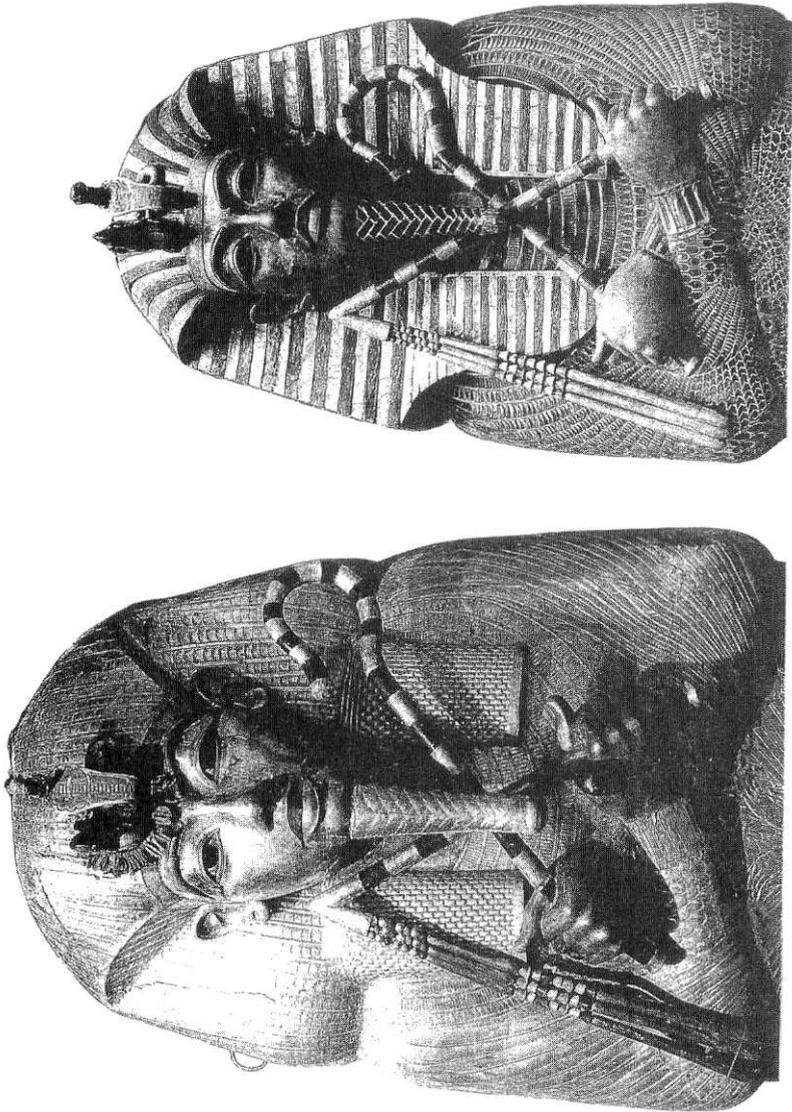
Weitere Aspekte ergeben sich, wenn wir uns *Osiris* zuwenden. Er ist im altägyptischen Götterhimmel die komplexeste Figur. Ursprünglich im Delta, in Busiris beheimatet, verkörperte er die Fruchtbarkeit von Erde und Pflanzen. In Konkurrenz zum Re von Heliopolis wurde er der großen Neunheit eingefügt. Damit wurde er Bruder von Isis, Nephthys und Seth und erhielt zusammen mit Isis den Sohn Horus. Weitere Verschmelzung mit Sokaris und Ptah ließ ihn zur Totengottheit und dann zum Gott des Jenseits werden. Als solcher gewährleistete er das Fortleben der Menschen nach dem Tod. Im Alten Reich wird der tote König selbst zum Osiris, seit der Zweiten Zwischenzeit gilt dies für alle Menschen, die aber nicht in den Himmel, sondern in eine unterirdische Welt eintreten. Es gibt zahllose Ausweitungen des Mythos: mal ist er der Orion des Südens oder der Mond, mal die nächtliche Sonne, deren tägliche Wiederauferstehung von Isis und Nephthys begrüßt wird; er wird nach seiner Geburt am ersten der fünf Zusatztage zum König der Welt, der der ganzen Erde Kultur gibt. Er wird von Seth (Typhon) ermordet und zerstückelt, was Isis nicht hindert, vom Zeugungsglied des toten Osiris den Horus zu empfangen, der den Seth solange bekämpft, bis die Welt zwischen Horus und Seth aufgeteilt wird. Deshalb wird Osiris wie eine Mumie dargestellt:

„Das Bild des Gottes zeigt ihn uns fest eingewickelt in sein bis zum Hals reichendes Gewand; die Arme hat er auf der Brust gekreuzt, in den Händen hält er Zepter und Geißel“ [Posener u. a. ↪ Osiris].

Diese Armhaltung wird auch typisch für die Pharaonen des Neuen Reichs. Auffällig ist die Bezeichnung der beiden Herrschaftsinsignien. *Zepter* und *Geißel* wirken unverfänglich; Zepter treten auch viel später bis in die Neuzeit auf, Geißel erinnert an ein Disziplinierungsinstrument, an eine ‘dreischwänzige Katze’, wenn wir die neunschwänzige Katze der Marine assoziieren. Innerhalb der Kirche konnte sie als Instrument zur öffentlichen Geißelung genauso benutzt werden wie für geheime Selbstgeißelungen.

Wenn wir jedoch eine beliebige ägyptische Darstellung ansehen, dann zeigt sich das Zepter als *Hirtenstab*, als jenes Gerät, mit dem der Hirte das Bein eines Herdentieres fassen und festhalten kann. Uns ist es heute noch bestens als der *Bischofsstab* mit seiner Krümme bekannt. Zahllose Exemplare sind uns aus dem zweiten Jahrtausend bekannt, die Krümme oft in edelsten Formen geschnitzt.

Dagegen wollte sich kein Geistlicher mit einer Geißel darstellen lassen, so sehr sie auch im Privatissimum dazu diente, die Sünde des Fleisches abzu-



Zwei Porträts Tutanchamuns mit Hirtenstab und Dreschflegel. Sie stammen von den beiden äußeren anthropomorphen Särgen. Es gibt noch einen ebensolchen dritten Sarg, in dem die Mumie mit der weltberühmten Goldmaske lag, begleitet von goldenen Händen, die ebenfalls die Insignien hielten [Reeves, 108]. Diese Säрге lagen in vier hölzernen Schreinen und einem steinernen Sarkophag.

wehren und zu bestrafen. Wen oder was mag also Osiris oder der Pharao gezeigelt haben?

Die eigentliche Bedeutung liegt nicht im Verborgenen. *Wikipedia* [↔ Dreschflegel; ↔ Osiris] spricht meist nicht von einer Geißel, sondern vom **Dreschflegel**. Genauso wird das im angelsächsischen Sprachraum gesehen. Wenn Nicholas Reeves *The complete Tutankhamun* beschreibt, dann präsentiert er auch die Amtsinsignien (regalia):

„Die ehrfurchtsgebietendsten Kleinodien, die mit Tutanchamun begraben worden sind, waren die Symbole seines irdischen Königtums. Von ihnen sind die osirischen »crook (*heqa*) and flail (*nekhakha*)« am bekanntesten“ [Reeves, 153; Überstzg. hier und i. W. HI].

Crook bedeutet im Englischen dasselbe wie im Deutschen: den Hirten- oder Bischofsstab. Aber *flail* ist mitnichten die Geißel, sondern der **Dreschflegel!** (Der mögliche Einwand, dreschen könne umgangssprachlich auch schlagen, verschlagen bedeuten, führt nicht weiter.)

In Tutanchamuns Grab wurden drei Hirtenstäbe und zwei Dreschflegel gefunden. Es „sind die einzigen königlichen Beispiele derartiger Amtsinsignien, die auf uns gekommen sind“ [ebd.]. An ihnen können wir beispielsweise erkennen, wie die Rückkehr zum Amun-Glauben voranschritt: Ein Hirtenstab trägt noch die Kartusche von Tutanchaton, einer bereits die Kartusche von Tutanchamun. Hergestellt sind die Stäbe aus kupfernen Rundstäben, auf denen zylindrische Teile aus dunkelblauem Glas, Obsidian und Gold aufgefädelt sind. Die hängenden Teile des Dreschflegels sind aus vergoldetem Holz gefertigt [ebd.].

Der Ausdruck ‘die einzigen Beispiele’ bedeutet freilich nicht, dass wir außer diesen separat gefertigten Gerätschaften keine Darstellungen von Hirtenstab und Dreschflegel hätten. Im Gegenteil: Wir kennen sie von jeder Osirisstatue und von zahllosen Pharaonendarstellungen. Allein die drei anthropomorphen, ineinander gestellten Särge Tutanchamuns tragen jeweils eine Goldbüste mit gekreuztem Stab und Flegel, ganz innen verbargen sie den Körper des Pharaos, geschützt durch die weltberühmte Goldmaske, die durch ein Paar goldener Hände als Halterung für die beiden Insignien ergänzt wurde. Mindestens ein Dutzend weiterer Darstellungen finden sich an Statuetten, Uschebties und Reliefs dieser Grabausstattung.

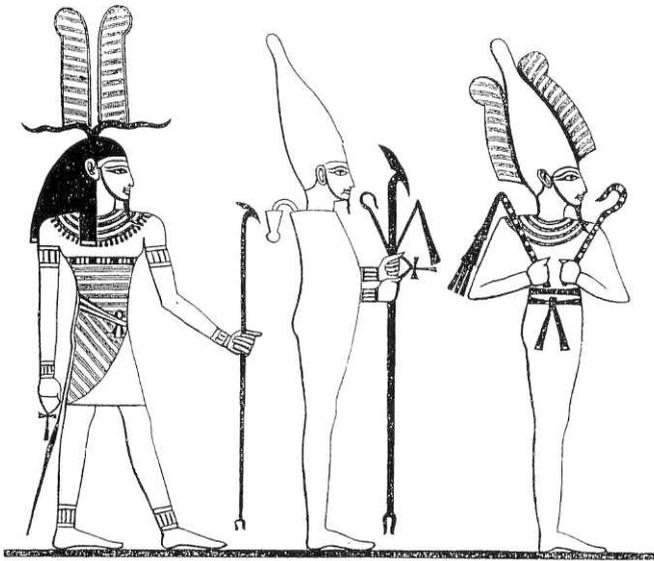
Nirgends habe ich jedoch jene Deutung für diese beiden Insignien gefunden, die sich geradezu aufdrängt: Den Hirtenstab benutzt der Nomade beim Lenken seiner Herden, den Dreschflegel benutzt der sesshafte Bauer. Insofern präsentierten sich sowohl Osiris wie der König als Herr über Ackerland und Wüste, über das gesamte Reich! Hier wird Kemet und Deschret gewürdigt! Das ist eine andere Zweiteilung als die verwaltungs- und gaumäßige in Ober-

und Unterägypten, eine andere auch als die in das Land der Lebenden und der Toten. Diese Bedeutung scheint bislang nicht gesehen worden zu sein.

Ein weiterer Umstand will bedacht sein. Es ließe sich als selbstverständlich annehmen, dass die Bauern im Niltal den Dreschflügel benutzt haben. Aber dem scheint nicht so. Welches Buch ich auch in die Hand nahm, ich fand ich keine altägyptische Darstellung des Dreschens mit diesem Gerät. Dagegen wird das Dreschen auf der Tenne dargestellt, bei dem Ochsen über die mit der Sichel geernteten Ähren geführt werden (s. Titelbild). Unwillkürlich meldet sich das AT zu Wort: „Du sollst dem Ochsen, der da drischt, das Maul nicht verbinden“ [Deuteronomium (Dtn), 25:4] und davon abgeleitete NT-Stellen [1 Kor 9,9; 1 Tim 5,18].

Der Ochse konnte das Korn allein mit seinen Hufen aus den Ähren lösen; viel effizienter geschah dies mit einem Dreschschlitten. Seine flache Holzunterseite war mit scharfkantigen Steinen besetzt und vorne aufgebogen, damit die Halme unter den Schlitten gerieten. Derartige Schlitten sind im ältesten Mesopotamien als Darstellung wie als Original gefunden und dem -4./3. Jtsd. zugeschrieben worden und auch in der Bibel belegt [2 Sam 24,22].

Insofern stellt sich die Frage, welche Völker eigentlich den Dreschflügel benutzt haben. Oder ist er innerhalb Ägyptens bereits in vordynastischer Zeit



Drei Verehrungsformen des Osiris, zwei davon mit Hirtenstab und Dreschflügel
[Rawlinson, I: 357]

vom Ochsengespann abgelöst worden. So könnte erklärbar sein, warum es die Hieroglyphe „šeps“ gibt: Ein Mann sitzt auf einem Stuhl und hält einen Dreschflegel [Zauzich, 108]. Sie steht für 'vornehm', also gerade nicht mehr für das bäuerliche Leben.

Noch eine Ergänzung zum Hirten- oder Bischofsstab. Für uns im Westen sind Stäbe mit einer Krümme selbstverständlich. Die Ostkirche wie die Kopten (von gr. Aigyptioi) kennen dagegen Stäbe mit doppelten Krümmen. Sie sind kleiner und symmetrisch angeordnet und können so bis zum τ-Kreuz (Tau-Kreuz) reduziert sein. Wie 1992 ausgeführt, gehört die zugrundeliegende Doppelvolute zur Kurzform von Altar und damit (Stufen-)Pyramide [vgl. Illig 1992]. Zugrunde lag die Tempelterrasse mit dem Opferaltar. Indem sie in mehreren Stufen übereinander gestellt wurde und oben den Altar und/oder das Gemach für die Heilige Hochzeit trug, entstand die gegen den Himmel ragende Zikkurat. Der Altar (und die Zikkurat) konnte als Kurzform durch seine vier Hörner vertreten werden [wibilex ↔ Altarhörner; Jer 17,1; Am 3,14; Ex. 30,2,3; Ex 37,25-26]. Diese Hörner könnten nach heutiger Sicht „rudimentäre Türme sein [...] und damit den Schutzcharakter des Tempels symbolisieren“, wenn man voraussetzt, „dass der Altar ein Tempel *en miniature* ist“ [wibilex ebd.]. Diese Aussage lag mir 1992 noch nicht vor. Ich habe es damals ganz ähnlich gesehen und darüber hinaus geschlossen, dass die auch als Voluten gestalteten Altarhörner und die Voluten des äolischen Kapitells denselben Schutzcharakter symbolisieren, Schutz gegen den Himmel, der von Säulen mit Kapitellen oder Pyramiden getragen wird. Somit ging es um Himmelsträger, wie sie später in den christlichen Ziborien symbolisiert wurden: über dem Opferaltar ein Himmelsgewölbe, das von vier Säulen getragen wird.

Literatur

- Illig, Heribert (1992): Zur Symbolik der äolischen Säule. Opferaltar - Zikkurat - Pyramide - Himmelsträger; *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 4 (3) 69-87
- Posener, Georges / Sauneron, Serge / Yoyotte, Jean (ca. 1960): *Lexikon der ägyptischen Kultur*; Wiesbaden
- Rawlinson, George (1881): *History of ancient Egypt*. 2 Vol.; London
- Reeves, Nicholas (1990): *The Complete Tutankhamun. The King · The Tomb · The Royal Treasure*; London
- Schneider, Thomas (1994): *Lexikon der Pharaonen. Die altägyptischen Könige von der Frühzeit bis zur Römerherrschaft*; Zürich
- Schulz, Regine / Seidel, Matthias (Hg. 1997): *Ägypten · Die Welt der Pharaonen*; Köln
- wibilex = Wissenschaftliches Bibellexikon, www.wibilex.de
- wiki = Wikipedia ↔ entsprechender Artikel
- Zauzich, Karl-Theodor (1980): *Hieroglyphen ohne Geheimnis. Eine Einführung in die altägyptische Schrift für Museumsbesucher und Ägyptentouristen*; Mainz

Die fränkische Herrscherliste des Bischof Godmar von Gerona, 939/40

Volker Friedrich

Zusammenfassung

Die Frankenchronik des nachgewiesenen Bischofs Godmar dokumentiert eine Berichtslücke von 135 Jahren in der christlichen Geschichtsschreibung (s. Anhang, S. 91). Eine Überprüfung der Godmarschen Angaben bei Gregor von Tours (Chronik bis 592) und sog. Fredegar zeigt, dass der Kernteil der Fredegar-Chronik (= *Liber generationis resp. Chronik cuiusdam sapientis* bis ca. 658) chronistisch um 67 Jahre zu weit in Richtung Gegenwart eingeordnet ist und nur Ereignisse aus dem 6. Jh. beschreibt.

Einführung und Problemstellung

Im folgenden soll ein bisher wenig beachteter frühmittelalterlicher Text ausführlicher untersucht werden, welcher zwischen 586 und 802 eine Zeitlücke von 135 Jahren dokumentiert. Es sei betont, dass lediglich eine Art Zwischenbilanz gezogen und keine endgültige Beurteilung vorgelegt werden kann. Beim Untersuchungsgegenstand handelt es sich um eine 939/40 durch Bischof Godmar von Gerona (100 km nordöstlich von Barcelona) für den andalusischen Thronfolger Al-Hakam Ibn 'Abdarrahman III. (dem späteren Kalif von Córdoba, 961–76) verfasste fränkische Geschichte samt merowingisch-karolingischer Herrscherliste [Übersetzung Fleischhammer, Halle]. Gemäß Jarrett [2008] soll sie jedoch im Jahre 940 anlässlich Friedensverhandlungen zwischen dem Grafen von Barcelona, Sunyer, und dem Kalifen 'Abd ar-Rahman III. als zusätzliches Geschenk vom verhandlungsführenden Godmar überreicht worden sein. Die Schrift gelangte von Andalusien nach Fustat, dem späteren Kairo. Dort geriet sie 947/48 in die Hände des arabischen Geographen und Geschichtsschreibers Al-Mas'ûdi. Die Godmar'sche Herrscher-Abfolge hatte ich bereits 2006 [420] exkursorisch erwähnt:

„Fränkische Genealogie des Bischofs Godmar von Gerona (um 939/40): Dass Großkarl wie Simplexkarl lediglich 26 Jahre herrschte [vgl. o., Heinsohn] geht aus einer Chronik des Bischofs Godmar von Gerona über die Franken hervor, die im Jahre 939/40 dem Geschichtsschreiber und Geographen al-Mas'ûdi unter die Hände kam [Text, vgl. Fleischhammer, 1988, 88 f. sowie Anm. 75]. Die Godmar-Genealogie enthält erhebliche Abweichungen gegenüber den heute üblichen Genealogien über Merowinger und Karolin-

ger. Insbesondere streicht sie mehrere Ebenen Merowinger-Könige, weist Großkarl als Merowinger aus und rechnet in Herrscherjahren.“

Es gibt aus merowingischer Zeit (formales Ende anno 752 mit der Klosterhaft des schurköpfigen Königs Childrich III.) keine der typischen Königsgenealogien und Herrscherlisten, wie Eugen Ewig 1988 [80] beispielhaft beklagte. Aktuell ist Becher [2009, 3] der Auffassung, dass die frühe Chronologie der Merowingerkönige kaum rekonstruierbar sei. Insofern kommt Godmars Liste aus dem Jahre 939/40 ein nicht unbedeutender Stellenwert zu. Sie nennt nämlich alle Herrscher von 481 bis 947 und deckt damit die gesamte merowingische sowie spätere „karolingische“ Epoche im westlichen Frankenreich ab. Als m. W. zeitnächstes Dokument überspannt sie die gesamte Phantomzeit von 614 bis 911 und beweist deren grundsätzliche Stichhaltigkeit. Sie könnte damit methodisch auch der Diplomatie nutzen, da aus dem 6. Jh. keine merowingischen Königsurkunden überliefert sind [Brühl/Kölzer 1998, 50].

Die Godmar'sche Liste räumt mit einer ganzen Reihe von geschichtlichen Stereotypen auf, welche den Abendländern durch jahrhundertelange Indoktrinierung lieb geworden sind. Sie läuft deswegen Gefahr, als Produkt morgenländischer Fabulierkunst abgetan zu werden. Bis heute hat sich die zeitgenössische Historie m. W., abgesehen vom Hallenser Altarabisten Manfred Fleischhammer, noch nicht kritisch mit Godmars Herrscherliste befasst.

Des weiteren ergibt sich die Erkenntnis, dass die dem sog. Fredegar (genauer = *Liber Generationis*) zugeschriebenen geschichtlichen Ereignisse für ca. 584 bis ca. 664 zeitlich falsch eingeordnet sind: Dies ist bereits der Fall in der ältesten Text-Niederschrift, dem sog. *Claramontanus*, mutmaßlich aus dem 7. Jh. [Krusch 1882, 249]. Hier sind Merowingerkönige gedoppelt mit dem Effekt, dass sie zusätzliche 67 Jahre Geschichte ergeben. Auch enthält Godmars Liste eine der raren Schnittstellen zwischen früher christlicher und muselmanischer Geschichte, auf die hier nicht eingegangen werden kann.

Zu Person und Überlieferung des Al-Mas'ūdî (ca. 895–957)

Al-Mas'ūdî zählt sicherlich zu den Geistesgrößen des arabisch-muselmanischen Kulturkreises im 10. Jh. Er schrieb möglicherweise 36 Bücher, von denen nur zwei erhalten sind, und fertigte eine beachtenswerte Weltkarte, welche auf einen frühen arabischen Amerika-Entdecker zurückgehen soll.

Es wird angenommen, dass Al-Mas'ūdî ursprünglich ein vermögender Kaufmann war, dem später als gelehrtem Autor seine ausgedehnten Reisen zustatten kamen. Die via Al-Mas'ūdî überlieferte Godmar-Liste findet sich in zwei deutschsprachigen Büchern über die früharabische Prosa vom Ende letzten Jahrhunderts: Rotter veröffentlichte 1978 in Buchform Auszüge aus Al-Mas'ūdîs *Buch der Goldwäsche*; Fleischhammer publizierte 1988 in der frü-



Al-Mas'udi's Weltkarte: 180° gedreht, unten links u.U. Süd-Amerika
[CambridgeMuslims.info, 2010]

heren DDR ein Buch über altarabische Texte [1990]. Beide Autoren brachten Godmars Herrscherliste. Fleischhammers Übersetzung folgt dem ältesten Druck, der Pariser Ausgabe der Al-Mas'ûdî-Texte [1861]. Die Beirut Ausgabe Pellats beruht zwar auf dem Pariser Ausgabe, enthält jedoch an fraglichen Stellen Verbesserungen/Konjekturen [pers. Mitt. Fleischhammers, Dez. 2010]. Auch wenn Jarrett [2008] meint, Godmars Liste sei verstümmelt, scheint es mir wenig wahrscheinlich, dass Al-Mas'ûdî oder der Finder seines Textes die in Godmars Frankenbuch gefundene Herrscherliste willkürlich verkürzte, zumal deren zweiter Teil ab Pipin von Herstal im wesentlichen der üblichen Abfolge der Herrscher im westlichen Frankenreich entspricht, wenn man vom Militärmachthaber „Nausa“ absieht.

Die fränkische Herrscherliste Godmars

Godmar war existent. Er ist in den kirchlichen Regesten aufgeführt [Böhmer]. Im Jahre 938/39 forderte Papst Leo VII. Godmar und die Bischöfe in Lyon, Tours, Bourges, Sens, Reims, Narbonne, Elne, Barcelona, Vich sowie Urgel auf, das Benediktiner-Kloster in Ripoll westlich von Gerona zu schützen und

Tab: Frankenchronik Godmars, enumerierter erster Teil

- {1} Der erste König der Franken war Chlodwig; er war Magier, wurde aber von seiner Frau, die den Namen Chlothilde trug, zum Christentum bekehrt.
- {2} Nach ihm wurde sein Sohn Clothar König, [I.]
- {3} dann herrschte dessen Sohn Dagobert, [I.]
- {4} daraufhin dessen Sohn Clothar, [III.]
- {5} alsdann sein Bruder Qurtan [= Pipin d. Mittlere/ P. von Herstal],
- {6} ihm folgte sein Sohn Karl [= Martell],
- {7} diesem wiederum dessen Sohn Pipin [= der Kurze],
- {8} und schließlich wurde dessen Sohn Karl König. Seine Herrschaft währte sechsundzwanzig Jahre, und er war ein Zeitgenosse von Hakam, dem Herrn von al-Andalus. Nach seinem Tode gerieten seine Söhne miteinander in Streit, und ihre Meinungsverschiedenheiten führten schließlich dazu, dass die Franken sich gegenseitig ihretwegen vernichteten [= Karl der Große].

Anm: Die enumerierten Herrscher werden im Aufsatz-Text mit geschweiften Klammern gekennzeichnet, z. B. Dagobert I. als „Dagobert I. {3}“. Zusätze in eckigen Klammern von VF.

dessen Feinde zur Rechenschaft zu ziehen. Godmar war Westgote [Hunke 2010] und lebte Mitte des 10. Jh. Sein Amtssitz, das antike Gerunda in der Hispania Tarraconensis, war bereits seit 247 Bischofssitz.

Zur Veranschaulichung und Eindeutigkeit wird eine Nummerierung der von Godmar notierten Herrscher vorgenommen (s. S. 76). Es wird die von Fleischhammer [ebd.] besorgte exakte Übersetzung des arabischen Textes (Pariser Druck) ins Deutsche verwendet.

Thematisch sind folgende aus Godmars Liste zu entnehmende Tatbestände von Belang:

- 1.) Auf Chlodhar I. {2} folgt sofort dessen Sohn Dagobert I. {3}. Letzterer gilt herkömmlich als Urenkel Chlodhars I. {2}. Dadurch entfallen in der Herrscherabfolge zwei Ebenen [Basis: Grote]:
 - a) Chilprich I. (561–584) = 23 Jahre
 - b) Chlodhar II. (584–628) = 44 Jahre; also insgesamt 67 Jahre.
- 2.) Chlodhar III. {4} ist Sohn, nicht Enkel Dagoberts I. {3}.
- 3.) Die lieb gewordene Unterscheidung zwischen Merowingern und Karolingern ist falsch, da Dagobert I. {3} gemäß Godmar zwei in der Erbfolge berechnete Söhne hatte:
 - a) Chlodhar (= III.) {4}
 - b) Qurtan {5} alias Pipin von Herstal.
- 6.) Die Karolinger entstammen damit sogar der männlichen Merowingerlinie.
- 7.) Bei Qurtan {5} handelt es sich um Pipin von Herstal resp. Pipin den Mittleren.
- 8.) „Qurtans“ Sohn Karl {6} ist Karl „Martell“.
- 9.) Karls {6} Sohn Pippin {7} ist Pipin der Kurze.
- 10.) Karl der Große {8}: Von einer Kaiserkrönung ist keine Rede. Auch herrschte er keine 61, sondern nur 26 Jahre. Sein Aufbauschen zum Kaiser [vgl. Heinsohn 2001; 2005] kann m. E. also erst nach 939/40 erfolgt sein, nachdem Godmar für den Kronprinzen Hakam Ibn ‘Abdarrahman III. die Frankenchronik gefertigt hatte.

Die 135-jährige Zeitverkürzung bei Godmar von Gerona

Die Streichung der zwei merowingischen Herrscherebenen bedeutet, dass die zugehörige Geschichte entweder fiktiv oder zeitlich falsch zugeordnet ist. Macht man von Ludwig IV. dem Überseeischen, dem westfränkischen König seit 936, anhand der Al-Mas‘ûdi-Angaben eine Rückrechnung, dann gelangt man zum Jahre 802 als dem Beginn der Regierung Großkarls (vgl. Anhg., Tab. Rückrechnung). Rechnet man umgekehrt vom Tode Chlodhars I. {2} aus (561) nach vorne, dann erreicht man die Mitte des 7. Jh. (= 667; vgl. Tab.

Frankenkönige). Dadurch entsteht eine dokumentierte Leerzeit von 135 Jahren, wenn man für Pipin von Herstal, Karl Martell und Pipin den Kurzen jeweils die offiziellen 28 Regierungsjahre als Hausmeier und Könige ansetzt (84 Herrscherjahre = 81 Kalenderjahre).

Dagobert I. {3}

Er regierte herkömmlich 628–638; das waren 11 Herrscherjahre. Dreh- und Angelpunkt ist für mich Godmars Aussage, dass Dagobert I. {3} Sohn des 50 lange Jahre herrschenden Chlodhars I. {2} ist. Hierdurch wird Chlodhars I. {2} Todesjahr 561 zum ersten Regierungsjahr Dagoberts I. {3}, das mit herkömmlich 628 fixiert ist. Die Differenz zwischen 628 und 561 beträgt 67 Jahre. Jüngst betonte Becher [2009; 16, 17], dass der polygame Chlodhar I. {2} insgesamt mit sechs namentlich überlieferten Frauen zusammen lebte. Gregor von Tours [IV:3] nannte die Namen von sieben Söhnen und einer Tochter. Sollte die Quellenlage stimmen, dann ist a priori eine leibliche Vaterschaft Chlodhars I. {2} auch bei Dagobert I. {3} nicht unmöglich.

Dem steht zunächst die dicht geschriebene Geschichte Gregors von Tours über das Frankenreich im 6. Jh. entgegen. Da passt zunächst scheinbar kein Dagobert I. {3} als Sohn Chlodhars I. {2} hinein. Allerdings ist zu unterstreichen, dass Gregor ab 511, dem Todesjahr Chlodwigs I. {1}, praktisch nicht mehr über die nordöstlichen Teile Austrasiens schreibt, wodurch ja erst z. B. die viel beklagte Überlieferungslücke des Kölner Raumes entsteht. So erwähnt Gregor z. B. kein einziges Mal die vormaligen römischen civitates und Bischofssitze Speyer, Worms und Mainz. Köln scheint zweimal auf: In einem Falle, 582 [VI B. 24], verbannt Siegbert seinen mutmaßlichen Halbbruder Gundovald dorthin. Trier, vormalig römische civitas, wird einmal als Taufort des Childbert-Sohnes Theodbert genannt. Dagegen notiert Gregor achtmal Ereignisse im austrasischen Zentralort Metz.

Angesichts Godmars Liste und der Historiker-Klage, der omnipräsente Gregor von Tours hätte ja leider überwiegend nur über die westlichen Teile des Merowingerreiches berichtet, drängt sich folgendes Szenario auf: Parallel zu dem merowingischen Teilzentren im Pariser Becken hatte Ripuarien, das Rheinufer-Gebiet, zeitweilig eine Sonderstellung als Teilkönigtum inne. Die Grenzzone wurde durch Ardennen, Eifel, Moselgebirge, Hunsrück, Pfälzer Wald und Vogesen (letztere vier der „mons Vosagus“) markiert. Uferreinhin waren demnach Köln, Mainz, Worms und Speyer. Alle vier Städte, vormalig Zentren römischer civitates, liegen im Bereich der antiken römischen Germania II und I. Sie können daher ohne weiteres ab 555 von Dagobert I. {3} allein regiert worden sein (vgl. u.).

Eine induktive Gegenprobe, ob die aufscheinende 67-jährige Godmar'sche Zeitverkürzung sich auch bei den herkömmlichen Herrscherzeiten

der fraglichen Könige spiegelt, erbringt einige aufschlussreiche Zahlen-Ergebnisse, welche nicht zufälliger Natur sein können:

Ripuarien

Es fällt nach Chlodwigs I. {1} Tod 511 an seinen Sohn Dietrich I. (511–534). Erbe ist sein Sohn Theodbert I. (534–548). Dessen Sohn Theobald I. verstirbt 555. Dadurch wird dieser ripuarische Königsposten vakant und muss neu zugeteilt werden.

Ripuarien und Dagobert I. {3} (628–638)

Wenn Godmar Recht hat und Dagobert I. {3} 561 merowingischer Gesamtkönig wird, dann ist er es, welcher gemäß Quellenlage sechs Jahre vorher (= 555) Mitkönig in Austrasien geworden sein muss. Die historische Lehre besagt, dass dies erst im Jahre 622 der Fall ist, als Dagobert I. {3} durch seinen Vater Chlodhar II. (584–628) zum Mitkönig in Austrasien ernannt wird. Als Quelle hierzu wird, der Not folgend, der sog. Fredegar [Kap. 47] herangezogen. Subtrahiert man jedoch vom Jahre 622 die virtuellen 67 Jahre gemäß Godmar, gelangt man just zum Jahre 555, in welchem die ripuarische Theodbert I.-Linie endigt. Damit dürfte diese Ernennung nicht durch u. a. Chlodhar II. (584–628), sondern durch den polygamen kinderreichen Chlodhar I. {2} (511–561) erfolgt sein: Denn das 7. Herrscherjahr vor seinem Tode 561 ist o. a. Jahr 555, als die ripuarische Königslinie ausstarb und Dagobert I. {3} im i. e. königsfrei gewordenen Ripuarien/Austrasien von seinem Vater Chlodhar I. {2} als Mitkönig eingesetzt wurde. Dieses Szenario wird mittelbar durch Gregor [IV:9] gestützt: Ripuarien fällt tatsächlich 555 an Chlodhar I. {2}, der es nicht verabsäumt, zunächst Theobalds I. Witwe Vuldetrada beizuschlafen, ehe er sie nach Protesten austrasischer Bischöfe wieder standesgemäß verheiratet.

Angemerkt sei an dieser Stelle, dass keine einzige Merowinger-Urkunde im Original auf uns überkommen ist, wie Brühl/Kölzer 1998 [44 f., 153 f.] unterstrichen, auch nicht das feierliche Chlodowech-Privileg von 654 (= D19 von St-Denis). Die komplizierte Beweisführung Brühls und Kölzers hierzu wird separat besprochen werden.

Chlodhar II.

Er verstarb Fredegar zufolge 628. Abzüglich der 67 erfundenen Jahre entspricht es dem Jahr 561. Hieraus folgt zwingend, dass Chlodhar II. (584–628) nur als künstliches Doppel des Chlodhar I. {2} infrage kommt. Für eine Doublette spricht im übrigen auch die außergewöhnlich lange und zeitlich fast

identische Regierungsdauer der beiden von 51 bzw. 46 Herrscherjahren. Insbesondere hier kann augenfällig nachgewiesen werden, dass der gesamte Fredegar ins 6. Jh. gehört.

Charibert II.

Fredegar [Kap. 67] schreibt, gerüchteweise hätte Dagobert I. {3} seinen Bruder Charibert II. (Kg. in Aquitanien, 628–636) samt Sohn Chilperich ermorden lassen. Auch hier liegt offensichtlich eine chronistische Verdoppelung der beiden Chariberte vor: Zieht man nämlich vom Jahr des Amtsantritts Chariberts II. als König in Aquitanien, 628, die bisher schon mehrfach bemühten virtuellen 67 Jahre ab, gelangt man zum Jahre 561 und damit zu Charibert I., König in Paris (561–567). Letzterer verstarb während eines Kirchenbannes [Gregor, IV. B. 26], wahrscheinlich zwischen 567 und 570 [vgl. diesbez. Giesebrecht-Anm. zu Gregor, IV. B. 26]. Somit dürften auch die Regierungszeiten Chariberts II. und Chariberts I. identisch gewesen sein. Charibert I. hatte zwei Kinder. Allerdings verschweigt der ansonsten gut unterrichtete Gregor deren Namen sowie die Todesursache Chariberts I., lässt allerdings ein Strafgericht Gottes anklingen. Charibert I. sollte daher ein Bruder Dagoberts I. {3} gewesen sein, womit sich Godmars Darstellung wiederum als funktional richtig herausstellt.

Chlodhar III. (651–670)

Er soll der Urenkel des erfundenen Chlodhar II. (584–628) gewesen sein. Zieht man von 651, dem Antrittsjahr Chlodhars III., die 67 Versatzjahre ab, so erhält man das Jahr 584. In diesem Jahre wurde Chlodhars III angeblicher Urgroßvater Chlodhar II. König. Nach vorliegendem Sachverhalt dürfte es sich bei diesem Chlodhar III. (651–670) tatsächlich um den von Godmar genannten Chlodhar {4} handeln, welcher Dagobert I. {3} zum Vater hatte. Eine zweifache Gegenprobe gelingt bei Gregor und Fredegar: Gregor [VII. B. 7] berichtet ab Chlodhars II. Geburt 584 bis zu dessen Taufe 591 [X. B. 28]. Nach sog. Fredegar [Kap. 42] war er 16 Jahre an der Macht, d. h. verstarb anno 599. Da gemäß Godmars Reihung Chlodhar III. {4} der Sohn Dagoberts I. {3} ist, kommt jedoch sein erstes Regierungsjahr im errechneten Todesjahr Dagoberts I. {3} 571 zu liegen. Dem und Godmar zufolge verstarb Chlodhar III. {4} im Jahre 586.

Exkurs zum sog. Fredegar

Deutlich zeigt obige Analyse, dass die Chronik Fredegars falsch mit der älteren *Zehn Büchern Geschichte* des Gregor von Tours verzahnt ist. Das hatte bereits Krusch 1882 [483] geahnt: „Offenbar ist das ganze erste Capitel erst

hinzugesetzt worden, um den Anschluß an den Gregor zu ermöglichen.“ Krusch hatte 1882 in einem grundlegenden und bis heute viel diskutierten Aufsatz nachgewiesen, dass es sich beim ältesten Text um den sog. *Codex Claramontanus*, eine Unzial-Handschrift aus der Bibliothek des Collegium Claramontanum in Metz, handelt. Diese wäre während des gesamten Mittelalters lediglich einmal im Metzzer Arnulfskloster bearbeitet worden. Es gäbe drei unterschiedliche Verfasser und mehrere Überarbeiter. Kap. 42/Fredegar (vgl. u.) stammt gemäß Krusch vom Autor des Jahres 642.

Allerdings hatte Krusch wie spätere Historiker nicht den notwendigen zweiten Schritt getan, nach Überschneidungen zwischen Gregor und Fredegar zu suchen und den *Liber Generationis* weiter hinten bei Gregors Historie anzudocken. Das Motiv lag auf der Hand: Fredegar galt als die wesentlich jüngere Quelle. Man begnügte sich seither mit der stereotypen Feststellung, Fredegar irre sich bei Zeitangaben so gut wie immer. Dabei lehrte ein Blick auf die lange Chlodhar-Historie (25 Kapitel), dass hier zwei unterschiedliche Chlodhare ineinander verschachtelt sind: Einmal regierte ein Chlodhar nur 16 Jahre [Kap. 42], ein andermal 45 Jahre lang, ehe er starb [Kap. 56]. Zudem berichtete Gregor erst ab Buch VII [Kap. 7] über die Geburt eines Chlodhars im Jahre 584, wie oben bereits dargestellt. Dieser hatte 591 Taufe [Gregor X: 28] und war Sohn Kg. Chilprichs (561–584) und der Fredegunde. Da den Verfassern des Claramontanus die Bücher VII–X Gregors nicht vorlagen, scheint es auch deswegen zu chronistischen Schwierigkeiten gekommen zu sein. Wie zu betonen ist, vermutete Klaus Weissgerber (†) bereits 2001 [87], dass Angaben des Fredegar über Ereignisse des 7. Jh. tatsächlich dem 6. Jh. zugehören, leider ohne seine spezielle Untersuchungsmethodik zu erläutern.

Awarenkriege Siegberts I.

Die Awaren, auch Warchoniten genannt, tauchen zum ersten Mal 558 in Konstantinopel auf und werden Förderaten des oströmischen Reichs [Moravcsik 1958, 70]. Kaiser Justin I. kündigt 565 diesen Förderatenvertrag [Pohl 1988, 496], worauf die Awaren 567 gemeinsam mit den Langobarden die germanischen Gepiden vernichten und sich nach der Abwanderung der Langobarden nach Italien in der Donau-Theiß-Ebene niederlassen. Von dort vergrößern sie ihr Reich bis an Ostsee, Elbe, Adria und Dnjepr [Moravcsik 1958, 70]. *Nach* dem Tode Chlodhars I. {2} anno 561 brechen die i. s. Awaren (= chuni [Gregor 4. B. 23]) in Gallien ein und werden durch das Heer Siegberts I. (= Sigibert) zunächst geschlagen. Ein zweites Mal muss Siegbert I. *nach* seiner Heirat mit der westgotischen Königstochter Brunhilde im Jahre 566 gegen die erneut in Gallien einfallenden i. s. Awaren (= chuni [Gregor IV. B. 29]) kämpfen. Er verliert, wird auf der Flucht gefangen, kauft sich aber frei und schließt Frieden mit den Awaren.

Tabelle: Frankenkönige 458–827

Zeit	Herrscher	Zeit gemäß Godmar	Herrsch.gebiet	Grab in
458–481	Cildrich I.		Merow.reich	Tournai, Belgien ¹⁾
481–511	Chlodwig I.		Merow.reich	Paris/ St-Geneviève
511–524	Chlodmar		Orléans	
511–534	Dietrich I.		Austrasien	
511–558	Childbert I.		Paris	St-Germain-des-Prés ¹⁾
534–548	Theodbert		Austrasien	
542–555	Theodbald		Austrasien	
511–561	Chlodhar I.		Merow.reich	Soissons, St-Médard
561–567	Charibert I.		Paris	
561–575	Siegbert I.		Austrasien	Soissons, St-Médard
561–584	Chilprich I		Austrasien	St-Germain-des-Prés ⁴⁾
561–593	Gundram		Orléans	St-Marcel/Châlons-s.-S.
575–596	Childbert II.		Austrasien	
596–612	Theodbert II.		Austrasien	
602–613	Siegbert II.			
584–628	Chlodhar II.		Austrasien	St-Germain-des-Prés ¹⁾
628–636	Charibert II.		Aquitanien	
628–638	Dagobert I.	561–571	Merow.reich	Paris, St-Denis
638–656	Chlodwig II.		Neustrien	unbek. ³⁾
638–656	Siegbert III.		Austrasien	Metz/Martinsabtei ¹⁾
651–670	Chlodhar III.	571–586	Austrasien	† unbek. ¹⁾
657–673	Childrich II.		Austrasien	† unbek. ³⁾
673–678	Dagobert II.		Lothringen	Stenay, Klosterkirche ¹⁾
657–691	Dietrich III.			† unbek. ¹⁾
693–695	Chlodwig III.		Austrasien	† unbek. ¹⁾
698–711	Childbert III.		Austrasien	Kloster Coisy-au-Bac ¹⁾
687–714	Qurtan ²⁾	586–613?		
711–715	Dagobert III.		Austrasien	† unbek. ¹⁾
715–720	Chilprich II.		Austrasien	Noyon, bei Eligiusgrab ¹⁾
720–737	Dietrich IV.		Austrasien	† unbek. ¹⁾
714–741	Karl Martell	613–640?		Paris, St-Denis
743–752	Childrich III.		Austrasien	† unbek. ¹⁾
752–768	Pipin d. K.	640–667?	Frankenreich	Paris, St-Denis
754–814	Karl d. Gr.	802–827	Frankenreich	Aachen, Pfalzkapelle

St-Germain-des-Prés liegt in Paris.

¹⁾ [Ewig 1988].

²⁾ alias Pipin von Herstal bzw. Pipin d. Mittlere [Godmar v. Geronas/Al-Mas'ūdī]

³⁾ [Kötzer 1998, 145, Anm. 63]

⁴⁾ [Gregor v. T., VI. B. 46]

Eine nähere Eingrenzung der beiden Awaren-Einfälle mit den Eckzeiten zwischen „nach 561“ und „nach 566“ lässt sich zunächst nur durch eine Interpolation mit anderen, die Awaren berührenden überlieferten Geschehnissen durchführen: Für ihren ersten gallischen Raubzug mit schwachen militärischen Kräften kommen also lediglich die Jahre 562–566 infrage. Im Jahre 567 waren die awarischen Kräfte nämlich durch den Krieg gegen die Gepiden zunächst gebunden. Während ihrer Besetzung der Gepidia und ehemaligen Langobarden-Gebiete im Folgejahr 568 dürfte daher eine gewisse Knappheit an Versorgungsgütern bestanden haben. Die vermutlichen Ereignisse sind im funktionalen Zusammenhang mit der Flucht des hunnobulgarischen Khans Alciocus (Alzeko) im Jahre 569 zu den Baiern zu sehen (s. u.). Dies hatte schon Weissgerber 2001 [88] grundsätzlich vermutet, hatte jedoch, ohne Angabe der Untersuchungsmethode, die Alzeko-Flucht wesentlich früher, im Jahr 559 angesetzt. Weissgerber hatte sicherlich Recht mit seiner Auffassung, dass Baian als der zuständige Awarenkhan anzusehen ist. Er [Weissgerber 2001, 88] meinte allerdings, von den Ereignissen in Thüringen her schließend, dass die beiden Awareneinfälle bereits 559 stattgefunden hatten, obwohl Gregor mit „nach 561“ bzw. „nach 566“ präzisiert hatte. Auch folgerte Weissgerber, die bairische Mordnacht (vgl. u.) müsse wegen der beiden Gallien-Einfälle der Awaren ebenfalls ins Jahr 559 gelegt werden. Schließlich sei auf den Historiker Jiriček hingewiesen. Schon im Jahre 1876 [128] hatte er die zeitliche Einordnung der Awaren ins 7. Jh. bezweifelt und eine, wenn auch nicht konkretisierte, grundsätzliche Bewertung geliefert:

„Doch es liegt in ihr [i. e. Erzählung des Byzantiners Nikephoros, † 829; Chronik bis 769; VF] ein bedeutender Anachronismus. Die Trennung der Bulgarenhorden [= fünf Söhne des Kuvrat oder Krovat/Kurt; VF] fällt in eine viel frühere Zeit, als in das VII. Jahrhundert. Die Bulgaren nomadierten viel früher in den Donauländern, wie ja darüber klare Berichte vorliegen.“

Szenario

Im Jahre 566, als die Awaren angesichts des mit den Langobarden vereinbarten gemeinsamen Überfalls auf die Gepiden ihre militärischen Hauptkräfte in der Hinterhand halten müssen, führen die Awaren ihren ersten Raubzug nach Gallien, d. h. über den Rhein (!), nur mit schwachen Kräften durch und werden abgewehrt. Die Langobarden löschen 567 die Gepiden ohne die vereinbarte awarische Hilfe aus [vgl. Menghin 1985, 86], erleiden aber so hohe Verluste, dass sie bei einem Angriff der Awaren ebenfalls vernichtet worden wären. Daher flüchten sie angesichts der awarischen Drohkulisse 568 nach Oberitalien. Die Awaren besetzen gleichzeitig die Gepidia und die verlassenen lango-

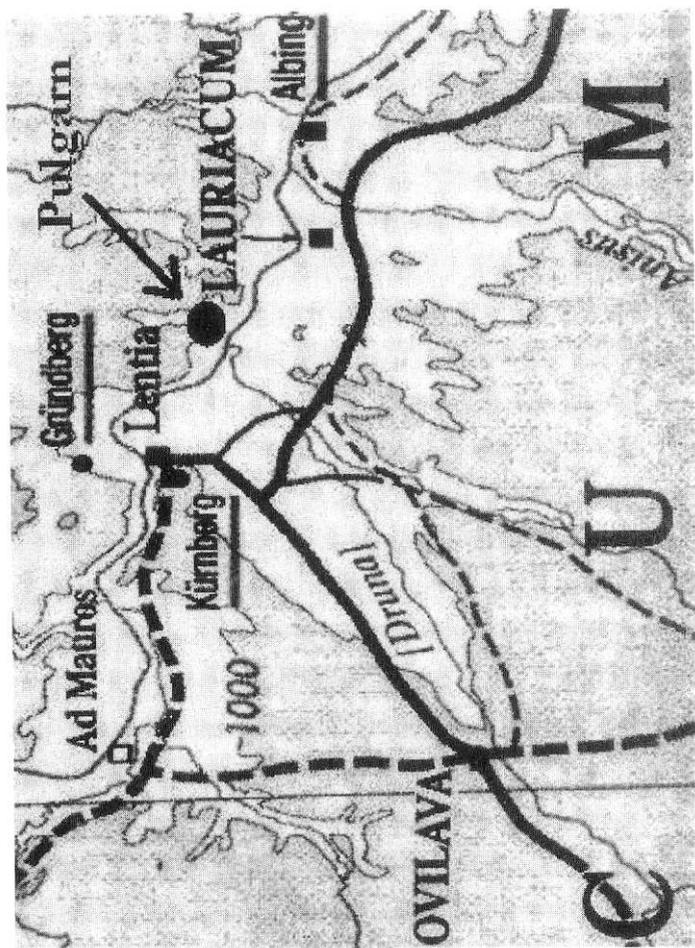
bardischen Siedlungsgebiete im Donau-Theiß-Tiefland. Kaiser Justinus II. verwehrt den Awaren noch 568 den Einlass ins römische Reich. Daraufhin brechen die Awaren im Folgejahr, 569, diesmal mit starken Kräften, erneut in Gallien ein, besiegen Siegbert I. und setzen ihn gefangen. Parallel dazu verhandeln sie 569 weiter mit den Byzantinern über einen Einlass in byzantinisches Gebiet, allerdings vergeblich. Die militärische Entblößung der Awaren 569 nutzt der hunnobulgarische Khan Alciocus, gegen ihren Khan Baian zu putschen, ist allerdings militärisch derart unterlegen, dass er eine geordnete Flucht dem Entscheidungskampf vorzieht.

Flucht Alzekos zu den Baiern

Die berühmte und oft diskutierte Flucht des hunnobulgarischen Alciocus resp. Alzeko mit 9.000 Menschen zu den Baiern nach einem gescheiterten Aufstand gegen die Awaren fand im 9. Regierungsjahr Dagoberts I. {3} statt [Fredegar, Kap. 72]. Dieser gewährte ihnen zunächst Asyl, ließ sie jedoch im Winter metzeln, in der „bairischen Bartholomäusnacht“, wie es Illig 2000 formuliert [zit. n. Weissgerber 2001, 88]. Alciocus konnte sich mit 700 Gefolgsleuten zu Herzog Wallucus in die Wendenmark retten und ging von da in die byzantinische Pentapolis.

Hier ist weniger von Belang, dass die Hunnobulgaren bei den womöglich ethnisch verwandten Baiern Schutz suchten, den Leuten aus Baia, sondern wann sich diese Massenflucht tatsächlich abspielte. Das soll um 630 gewesen sein [z.B. Pohl 1988, 188]. Kontrolliert man jedoch diese Jahreszahl im sog. Fredegar [72 f.], stößt man auf das Jahr 636 (Berechnung: 45 Herrscherjahre Chlodhars II. plus 9 Herrscherjahre Dagoberts I. {3}, gerechnet vom Jahre 584 an = 636 konventionell). Für dieses Jahr 636 sind jedoch keine großen kriegerischen Aktivitäten der Awaren dokumentiert. Im Gegenteil hatten zu diesem Zeitpunkt die Awaren den Zenit ihrer Macht längst überschritten. Insbesondere betonte der große Turkologe Gyula Moravcsik [1958, 70 f.], dass vom Jahre 626 an, nachdem ein awarischer Großangriff mit Bulgaren und Slawen auf Konstantinopel gescheitert war, die Macht der Awaren gebrochen war und dann stetig abnahm.

Zieht man nun von dokumentierten Jahr 636 wiederum die virtuelle Ver-
satzzahl 67 ab, gerät man zurück zum Jahr 569. Dieses Jahr entspricht ebenfalls dem 9. Herrscherjahr Dagoberts I. {3}, wenn man ihn gemäß Godmar bereits ab 561 König sein lässt. Alciocus war einer von fünf Söhnen des Bulgarenkhans Qobrat/κοβρατοζ. Dessen Tod ist mit 642 angesetzt [Moravcsik 1943, 144], muss dieser Untersuchung zufolge jedoch schon vor 569 eingetreten sein. Nach Qobrats Tod zerstreuten sich seine Söhne mit ihren Horden in alle Himmelsrichtungen.



Noricum: Ovilava, Lauriacum (und Pulgarn) / Oberösterreich: Wels, Lorch und Pulgarn als Ortsteil von Steyregg, an der Einmündung der Enns in die Donau (die schriftliche Ersterwähnung als Pulgarin stammt von 1111); Nachzeichnung des *Itinerarium provinciarium Antonini Augusti*, dessen Ortsverzeichnis (ohne Karte) aus der Zeit Caracallas stammt [Löhberg, *Itinerar Antonini*; m. frdl. Genehmigung; Karte 12. 4]

Alciocus/Alzeko, vierter Qobrat-Sohn, setzte sich nach seinem misslungenem Putsch in Pannonien gegen den Awarenkhan Baian mit seinem gesamten Clan – also Jungen, Alten, Vieh und Ausrüstungen, insgesamt 9.000 Personen – zu den Baiern ab (s. o.). Diese Flucht erinnert außerordentlich an die Flucht der Ungarn, als sie sich am Ende des 9. Jh. vor den Onoguren über die Karpaten zu den befreundeten Szekelern retteten. Die Szekeler waren Reste der Attila-Hunnen, welche sich in Transsilvanien vor den „Franken“ in Sicherheit gebracht hatten [Moravcsik, 1943, II:81; Laszlo 1996, 188]. Abzüglich der 297-jährigen Phantomzeit flüchteten die Ungarn somit bereits Ende des 6. Jh., also eine Generation nach Alzekos Flucht zu den Baiern.

Da Siegbert I. (Sigibert) Godmar zufolge, wie o. dargestellt, mutmaßlich ein Halbbruder Dagoberts I. {3} war, dürften beide zur gleichen Zeit, 569, gegen die eindringenden Awaren gekämpft haben. Der im sog. Fredegar um 67 Jahre versetzte Bericht über die Flucht von 9.000 Hunnobulgaren nach Baiern ist im funktionalen und zeitlichen Zusammenhang mit Gregors Darstellung zu sehen. Dagobert I. {3} muss sich in einem derart existenziellen Dilemma befunden haben, dass ihm der Massenmord an mehr als 9.000 Menschen, potentiellen Verbündeten gegen die Awaren, als das kleinere Übel erschien. Andererseits zeigt es auch, dass er ein starker König war, dessen Tod ein paar Jahre nach dem Völkermord einen Einschnitt in der fränkischen Geschichte darstellt [vgl. Becher 2009, 43]. Kunstmann vertrat 1982 [29 ff.] in einem viel beachteten Buch die Auffassung, dass der Bulgarenmord wegen Tausender Skelettfunde in der Nähe des oberösterreichischen Pulgarn bei Lorch/Lauriacum stattgefunden hätte (vgl. Abb.), ohne hierzu jedoch den Beweis antreten zu können, zumal viele der sterblichen Überreste sich in Särgen befanden und die Skelette inzwischen verschwunden sind. Nach Kunstmann [1982, 37 ff.] retteten sich die 700 Überlebenden auf der Römerstraße Lorch–Wels (Ovilava; VF) – Pyhrn-Pass in die marca Vinedorum. Die wichtigste Heerstraße über die Alpen nach Süden ging damals jedoch westlich von dieser Strecke [Dattenböck 2011, 92] über Salzburg nach Teurnia in Oberkärnten (s. Karte = Heerstraße von Ovilava nach Südwest).

Politisches Szenario

Dagobert I. {3} nimmt zunächst die geflüchteten Bulgaren als Verbündete gegen deren awarische Herren auf, schwenkt aber um, als sein mutmaßlicher Halbbruder Siegbert I. wahrscheinlich ebenfalls im Jahre 569 von den Awaren gefangen genommen wird. Im Rahmen eines politischen Deals zwischen Dagobert I. {3} und dem Awarenkhan Baian fordern die Awaren für die Freilassung Siegberts I., für ihren Abzug aus Gallien und u. U. für einen befristeten Nichtangriffspakt nicht nur Hilfsgüter, sondern auch die Ermordung der

verfeindeten Hunnobulgaren im abhängigen Baiern. Da die Bulgaren disloziert bei den Baiern untergebracht sind [Fredegar], gelingt die Ermordung der meisten ohne größere Schwierigkeiten. Diejenigen, welche in den östlichen Gebieten untergebracht sind, werden gewarnt, können sich um ihren Khan Alzeko scharen und ins südliche Noricum fliehen. Nach dem Ausgleich mit Dagobert I. {3} und dem Abzug aus Gallien fallen die Awaren, nachdem ihre merowingische Beute aufgezehrt war, 570 in Thrakien ein, werden hier jedoch zurückgeschlagen. Nicht klar ist, was den Merowingern geschehen wäre, wenn sie die 8.000 Bulgaren nicht liquidiert hätten.

Epilog

Eine andere turkstämmige Streitmacht drehte 955, 386 Jahre nach der „bairischen Bartholomäusnacht“ anno 569, den Spieß um: Sie massakrierte wahrscheinlich auf bairischem Gebiet mehr als 2.000 Gefangene, wie die Quellen berichten. Abzüglich Phantomzeit lagen allerdings nur 89 Jahre zwischen beiden Massenmorden. Das ist für verbal organisierte Ethnien wahrlich kein langer Zeitraum. Aufgrund der verkehrsgeographischen Lage Lauriacums/Lorchs erscheint es mir möglich, dass beim nahe gelegenen Pulgarn die Ungarn im Jahre 955 ihre Drohung wahr machten, ihre Kriegsgefangenen zu töten, falls es zur Exekution ihrer beiden Feldherren durch Otto I. kommen sollte.

Die Pipiniden

Godmar legt die Schlussfolgerung nahe, dass Pipin von Herstal ebenfalls ein leiblicher Sohn Dagoberts I. {3} war. Als sein Bruder Chlodhar III. {4} im Jahre 586 Godmar zufolge verstarb, trat er dessen Nachfolge an. Er scheint den Namen „Qurtan“ geführt zu haben. Zumindest war er phonetisch unter diesem Namen bei den Bischöfen im nordöstlichen Spanien, im Grenzgebiet zu dem muselmanischen Kalifat bekannt. Das kann insofern von Interesse sein, als „qurtan“ arabisch „kurz“ bedeutet und zumindest theoretisch darauf hindeutet, dass u. U. Kurzpipin, der Vater Großkarls, gemeint ist.

Der Gleichsetzung von Qurtan {5} mit Pipin von Herstal resp. Pipin dem Mittleren (687–714) steht allerdings entgegen, dass Pipin von Herstal nach Historiker-Lesart leiblicher Spross der Begga von Landen und des Ansegisel von Metz (Sohn des heiligen Arnulfs von Metz) sein soll. Als Auflösung bietet sich, fußend auf Godmar, dieses Szenario an: Begga von Landen kann aufgrund ihres ungewöhnlich langen Lebens von 77 Jahren [u. a. Dooghe 2000b, 29, Tableau IX] mehrfach verheiratet/liiert gewesen sein, wie dies bei den Frauen der Merowingerkönige nicht ungewöhnlich war. Ihr Großvater, Arnulf von Metz, fädelte aus machtpolitischen Gründen eine Liaison mit Dagobert I. {3} ein. Dieser zeugte mit ihr Qurtan {5} alias Pipin von Herstal, verheiratete sie

TABEAU 11
D.G. Dooghe

LES PÉPINIDES

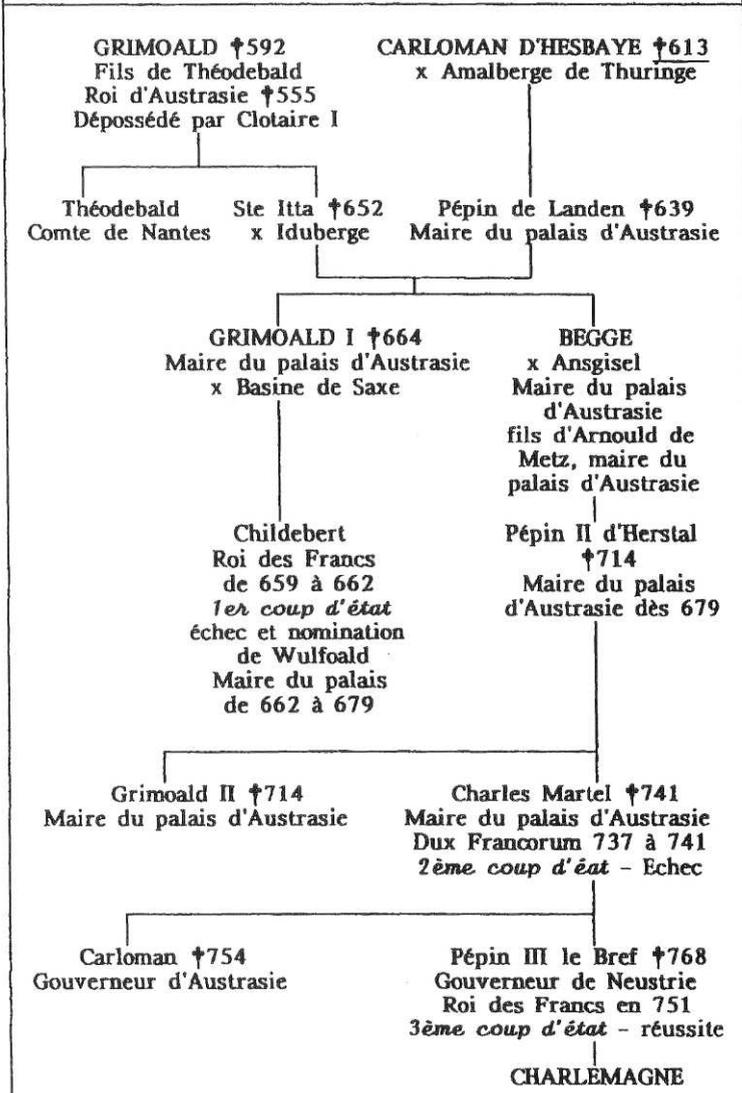
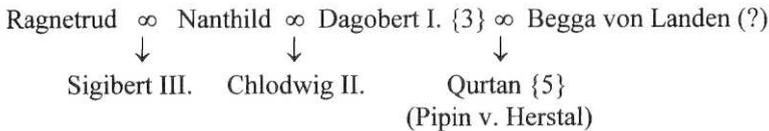


Tableau 11 von Didier-Georges Dooghe [2000]

dann standesgemäß mit Ansegisel von Metz. Ab Pipin von Herstal/Qurtan {5} sorgten offensichtlich ausschließlich die ebenblütigen Pipiniden für die Ausrottung der anderen übrig gebliebenen königlichen Merowinger-Sprösslinge (= Nachkommen Sigiberts III. und Chlodwigs II.). Ein auf Godmar fußendes genealogisches Schaubild verdeutlicht dies:



Pipin von Herstal, Karl Martell und Pipin der Kurze sollen jeweils 28 Jahre lang regiert haben (z. T. als Hausmeier). Diese gleich langen Regierungszeiten können denkgesetzlich auf keinen Fall stimmen. Sie sind konstruiert. Weiterhin sollen es die Pipiniden erst im dritten Anlauf geschafft haben, die Merowinger unter Kurzpipin endgültig zu stürzen (vgl. Graphik Les Pépini-des). Das würde bedeuten, dass sich das blutige merowingische Königsregime bis Mitte des 8. Jh. auf wundersame Weise zu einem friedlichen rituellen Königtum neben den regierenden pipinidischen Hausmeistern gewandelt hätte. Das ist politisch praxisfern, auch wenn Einhard uns dies im Interesse der Pipiniden weis machen will, wohl um die Ausrottung der anderen erbberechtigten Merowinger zu verbrämen.

Die drei Pipiniden herrschten, wie o. erwähnt, jeweils 28 Jahre lang. Addiert man zum Jahr 586, dem Todesjahr Chlodhars III. {4}, die Zeiten Pipins v. H., Martells und Kurzpipins, erhält man das Jahr 667. Dadurch öffnet sich bis zum Jahre 802 die besagte 135-jährige Zeitlücke. In ihr steckt nota bene die zweifache Versatzzahl 67. Ich gehe davon aus, dass die tatsächlichen Regierungszeiten dieser drei Pipiniden wesentlich kürzer waren, was ich allerdings derzeit nicht belegen kann. Ob die Herrschaft der drei Pipine etwa schon Anfang des 7. Jh. endet, sei dahin gestellt und bleibt eine sehr spannende Frage. Dann müsste Qurtan {5}, arab. „kurz“, allerdings, wie o. angedeutet, mit Kurzpipin identisch sein.

Grabstätten der Frankenkönige bis Großkarl

Eine geographische Analyse zeigt, dass alle Herrscher in Tournai/Soissons und Neustrien (insbesondere Paris) bestattet sind. Der letzte von ihnen ist Kurzpipin († 768 resp. 667 in St-Denis). Nur drei von ihnen werden in Austrasien beerdigt: Siegbert III. † 656 resp. 589 in Metz, Dagobert II. † 678 resp. 611 in Stenay und Großkarl † 814 in Aachen. Die Suche nach dem Grab Chlodhars III. {4} darf man getrost einstellen: *Er* ist in Paris St-Germain-des-

Prés beigesetzt, nicht der doubletlierte Chlodhar II. (584–628), das alter ego Chlodhars I. {2}. Da Gräber oft mittelbar die Lebensmittelpunkte der Verstorbenen wiedergeben, zeigt ihre räumliche Verteilung, dass bis zur Zeit Großkarls der Schwerpunkt des Frankenreiches mehr im Westen zu suchen ist. Der Dislozierung der Gräber entsprechen die wenigen erhaltenen merowingischen Bauwerke bis zum 7. Jh., z. B. in Poitiers und Jouarre, wie Martina Hartmann in einem Beitrag in der WBG-Zeitschrift um 2003 darlegte. Auch spiegelt sich, dass bereits ab Wende 6./7. Jh. die Wege von West-, Mittel- und Ostreich sich trennen, wenn man die Frankengeschichte Godmars als Grundlage nimmt.

Zweiter Teil der Godmar-Liste

Der zweite Teil der Godmar-Liste wirft einige Fragen auf, auf welche hier zumindest hingewiesen sein soll. Die Aufstellung entspricht bereits 939/40 im wesentlichen der heute üblichen Herrscher-Chronologie. Woher Godmar seine Kenntnisse bezog, ist nicht bekannt. Als Untergebener König Ludwigs IV. des Überseeischen (936–954) ist er auf das westliche Frankenreich fixiert und lässt das Ostreich außer Acht. Karl der Große wird anscheinend nur wegen seiner Kontakte zum spanischen Kalifat gewürdigt. Er ist weder Kaiser noch ist er zum Herrscher des 6000. Weltenjahres (= anno 800) hochgerechnet. Eine Rückrechnung ab Ludwig IV. dem Überseeischen bis Großkarl ergibt nämlich das Jahr 802 (vgl. Tab. Anhg.). Zwischen Ludwig dem Stammler und Karl dem Dicken ist ein comes/Feldherr namens Nausa acht Jahre lang an der Macht. Ggf. handelt es sich um Eudes, dessen Grabfigur aus dem 13. Jh. in Saint-Denis während der französischen Revolutionswirren verloren ging [Erlande-Brandenburg, 11].

Ergebnisse und Ausblick

Die zunächst abwegig erscheinende Frankengeschichte des Bischofs von Gerona, überliefert durch den arabischen Polyhistor Al-Mas‘ûdî, erweist sich, soweit der Pariser Druck und die Zeit bis Dagobert I. betroffen ist, als wegweisend. Die Analyse der Godmarschen Herrscherliste aus dem Jahre 939/40 leitet zur wichtigsten Erkenntnis hin, dass

1. mindestens 135 frühmittelalterliche Jahre nicht existieren,
2. der gesamte Fredegarsche *Liber generationis* ins 6. Jh. gehört,
3. der unverständliche Wechsel von Gesamtherrschern und Regionalkönigen in Neustrien, Aquitanien/Burgund und Austrasien virtueller Natur ist und
4. Karl „der Große“ sich als normaler Merowingerkönig erweist, der erst nach 939/40 zum gesalbten Kaiser aufgebauscht worden sein kann.

Der wichtige Schluss Bruno Kruschs von 1882, ein frühmittelalterlicher Verfasser hätte sich bemüht, den *Liber generationis* mit Gregors ersten sechs Büchern Geschichte zu verzahnen, findet nun seine Antwort: Der Kompilator irrte sich um 67 Jahre. Nunmehr kann auch Klaus Weissgerbers Schlussfolgerung aus 2001, sog. Fredegar gehöre ins 6. Jh., mit den chronistischen Angaben der konventionellen Geschichtsschreibung konkretisiert werden. Als interessanteste Einzelerkenntnisse seien genannt:

1. Dagobert I. {3} wird nicht **622**, sondern bereits **555** Mitkönig in Austrasien.
2. Der virtuelle Chlodhar II. (584–**628**) ist identisch mit Chlodhar I. {2} (511–**561**).
3. Chlodhar III. {4} (**651**–670) ist der eigentliche Chlodhar II. (**584**–628).
4. Charibert II. (**628**–636) und Charibert I. (**561**–567/70) sind identisch.
5. Die Flucht des hunnobulgarischen Khans Alzeko mit 9.000 Menschen zu den Baiern erfolgte bereits **569**.
6. Die „bairische Bartholomäusnacht“ [Illig 2000], als Dagobert I. {3} über 8.000 Hunnobulgaren töten ließ, ereignete sich nicht 630/**636**, sondern bereits **569**.
7. Die Alzeko-Flucht im Jahre 569 grenzt den Tod des Bulgarenkhans Qobrat, Alzekos Vater, mit „**vor 569**“ zeitlich neu ein und verschiebt die konstituierende protobulgarische Fürstenliste um ein knappes Jahrhundert in Richtung Zeitenwende.

Jiričeks Vermutung von 1876, die Awaren-Expansion wäre im 7. Jh. zu spät eingeordnet, kann nunmehr konkretisiert werden. Der notwendig werdende Einbau des Fredegarschen *Liber generationis* in Gregors Geschichtswerk wird den Faktenbestand des 6. Jh. stark verdichten. Dadurch verbietet sich das Theorem eines ebenfalls fiktiven 6. Jh., wie es Gunnar Heinsohn neuerdings vertritt.



negativa non sunt probanda



Anhang

Die fränkische Herrscherliste des Bischofs Godmar von Gerona/Spanien

„Al- Mas‘udi sagt: In Fustat in Ägypten fiel mir im Jahre 336 [947/48] ein Buch in die Hände, das Godmar, Bischof in Gerona, einer Stadt der Franken, im Jahre 328 [939/40] für Hakam Ibn ‘Abdarrahman, den Thronfolger seines Vaters ‘Abdarrahman, seinerseits Herr von Andalus, der in seiner Fahne den Titel ›Fürst der Gläubigen‹ führte, verfaßt hatte. Darin heißt es:

Der erste König der Franken war Chlodwig; er war Magier, wurde aber von seiner Frau, die den Namen Chlothilde trug, zum Christentum bekehrt. Nach ihm wurde sein Sohn Clothar König, dann herrschte dessen Sohn Dagobert, daraufhin dessen Sohn Clothar, alsdann sein Bruder Qurtan, ihm folgte sein Sohn Karl, diesem wiederum dessen Sohn Pipin, und schließlich wurde dessen Sohn Karl König. Seine Herrschaft währte sechsundzwanzig Jahre, und er war ein Zeitgenosse von Hakam, dem Herrn von al-Andalus. Nach seinem Tode gerieten seine Söhne miteinander in Streit, und ihre Meinungsverschiedenheiten führten schließlich dazu, daß die Franken sich gegenseitig ihretwegen vernichteten. Und Ludwig, Karls Sohn, wurde Herr ihres Königreiches und regierte achtundzwanzig Jahre und sechs Monate. Er war es, der nach Tortosa zog und es belagerte. Nach ihm wurde sein Sohn Karl König, und er war es, der mit Muhammad Ibn 'Abdarrhman Ibn Hakam, der den Titel Imam führte, Geschenke austauschte. Er regierte neununddreißig Jahre und sechs Monate; ihm folgte für sechs Jahre sein Sohn Ludwig. Sodann erhob sich gegen ihn der Heerführer der Franken namens Nausa, wurde ihr König und herrschte acht Jahre über sie. Er war es, der die Magier gegen eine Zahlung von sechshundert *ratl* Silber, die der Herr der Franken an sie leisten mußte, sieben Jahre lang von seinem Lande fernhielt. Sein Nachfolger Karl, Sohn des Ludwig, regierte vier Jahre. Dann kam nach ihm ein anderer Karl, und er blieb einunddreißig und drei Monate. Nach ihm wurde Ludwig, Karls Sohn, König der Franken; und er ist es bis auf diese Zeit, das Jahr 336 [947/48]. Nach dem, was wir über ihn erfahren haben, ist er heute seit zehn Jahren König.“

[Fleischhammer, 1988, 88 f., sowie Anm. 75, mit frdl. Genehmigung d. Autors]

Rückrechnung nach Herrscherjahren ab Ludwig IV. dem Überseeischen bis Karl d. G.

Herrschername	Herrscherjahr relativ	Zeit absolut	Herrscherzeit in Jahren : Monaten
Ludwig (der Übersee.)	10. Reg.jahr	= 01 / 947	10
	1. “	= 01 / 938	
Karl (der Einfältige)	31. “	= 01 / 938	3 Monate
	1. “	= 11 / 907	

Karl (der Dicke)	4.	“	= 11 / 907	4
	1.	“	= 11 / 904	

Nausa (Feldherr)	8.	“	= 11 / 904	8
	1.	“	= 11 / 897	

Ludwig (der Stammler)	6.	“	= 11 / 897	6
	1.	“	= 11 / 892	

Karl (der Kahle)	39.	“	= 11 / 892	6 Monate
			06 / 892	
	1.	“	= 06 / 854	

Ludwig (der Fromme)	28.	“	= 06 / 854	6 Monate
			= 01 / 854	
	1.	“	= 01 / 827	

Karl (der Große) †	26.	“	= 01 / 827	26
	1.	“	= 01 / 802	

Literaturverzeichnis

- Al-Maḡoudi (1861-1877): *Les prairies d'or*. 9 Bde (Hg. Charles-Adrien-Casimir Barbier de Meynard / Abel Pavet de Courteille); Paris
- Bahnsen, Wilhelm (1912): *Stamm- und Regententafeln zur politischen Geschichte*, 2. Band; Berlin
- Becher, Matthias (2009): *Merowinger und Karolinger*; Darmstadt
- Böhmer, Johann Friedrich (1998): *Regesta Imperii. II. Sächsische Zeit. Fünfte Abteilung. Papstregesten 911-1024*, bearbeitet von Harald Zimmermann; 2., verbesserte und ergänzte Ausgabe; Wien u. a.;
<http://www.google.de/#q=Bischof+Godmar+von+Girona>, web vom 03. 08. 2012
- Brosien, Hermann (1868): *Kritische Untersuchung der Quellen zur Geschichte des fränkischen Königs Dagobert I. (622-638)*; Göttingen
- Brühl, Carlrichard (1998): *Studien zu den merowingischen Königsurkunden*, Hrsg. Theo Kölzer; Köln u. a.
- CambridgeMuslims.info*, „Al Masudi's Map of the World (871-957 CE)“ web vom 17. 06. 2010
- Dattenböck, Georg (2011): *Heinrich von Hag/Ofterdingen. Verfasser des Nibelungenliedes!* Nordhausen
- Dooghe, Didier-Georges (2000a): *De Clovis à Charlemagne. Histoire et généalogie*; Wattignies
- (2000b): *Histoire généalogique de la Francie du V^{ème} au XI^{ème} siècle*; Wattignies
- Encyclopedia britannica* “al-Mas’udi (Arab historian)”

- britannica.com/EBchecked/topic/368842/al-Masudi, web vom 22. 05. 2010
- Erlande-Brandenburg, Alain (1986): *Die Abteikirche von Saint-Denis. Bd. 2. Die Königsgräber*; Paris
- Ewig, Eugen (1988): *Die Merowinger und das Frankenreich*; Stuttgart u. a.
- Fleischhammer, Manfred (²1990): *Altarabische Prosa*; Leipzig, Reclam Nr. 1250
- Friedrich, Volker (2006): Zur Zeitstellung Karls des Großen; *Zeitensprünge* 18 (2) 417-434
- Heinsohn, Gunnar (2001): Karl der Einfältige ... Imitator oder Urmuster? *Zeitensprünge* 13 (4) 631-661; <http://mantis-verlag.de/simplex.html> web 13. 01. 2005
- Heinzelmann, Martin (1994): *Gregor von Tours (538-594). Zehn Bücher Geschichte. Historiographie und Gesellschaftskonzept im 6. Jahrhundert*; Darmstadt
- Hunke, Sigrid (2010): *Allahs Sonne über dem Abendland. Unser arabisches Erbe*; www.scribd.com/doc/25174732, web vom 30. 05. 2010
- Jarrett, Jonathan (2008): *Early medievalist's thoughts and ponderings*; <http://tenthmedieval.wordpress.com>, web vom 03. 08. 2012
- Jiriček, Constantin Josef (1876): *Geschichte der Bulgaren*; Prag (Nachdruck 1977, Hildesheim · New York)
- Krusch, Bruno (1882a): Die Chronicae des sogenannten Fredegar II; *Neues Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde*, 421-516
- (1882b): Die Chronicae des sogenannten Fredegar; *Neues Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde*, 247-351
- Kunstmann, Heinrich (1982): *Vorläufige Untersuchungen über den bairischen Bulgarermord von 631/632* (Slavistische Beiträge, Bd 159); München
- László, Gyula (1996): *The Magyars - Their Life and Civilisation*; Budapest
- Löhberg, Bernd (2006): *Das „Itinerarium provinciarum Antonini Augusti“. Ein kaiserzeitliches Straßenverzeichnis des römischen Reiches*; Berlin
- Menghin, Wilfried (1985): *Die Langobarden. Geschichte und Archäologie*; Wiesbaden (Lizenzausgabe 1985, Nürnberg · Stuttgart)
- Moravcsik, Gyula (1943): *Byzantinoturcica II. Sprachreste der Türkvölker in den byzantinischen Quellen*; Budapest
- (²1958): *Byzantinoturcica I. Die byzantinischen Quellen der Geschichte der Türkvölker*; Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin Bd. 10, Akademie-Verlag Berlin [Ost], Redaktion: Eberhard Rechenberg
- Pohl, Walter (1988): *Die Awaren. Ein Steppenvolk in Mitteleuropa 567-822 n. Chr.*; München
- Rotter, Gernot (1978): *Al-Mas'ūdī. Bis zu den Grenzen der Erde. Auszüge aus dem «Buch der Goldwäsche»*; Tübingen · Basel
- Schwennicke, Detlev (1980): *Europäische Stammtafeln*, Neue Folge, Band I: *Die deutschen Staaten*; Marburg
- Weissgerber, Klaus (2001): Zur bulgarischen Phantomzeit I; *Zeitensprünge* 13 (1) 73-102

ProfFriedrich@T-Online.de

Kölner Geklüngel anno 2013

Heribert Illig

[S/G =] Schütte, Sven / Gechter, Marianne (2012): *Von der Ausgrabung zum Museum – Kölner Archäologie zwischen Rathaus und Praetorium · Ergebnisse und Materialien 2006–2012*; Köln, 330 S., 402 Abb., mit Beiträgen von zwölf weiteren AutorInnen; wohlfeil

„Ich beobachte die Tätigkeiten von Sven Schütte nolens volens seit inzwischen weit über fünfzehn Jahren. Er stellt sich grundsätzlich nicht der Wissenschaft, sondern hat sich vielmehr darauf verlegt, das, was er meint erforscht und an angeblich Neuem und Sensationellem herausgefunden zu haben, immer und immer wieder über die Presse in die Welt zu setzen und zu verstetigen.“

Prof. Dr. Heinz Günter Horn [2008; vgl. Illig 1/2009, 226]

Horn zum Trotz hat Schütte etwas ganz Erstaunliches geleistet: Seine Ausgrabung erhält bereits vor ihrem Abschluss eine opulente Publikation! Leider ist es ansonsten Normalität, dass Ausgrabungsfunde Jahrzehnte in Magazinen schlummern, bis eines schönen Tages, sofern der Ausgräber während seiner Pensionierung noch genügend Arbeitskraft besitzt, die Öffentlichkeit einen Bericht seiner Ausgrabung erhält. Nachdem das Erstaunliche in Köln passiert ist, ließe sich an die Heinzelmännchen und an das Gedicht von August Kopisch denken:

„Das ging so geschwind wie die Mühl' im Wind!
Die klappten mit Beilen, die schnitzten an Speilen,
die spülten, die wühlten und mengten und mischten
und stopften und wischten“.

Aber wir sprechen von Sven Schütte und Marianne Gechter, die als Grabungsleiter (Archäologe) bzw. seine Stellvertreterin (Historikerin) windschnell eine Riesentübersicht vorgelegt haben: Von den Alleinstellungsmerkmalen des Projekts über Grabungsmethodik, die Beschreibung der römischen und mittelalterlichen, insbesondere jüdischen Bauten – also die vorläufigen Resultate im Anschluss an ein erstes großes, wissenschaftliches Kolloquium [S/G, 17] – bis hin zur Entstehungsgeschichte des dereinstigen Museum mit samt Lichtplanung, Farbführung, Besucherzahlenprognose und allen möglichen Events. Formidabel! Der Laie staunt und der Fachmann wundert sich, lässt doch derselbe Schütte die Welt seit nunmehr 13 Jahren auf seine oft

angekündigte Monographie zum von ihm mutwillig veralteten Aachener Thron warten.

Es geht aber auch um viel: Die Stadt Köln, ein Ministerium des Landes Nordrhein-Westfalen, die Regionale 2010, die Europäische Union und andere Sponsoren kämpfen um das Projekt *Archäologische Zone* und *Jüdisches Museum*, sogar in Hinsicht auf den Adelstitel „UNESCO-Weltkulturerbe“ [S/G, 243]; sie brauchen Zuspruch und Unterstützung, subventionieren deshalb dieses Buch und bieten bereits im Vorspann den (abgetretenen) Bundespräsidenten auf. Denn eines ist allen Beteiligten klar: Wenn dieses Buch „den Prozess der Entstehung eines Museums von den Anfängen bis zur endgültigen Entscheidung über die Finanzen und damit über die sichere Realisierung“ dokumentiert [S/G, 17], dann ist eines ganz und gar nicht sicher: die Realisierung!

Gegenwärtig geht es im politischen Köln drunter und drüber: Während Schütte schon letztes Jahr die Bohrpfähle für den Museumsbau setzen lassen wollte [vgl. Illig 3/2012], wird unverändert darüber palavert, ob sich Köln, ob sich Nordrhein-Westfalen dieses 52 Mio. teure Museum überhaupt leisten kann, das selbstverständlich auch beachtliche Folgekosten verursachen wird. Andere laufen Sturm gegen die damit verbundene, sehr dichte Platzbebauung gleich neben dem Rathaus, wieder andere wollen offenbar keine Gedenkstätte für jüdische Kultur in Köln [Rüdemer]. Wir sind hier nur Zaungast, möchten aber einigermaßen die Streitigkeiten verstehen und die bisherigen Ausgrabungen würdigen, soweit sie für diese Zeitschrift relevant sind.

Fehlende und irritierende Fakten

Eine durchgehende Schwierigkeit des Buches ist seine dezente Unschärfe. Zwar wird enorm viel präsentiert, doch mit zum Teil markanten Auslassungen.

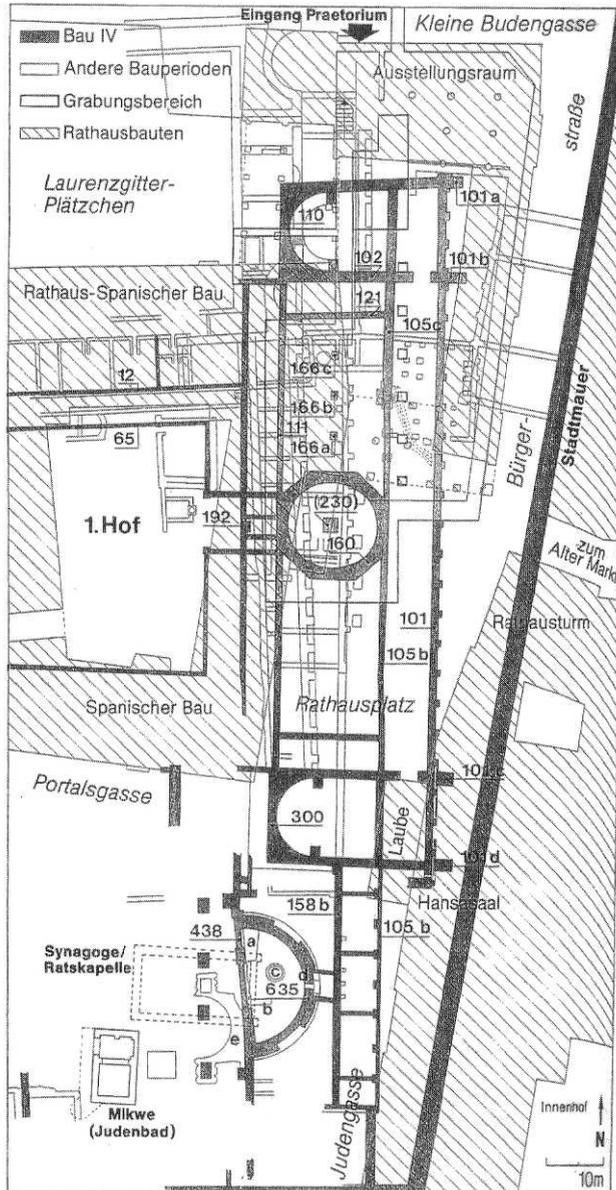
So wird beispielsweise der Wettbewerb für das Museum dargestellt, mit Auslobung, Bewertung, Jury, Bezirksvertretung, Ratsbeschlüssen und Wissenschaftlichem Beirat, doch gerade zwei spektakuläre, ja peinliche Ereignisse werden übergangen: Im März 2008 verließ mit Prof. Günther Binding der ehemalige Rektor der Kölner Universität und Direktor des Kunsthistorischen Instituts, also der angesehenste Kölner Fachmann den Beirat unter Protest, wobei er schwere Vorwürfe gegen den damaligen Oberbürgermeister und gegen den Grabungsleiter erhob. Dieser wollte aus Sicht von Binding in völliger unwissenschaftlicher Weise aus Synagoge und Mikwe des frühen 12. Jh. karolingische und antike Bausubstanz herauslesen [vgl. Illig 1/2008, 212]. Das geschah zur dritten Sitzung des Beirats, doch bei Schütte/Gechter ist von einer Umbesetzung keine Rede; außerdem wird nur die erste Sitzung kommentiert: „Gleichwohl wurde im Beirat anfangs heftig und angeregt diskutiert

und gestritten“ [S/G, 228]. Auch in der Beiratsliste [S/G, 305] gibt es weder einen Hinweis auf Bindings Ausscheiden noch auf das von Prof. Ulrich Großmann, Generaldirektor des *Germanischen Nationalmuseums* in Nürnberg.

So wird von 13.500 m² Bruttofläche der Archäologischen Zone gesprochen [S/G, 23], doch da ist auch das gesamte, zum großen Teil längst ausgegrabene Praetorium unterm Rathaus enthalten, dazu die langen Abwasserkanäle. Mittlerweile ist diese stolze Zahl auf 10.000 m² korrigiert worden [Damm 2013b]. Die laufende, in der Diskussion stehende Ausgrabung findet hingegen konzentriert auf ca. 2.300 m² statt, ein durchaus erwähnenswertes, doch fehlendes Faktum.

So sprach Schütte bei Präsentation dieses Buches von „etwa 250.000 Artefakte[n] und 120.000 Proben aus Fauna und Flora“ [Haridi], was *Wikipedia* [↔ Archäologische Zone] ohne Quellenangabe aufgegriffen hat und was zu Recht kritisiert worden ist. Mittlerweile wurde vom *Kölner Stadt-Anzeiger* aufgedeckt, dass der *Wikipedia*-Text von einer Grazer Firma stammt, die ihn im Auftrag der Stadt Köln für stolze 750.000 € erstellt hat. Motto: „Optimale kommunikations- und marketingstrategische Begleitung des Projektes bis zur vollständigen Umsetzung“ [Damm 2013b]. Das ist doppelt peinlich: Einmal mehr wird sichtbar, wie Kulturreferent Quander hinter Schütte steht und seinen Frontmann stützt, dessen Abberufung der Landschaftsverband verlangt, bevor er die Archäologische Zone kostenmäßig übernimmt. Und zum anderen wird *Wikipedia* als Unternehmen entlarvt, das einfach jene Meinung unterstützt, für die am meisten spricht – ob das nun viele Universitätsmitarbeiter sind oder viele Euros. Wie konsequent und brutal *Wikipedia*-Einträge von besseren Meinungen freigehalten werden, ist denen, die sich mit der Phantomzeit befassen, hinreichend bekannt [etwa Beaufort 2008; Illig 2/2010].

Könnte die Masse an Artefakten die geplanten 7.500 m² Ausstellungsfläche sogar überfordern? Schütte wusste, warum er dazu keine Vergleiche anstellt: Die parallel laufenden U-Bahn-Ausgrabungen in der Kölner Innenstadt haben mit bislang 2.500.000 Artefakten die zehnfache Menge an Objekten erbracht [museen], ohne mehr als eine vorübergehende Ausstellung auf 1.000 m² zugestanden zu bekommen, hat doch das gesamte *Römisch-Germanische Museum* weniger Ausstellungsfläche als das neu geplante *Jüdische Museum*. Auch bei der Grabung am Kölner Heumarkt ist auf 17 x 17 m „ungeheuer großes Fundmaterial“ geborgen worden, dessen Keramikmengen sogar in ein absolut-chronologisches Gerüst eingeordnet werden konnten [S/G, 51], obwohl Schütte auf derselben Seite eine zuverlässige Keramikchronologie für Köln als „Desiderat“ bezeichnet. Aber auch diese Keramikmassen erhalten kein eigenes Museum. Und warum auch, nachdem nur Spezialisten sie im Magazin wirklich nutzen können?



Das Gebiet des Kölner Praetoriums. Das heutige Grabungsgelände liegt unten, umgeben von Portalgasse, Judengasse, Marsplatz und Unter Goldschmied; darüber die Rathauslaube [Wolff, 168].

So bezeichnet Schütte das Aachener Oktogon als „Nachfolgebau“ des Praetoriums-Oktogon [S/G, 65], verrät aber die ganz unterschiedlichen Bauweisen und die Maße beider Bauten nicht. Bei Wolff [169] wird für den Praetoriumsbau ein Innendurchmesser von 11,30 m genannt; die etwa 16 m des Aachener Oktogons [uni-protokolle] sind dann doch um mehr als 40 % größer. Die Höhe des römischen Oktogons kann ohnehin nur geschätzt werden. Ob die direkte Nachfolge gegeben ist, wie Schütte und Gechter unterstellen, ist in dieser Zeitschrift oft genug bestritten worden. Für den einst in Köln tätigen Ausgräber Dr. Gundolf Precht steht seit 2009 fest, dass das Kölner Oktogon bald nach seiner Vollendung eingestürzt sein dürfte und damit im 8. Jh. gar nicht als Vorgängermodell dienen konnte [vgl. Illig 1/2009, 227].

So werden die beiden besten Exponate nur unzureichend kommentiert: ein goldener Ohrring, „möglicherweise aus imperialem Umfeld“ aus der Zeit um 1000 [S/G, 193], und die 3.500 Fragmente der Bima, also der gotischen Lesekanzel aus der Synagoge, die sich aus ihnen rekonstruieren lässt. Die Maße des Ohrrings werden ebenso wenig wie die Höhe der Bima (Bimah, Almemor) mitgeteilt. Ihre vielleicht 24 Pfeiler standen auf einem „Podest von circa 3,2 x 4 Metern“ [S/G, 140].

Wie zum Ausgleich für so manche Lücke gibt es vier Seiten voller Maßtabellen für Haustierknochen, deren lateinische Fachtermini nicht übersetzt, deren Abkürzungen nicht erklärt, deren Dimensionen nicht benannt werden [S/G, 327-330] – ein Privatissimum für Archäo-Zoologen und -Veterinäre.

Wie steht es um die Museumswürdigkeit?

Es ließe sich durchaus kritisch fragen, ob vom Judenviertel mehr als ein Dutzend Artefakte als Exponate geeignet sind. Denn natürlich geht es um unendlich viele Funde, primär aber Tonscherben und Tierknochen, selbst um Körbe voller Glühbirnen und Töpfe voller Soleier aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs. Einstiger Alltag im jüdischen Viertel lässt sich natürlich heutigen Betrachtern auf engem Raum nahe bringen. Was ist außer den beiden genannten Hauptfunden noch ausstellungswürdig? Es gibt über 100 epigraphische Zeugnisse aus dem jüdischen Viertel auf Stein und auf Schiefertafeln. Darüber hinaus eigentlich nur gewöhnliche Zeugnisse, auch noch aus der Zeit ab 1374, als sich die Gemeinde noch einmal konstituiert, bis die Synagoge 1424 endgültig durch die gotische Ratskapelle ersetzt wird. Die zugehörigen Kloaken haben manches, darunter ein Siegel und einen Schlüsselanhänger freigegeben, während Metallteile immer herausgefischt wurden und deshalb fehlen. Aber derartige Kleinfunde können zwar ein kleines Museum füllen, aber ein großes nicht rechtfertigen, zumal erst 2010 die Stadt Essen für 7,8 Mio. € in der Alten Synagoge ein *Haus jüdischen Kultur* eröffnet hat [waz]. Außerdem

existiert längst das *Kölnische Stadtmuseum*, das „Objekte und Kunstwerke zur Geschichte Kölns vom Mittelalter bis in die Gegenwart zeigt, sammelt und bewahrt“ [museen].

Weil das Schütte und Gechter besser als alle anderen wissen, haben sie bereits verschiedene Korkmodelle in Auftrag gegeben, die als spektakulärer Blickfang dienen sollen. Deutschlands letzter Phelloplastiker hat u.a. bereits Modelle des spätantiken St. Gereon, des Kapitilstempels und des sog. Ubiermonuments gefertigt [S/G, 245 f.]. Sie geben tatsächlich einen erstaunlich guten Eindruck der Architektur, wie die entsprechenden (antiquierten?) Sammlungen auf den Schlössern Wilhelmshöhe, Johannisburg und Ludwigslust noch immer demonstrieren – doch einige dieser rekonstruierten Bauten gehören gar nicht zur Archäologischen Zone.

Demnach läuft hier die Planung in direkter Konkurrenz zum nur 250 m entfernten *Römisch-Germanischen Museum*, das dem archäologischen Erbe von Stadt und Umland bis ins Frühmittelalter gewidmet ist. Dieser Eindruck bestätigt sich dadurch, dass von Schütte zwei Kopien Kölner Diatret-Gläser angekauft worden sind. Bei ihnen ist das eigentliche Glasgefäß von einem durchbrochenen Glasnetz eingehüllt; sie stellen das Maximum dar, das römische Glashersteller im 4. Jh. erzielt haben. Deshalb ist das *Römisch-Germanische Museum* besonders stolz darauf, das wiederhergestellte Diatret aus Köln-Braunsfeld präsentieren zu können; Schüttes Museum will nun die beiden in der Kölner Benesisstraße gefundenen Gläser als Kopien präsentieren [S/G, 275], von denen das eine 1945 in Berlin zugrunde gegangen ist, das andere in München verwahrt wird.

Diese kostspielige Konkurrenz muss angesichts der ständigen Streitereien nicht verwundern. Im *Römisch-Germanischen Museum* war Prof. Hansgerd Hellenkemper Direktor von 1980 bis 2010. Obwohl eigentlich zuständig für alle Funde und Ausgrabungen im Stadtgebiet, entzog ihm das Kulturreferat im Oktober 2006 die *Archäologische Zone*. Denn die Stadt Köln hatte Dr. Sven Schütte drei Jahre zuvor seinen Arbeitsplatz aufgekündigt, aber übersehen, dass sie ihm einen gleichwertigen Arbeitsplatz bieten muss. So hatte Hellenkemper zu weichen. Schütte überhöhte seinen Erfolg dadurch, dass er sich im September 2010 gegen Hellenkempers Ehrung mit dem Bundesverdienstkreuz aussprach, worauf sich alle Kölner Museumsdirektoren von ihm distanzieren. (Der *Kölner Stadt-Anzeiger* hat die ganze Schmutzwäsche gesammelt und aufbereitet: „Was bisher geschah“ [KStA]).

Auf jeden Fall wird Schütte die Römerfunde aus der *Archäologischen Zone* nicht ans dafür eigentlich zuständige *Römisch-Germanischen Museum* abgeben, weil er sonst die ihm so wichtige Zeit vor 1000 überhaupt nicht präsentieren könnte. Der aktuelle Band bringt außer einigen nicht einmal fotografierenswerten Bauresten keinen einzigen Franken-, speziell Merowinger-

oder Karolingerfund. Präziser: Während Schütte und Gechter die römischen Funde auf 40 Seiten besprechen [S/G, 53-92], genügen ihnen für die Befunde aus dem Frühmittelalter 16 ungebildete Zeilen [S/G, 93]. So bliebe im *Jüdischen Museum* die Zeit zwischen ca. 400 und fast 1000 ohne zeitgenössisches Exponat. Dabei hat ja Schütte längst klargestellt, dass er nicht nur mehrere mittelalterliche Synagogen- und Mikwebauten übereinander sieht, sondern auch entsprechende Baustrukturen aus der Karolingerzeit und der Spätantike. Wie gut kann er das belegen?

Mittelalterliche Synagoge und Mikwe

Diese Zeitstufe war bereits durch die Ausgrabungen ab 1950 durch Doppelfeld hinreichend geklärt. Bis zur großen Zerstörung von 1349 diente als *Männersynagoge* ein hohes rechteckiges Gebäude mit Zinnenkranz, der das Dach den Blicken entzog. Im Inneren stand wie in einem Hochparterre die rechteckige Bima im Zentrum, allerdings nicht ganz identisch fluchtend; darüber gab es noch ein Geschoss mit einer Reihe kleiner Fenster. Im Norden war die niedrigere *Frauensynagoge* angebaut, im Westen ein *Fachwerkbau* gleicher Höhe. Separat davor stand im Süden die *Mikwe*, oberirdisch gestaltet wie ein kleiner Turm mit seitlichen schmalen Gängen. Im Osten lag vor der Synagoge der *Waschbrunnen* [vgl. S/G, 121]. Nach 1372 konnte die Synagoge noch einmal wiederaufgebaut und genutzt werden. 1424 wurde bei der endgültigen Vertreibung der Juden aus der Stadt Köln die Synagoge in die Ratskapelle umgestaltet; Reste von ihr sind noch bis nach dem Zweiten Weltkrieg genutzt worden. Die dort erste Synagoge – nicht nur in Köln lag das jüdische Viertel dicht am Rathaus – sieht man gemeinhin kurz nach 1000 entstehen und nach dem Pogrom von 1096 in veränderter Form weiterbestehen. Davor beginnt das Reich schüttesker Entdeckungen und Mutmaßungen.

Karolingische Synagoge und Mikwe?

Ein Dreh- und Angelpunkt ist das ominöse Erdbeben von 780/90, für das Schütte eintritt, während andere Forscher seine Interpretation keineswegs teilen, aber im Buch nicht zu Wort kommen. Wir erfahren:

„Ein Erdbeben Ende des 8. Jahrhunderts beschädigte den Bau IV des Praetoriums und die Synagoge und Mikwe so schwer, dass Abriss bzw. Neubau erforderlich wurden“ [S/G, 63].

Die Datierung auf „ca. 790/800“ stützt sich allein auf Thermolumineszenz-Messungen [S/G, 107], also auf die schwächste aller Datierungsmethoden. Um so 'zwingender' wird hingegen der Hinweis auf eine Synagoge und eine Mikwe bereits vor 790 gestaltet. Hier drängt sich Schüttes Vorliebe für Superlative einmal mehr nach vorn, hat er doch auf seinem 'Kerholz' bereits

die älteste karolingische Großplastik, die älteste Lisenengliederung, „den frühesten erhaltenen Monumentalskulpturenzyklus in Europa nach der Antike“, den „im Abendland einzigartige[n] Nachweis lückenloser kirchlicher Nutzung (alles St. Pantaleon in Köln [Illig 2007]) oder den auf Karolingisch veralteten Aachener Thron. Nun sieht er in Köln die älteste Synagoge Europas, dazu zumindest eine karolingische Mikwe. Bislang galt, dass in Speyer ein entsprechendes Bauwerk steht, 1104 eingeweiht, mit einer 1126 genannten Mikwe, „der älteste, noch sichtbare Überrest eines Synagogenhauses in Mitteleuropa“ [judenhof]. Aber was ist schon Speyer gegen Köln? Wie kann Schütte seine unterstellte karolingische Synagoge mit Belegen oder Beweisen unterfüttern?

Beim Hinabsteigen durch Kölns Jahrhunderte wird der Boden schnell dürrftig und schütter. Allgemein wird davon ausgegangen, dass im frühen 11. Jh. im jüdischen Viertel eine *Synagoge* gebaut worden ist. Aber der älteste Beleg dafür stammt von 1426; er spricht von der 414 (oder 386) Jahre alten „joedenschule“ [S/G, 102]. Das ist nicht gerade ein Beweis für eine karolingische oder gar spätantike Synagoge – ganz im Gegenteil. Aber sehen wir weiter. Da könnte es theoretisch Zerstörungen durch die Normannen (881) und nachfolgenden Wiederaufbau gegeben haben:

„An der schweren Zerstörung Kölns durch die Normannen ist nicht zu zweifeln. Sie wird in verschiedenen Quellen beschrieben, allerdings wieder nur in außerkölnischen, eine Kölner Überlieferung aus dieser Zeit ist nicht erhalten. Wenn man ein entwickeltes städtisches Gemeinwesen und eine weitgehend intakte römische Mauer in Köln voraussetzt, erhebt sich natürlich die Frage, wie es zu einer Eroberung kommen konnte“ [S/G, 101].

Die Eroberung ist also schwer vorstellbar und selbst in schriftlicher Form nur mangelhaft zu greifen, aber gleichwohl nicht zweifelhaft. Kann ein Archäologe heute noch so argumentieren?

Und nun die Erbauung der karolingischen Synagoge? Schütte wollte sie schon 2008 aufgedeckt und bis 2010 bereits als gesicherten Tatbestand etabliert haben [vgl. Illig 1/2010, 206]. Sie macht sich an dem Erdbebendatum 780/90 fest, weil unter der mittelalterlichen Synagoge Zerstörungen nachgewiesen worden sind:

„Der nördliche und der südliche Teil [des antiken Bauwerks; HI] stürzten mit ihren Hypokausten während des Erdbebens ein und wurden mit Bauschutt einplaniert. Der mittlere Teil verblieb intakt und wies nur Risse im Boden auf. Zumindest im nördlichen Teil wurde ein Reparaturboden um 800 aufgebracht, der auch flächig im zentralen Teil nachzuweisen ist. Leider ist hiervon nur die Stickung, jedoch nicht der Belag erhalten. Es kam bei der Zerstörung zu einer Veränderung des Grundrisses“ [S/G, 98].

Diese Passage beinhaltet alles, womit Schütte die karolingische Synagoge belegen kann: eine Sticking, worunter ein Unterbau aus ungefähr passenden, rohen Steinen zu verstehen ist, aber kein datierbarer Bodenbelag. „Auch wenn Fundmaterial der Zeit des frühen Mittelalters erhalten ist, so sind doch die Befunde spärlich“ [S/G, 93], im Wesentlichen „einige unscheinbare Mauerbefunde, zumeist Reparaturen an älterer Substanz, die eine frühmittelalterliche Nutzung belegen“ [ebd.]. Allerdings spricht er anderer Stelle auch von einem Wiederaufbau und suggeriert damit, nicht nur der Boden, sondern der gesamte Mittelteil sei ein karolingischer Bau.

Der partielle Wiederaufbau des antiken Mittelteils ist nur solange karolingisch, solange das Erdbeben auf 780/90 datiert werden kann. Über dem fehlenden Bodenbelag „um 800“ liegen zwei Böden aus römischen Ziegeln: der „vor 1000“ besteht aus zweitverwendeten Ziegeln verschiedenen Formats, der „um 1000–1096“ auch aus Hypokaustenziegeln [S/G, 125 ff.]. Diese sind viel älter und könnten auch in der Zeit vor 614 neu gelegt worden sein, wenn entsprechende Keramikfunde vorlägen. Ungeachtet aller Zweifel befindet Schütte für die Karolingerzeit:

„In dieser Zeit ist die Existenz der Synagoge archäologisch nachgewiesen, ohne, dass wir einen direkten schriftlichen Beleg für Köln hätten“ [S/G, 101].

Das muss so sein, geht es doch für Schütte um mehr. Er hat 2004 postuliert, dass sogar noch Karl der Große das Praetorium genutzt habe, um nach den dortigen Erdbebenschäden ins noch stärker erdbebengefährdete Aachen auszuweichen und dort seine Pfalzkapelle errichten zu lassen [Stellpflug; vgl. Illig 3/2004, 634 f.], denn das Kölner Oktogon „ähnelt im Inneren vom Aufbau in einfacherer Form dem Aachener Oktogon“ [S/G, 65]. Entsprechend mutmaßt Schütte, man habe sogar Spolien des Praetoriums in Aachen verbaut [S/G, 66], wofür allerdings nicht einmal die jüngste Aachener Domgrabung einen Beleg erbracht hat. Wichtiger ist der schon auf die Grabungen nach 1950 zurückgehende Praetoriumsbefund,

„dass man offenbar die gewaltige Baumasse in kurzer Zeit einheitlich abtrug. [...] Die Keramikfunde, aber auch das Parzellar zeigen, dass gerade nicht ein langsam vor sich hin rottendes Ruinenfeld für Jahrhundert dort lag, sondern der Bau rasch beseitigt wurde“ [S/G, 66].

Bei Streichung der Phantomzeit könnte das bedeuten: Das Praetorium ist im späten 6. Jh. eingestürzt und im 10. Jh. abgeräumt worden, denn die dem 9. bis 13. Jh. zugeschriebene Pingsdorfer Keramik [wiki → Pingsdorf] beginnt nun erst nach 911. Entfällt die vage Datierung 780/90 und die ebenso vage Thermolumineszenzdatierung für die Bodenreparatur von 800 [S/G, 103], dann entfällt auch die karolingische Synagoge.

Schütte geht es auch um eine ebensolche *Mikwe*. Wie kann er sie belegen? Auf keinen Fall durch karolingerzeitliches Holz, stammt doch das älteste dortige Stück Holz zwar von ganz unten, aus 16 m Tiefe, aber doch erst aus der Zeit AD 1240 ± 16 (Konfidenzintervall von 1σ) [S/G, 38, 166, 171]. So bleibt ihm nur ein letzter Strohalm:

„Da die ältesten Reisigfragmente im unteren Bereich ausweislich einer AMS-Datierung [Accelerator Mass Spectrometry: Beschleuniger-Massenspektrometrie; HI] bereits zu einer dritten Beckenphase in der Zeit um 1000 gehören, es aber ältere Phasen gibt, wird man davon ausgehen müssen, dass die Mikwe in die Zeit vor 780 zu datieren ist“ [S/G, 165].

Diese (Tauch-)Beckenphasen ließen sich in der Zeit zwischen 400 und 614 ebenso unterbringen wie im 10. Jh., vor allem wenn man den Wiederaufbau des antiken Gebäudes an dieser Stelle in ottonischer Zeit sieht. Aber es geht ja dank Schütte noch tiefer.

Antike Synagoge und Mikwe?

Mit Hilfe des griffigen Arguments ‘Ortskonstanz’ muss unter der Synagoge des 11. Jh. eine solche der Karolinger *und* eine antike gelegen haben, wie Schütte vice versa aus einem antiken Thermenteil den rituellen Wassergebrauch vom 4. bis hinauf ins 11. Jh. für diesen Ort ‘nachweist’. In diesem Bereich changiert der Text ständig zwischen gesichertem und wahrscheinlichem Befund, was zu schwer greifbaren Einschätzungen führt.

Römische Therme

Die Rede ist von einer letzten größeren Thermenanlage über mehreren Vorgängerphasen, insgesamt „eine Fläche von mindestens 600 m²“ [S/G, 77]. Vier Seiten weiter ist von „ihrer Gesamtgröße von mindestens 21 x 16 m“ die Rede [S/G, 81], womit freilich nur 336 m² garantiert werden. Die Klärung der Raumabfolge ist noch nicht gelungen, nicht einmal der Typus – „sowohl Reihen- als auch Blocktyp“ [S/G, 80] – ist geklärt. Wie ‘gut’ der Bau erkundet ist, illustriert nachfolgender Satz auf derselben Seite: „Sicher ist, dass sich der Zugang zur Anlage entweder im Norden oder im Westen befunden haben muss.“ Die immer wieder betonte Ortskonstanz – das Warmbad des mittelalterlichen jüdischen Viertels liege über dem Becken aus Phase E [S/G, 81] – ist den verschiedenen Grundrissen im Buch nur schwer zu entnehmen. So wird auf derselben Seite nicht die Badeanlage in Phase E, sondern in D gezeigt, obwohl sich danach „zum Teil auch die Funktion der Räume innerhalb der Anlage geändert“ hat, ohne dass ein weiterer Grundriss weiterhelfen würde. Die Ortskonstanz fällt demnach eher unter die Rubrik Glaubensartikel.

Dunkel bleibt auch die römische Architektur insgesamt, liegt doch der Thermenbereich direkt hinter der repräsentativ gestalteten Südapsis des Praetoriums, von der aber wiederum sieben Hauptphasen ergraben worden sind, die sich ganz erheblich voneinander unterscheiden [Grundrisse vgl. S/G, 70 f.]. Der jeweilige Bezug zwischen Apsis und Therme bleibt angesichts der schlechten Thermenbefunde dunkel. Bei Datierungen hält sich der Grabungsleiter deutlich zurück: Die ersten beiden Phasen sollten ins 1. Jh., die 7. Phase „kann eventuell schon in das beginnende vierte Jahrhundert datiert werden“ [S/G, 76]. Damals wäre auch der Brunnen angelegt worden, der dann vor der Mitte des 10. Jh. repariert wird und später als Waschbrunnen vor der Synagoge bezeichnet worden ist [S/G, 69-76]. Nicht nur an dieser einen Stelle steuern die Ausgrabungen einen hervorhebenden Effekt bei:

„An zahlreichen Stellen des Geländes lässt sich der Effekt feststellen, dass sich auf römischen Estrichen Schichten des ausgehenden frühen Mittelalters, also des neunten und 10. Jahrhunderts finden, ohne dass eine Humusbildung oder Eintrag humoser Erde festzustellen ist. Das trifft auf das gesamte Gelände zu [ca. 2.300 m²; HI], in dem keinerlei Bodenbildung zwischen Spätantike und Frühmittelalter festzustellen ist. Auch im Fundmaterial sind, soweit man es beurteilen kann, keine Unterbrüche vorhanden, auch wenn die Keramikchronologie nicht so engmaschig ist, dass man auf das Jahrzehnt genau datieren könnte. Fast immer zeigt sich, dass Funde nur in den Boden gelangen, wenn Umbauten oder Katastrophen stattfinden – während der Nutzung werden die Gebäude sauber gehalten und es lagert sich kein Abfall oder Schutt an. Auch dieser Effekt beweist über das gesamte Gelände, dass es kontinuierlich genutzt worden ist. Der Befund entspricht dem der kontinuierlich belegten Gräberfelder, besonders dem schon genannten Beispiel von St. Severin. Zumindest im zentralen Bereich der Stadt hat es offensichtlich mit hoher Wahrscheinlichkeit eine kontinuierliche Entwicklung zwischen Antike und Frühmittelalter gegeben.“ [S/G, 92]

Dieser letzte Satz ist von allgemeiner Bedeutung.

Spätromische Therme

‘Ganz unten’ ist auf jeden Fall ein römisches Gebäude mit rundem Vorhof und einem Becken nachgewiesen. Hier widerstehen selbst Schütte und Gechter der Versuchung, sofort eine Synagoge zu unterstellen, aber indem wiederum die Ortskonstanz bemüht wird, bleibt zwar die Nutzung unbekannt, soll aber bereits auf die erhoffte Synagoge des 4. Jh. verweisen. Das führt nebenan, unter der späteren Frauensynagoge, zu einem skurrilen Befund. Hier liegt das Becken einer Therme, von dem man annimmt, dass sie erst gegen

800 aufgegeben worden ist [S/G, 165; ähnlich 81]. Indem die karolingische Mikwe in die Zeit vor 780 datiert wird (s.o.) und damals in der Südwestecke des dreigliedrigen römischen Bauwerks gebaut worden sei [ebd.], wäre hier ein jüdisches Tauchbad in eine immer noch von den Karolingern betriebene, antike Therme hineingebaut worden – eine durchaus überraschende Vorstellung.

Schütte hat mit seinem ständigen Beharren auf einer antiken und einer mittelalterlichen Synagoge den entrüsteten Binding bereits im März 2008 aus dem Wissenschaftlichen Beirat getrieben hat [vgl. Illig 1/2008]; heute macht er zwischendurch ein ‘Teilgeständnis’ [S/G, 95]:

„Zwar ist die Frage, ob an dieser Stelle eine antike Synagoge stand – man muss es klar sagen – auch heute noch nicht befriedigend und erschöpfend beantwortet. Dennoch ist man der Lösung der Frage deutlich näher gekommen“, weil „die Struktur des Bauwerks unter den mittelalterlichen Synagogen inzwischen bekannt“ ist.

Und Schütte ist unverdrossen auf Superlative aus. Übers Buch hinaus macht er aktuelle Anstrengungen, um sogar eine antike Mikwe aus dem 4. Jh. zu präsentieren. Es gebe da eine mögliche Treppe und sie müsse nur noch durch den „Mikwenpapst“ und Schütte-Freund Ronny Reich ‘abgesegnet’ werden, sprich, es fehlt noch der Nachweis des Treppen- oder Stufenzugangs zum lebendigen Wasser [Willmann 2012]. Dann wäre die Sensation perfekt: eine sieben Jahrhunderte ältere Mikwe als alle anderen erforschten! In Deutschland sind etwa 400 Mikwaot bekannt, die ältesten aus dem 12. (Speyer) und 13. Jh. Sie würden alle zu viel späten Erinnerungen an den Kölner Bau. *Wikipedia* führt in der Rubrik „Antike Synagogen“ sieben Bauten aus dem östlichen Mittelmeerraum, doch bei ihnen wird ebenso wenig wie unter der Suchrubrik „Antike Synagogen in Galiläa“ ein Tauchbad vermerkt. Keine wirkliche Ausnahme ist der Befund in der Synagoge in Priene: „in der Synagoge fand sich ein Marmorbecken, das wahrscheinlich als Ritualbad diente“, fehlt ihm doch jenes lebendige Wasser, das für die Reinigung notwendig war und durch die Mikwe in der Tiefe erreicht werden sollte. Dagegen waren antike Mikwaot ohne Synagoge häufiger anzutreffen, etwa in Qumran [vgl. Illig 3/2012, 554-558].

Auch unter Kölns mittelalterlicher Frauensynagoge gab es Vorgängerbauten, insbesondere ein antikes Becken des 4. Jh., das einer Privattherme des Statthalters zugeordnet wird, der in nur 30 m Entfernung residierte [S/G, 80].

„Die Thermenanlage war über mehrere Jahrhunderte in Benutzung. Die Wasserversorgung erfolgte über die öffentliche Wasserleitung. Ab dem letzten Viertel des 4. Jahrhunderts nach Aufgabe der Eifelwasserleitung muss die Anlage aus anderen Quellen mit Wasser gespeist worden sein. Genutzt wurde sie, möglicherweise in kleinerem Maßstab, offenbar noch bis ins 8. Jahrhundert. Darauf lässt die Keramik in der Verfüllung über

dem Becken aus Phase E schließen. Bemerkenswert ist, dass an gleicher Stelle im Mittelalter das Warmbad des jüdischen Viertels gelegen hat“ [S/G, 81].

Das 8. Jh. wird keramikmäßig durch Badorfer Keramik abgedeckt, die vom 8. bis 10. Jh. angesetzt wird. Badorf und Pingsdorf liegen fast in Sichtweite zueinander und 13 km von der Kölner Altstadt entfernt; ihr Zusammenspiel ist von Niemitz [1994] früh behandelt worden. Aus phantomzeitlicher Sicht spricht Badorfer Keramik für die Zeit vor 611.

Köln als älteste jüdische Gemeinde?

Die Nutzung der einmal gesicherten, einmal unterstellten Synagoge wirkt dank Schütte bis 1424 äußerst homogen [S/G, 107]:

4. Jh. – ca. 780 Nutzung als Synagoge vermutet / dann Erdbeben
ab 790/800 Nutzung als Synagoge, unterbrochen von Wikingerangriff (881/82), Pogromschäden (1096; bis vor 1105), Pogromfolgen (1349; bis 1372).

Die Auflistung von den Anfängen bis ins 10. Jh. wirkt wie ein Konstrukt auf Basis eines Konstantinserlasses von 321, der eine Anfrage des Kölner Stadtrats beantwortet hat:

„Der Kaiser erlaubt den Decurionen von Köln, Juden in die Kurie zu benennen [...] die jüdische Gemeinde hatte im Jahr 321 bereits eine Bedeutung erlangt, die sie befähigte, Ratsmitglieder zu stellen. Eine solche Blüte erfolgt natürlich nicht ohne die entsprechenden Voraussetzungen, sondern bedingt eine längere Entwicklung. Spätestens seit dem Ende des 1. Jahrhunderts ist die Präsenz von Juden in Köln anzunehmen [...] Köln ist damit die einzige Gemeinde in Deutschland und nördlich der Alpen, die bereits in der Antike belegt ist. Da eine Entwicklung bis ins Mittelalter ununterbrochen sehr wahrscheinlich ist, liegen damit auch die Wurzeln des aschkenasischen Judentums hier“ [S/G, 93 f.].

So gewinnt Schütte in einem einzigen Absatz aus einer Textstelle des 4. Jh. jüdische Präsenz ab dem 1. Jh., eine Gemeinde im 4. Jh. und sogar die Wurzeln des gesamten aschkenasischen Judentums, womit er die erhoffte Synagoge des 4. Jh. erzwingen will. So ist Schütte immer dicht vor seiner nächsten Weltsensation. Bezüglich der ununterbrochenen jüdischen Präsenz in Köln – eine Gemeinde ist freilich etwas anderes als jüdische Einzelpersonen – könnte man ihm zustimmen, sofern er mit Streichung der Phantomzeit einverstanden wäre. Da er sie aggressiv abgelehnt hat, stehen ihm unbelegbare, aber wesentliche Jahrhunderte entgegen. Außerdem müsste er auch noch Prof. Michael Toch widerlegen, der den Begriff „jüdisches Frühmittelalter“ 2001 als leer empfand, findet er doch nirgends in Europa jüdisches Gemeindeleben, ausge-

nommen vielleicht im spätantik gebliebenen Südtalien [vgl. Illig 1/2001]. Der Konstantinenserlass sollte einmal unter dem Aspekt geprüft werden, dass die nächste Nennung der Kölner Judengemeinde erst für 1012 erfolgt ist (s.o.).

Positive Ergebnisse

Schütte und Gechter machen es nicht leicht, erwünschte und tatsächliche Ergebnisse der Ausgrabung zu trennen. Was gehört zu den Fakten? Etwa der Umstand, dass das *Oppidum* Ubiorum erst nach der Zeitenwende entsteht, um +50 zur Stadt erhoben zu werden.

„Hieraus ergibt sich, dass man möglicherweise nach der »Frühphase Kölns« etliche Jahrzehnte vor Chr. Geb. gar nicht zu suchen braucht, weil sie sehr wahrscheinlich gar nicht existiert“ [S/G, 55].

Das *Ubiemonument* ist keines, sondern der in den Jahren 4/5 begonnene steinerne Eckturm der geplanten Stadtbefestigung, an den dann in großer Eile eine Holz-Erde-Mauer angefügt worden ist [S/G, 53]. Der Charakter als Befestigungsturm ist allerdings schon lange vor der laufenden Ausgrabung bekannt gewesen [Wolff, 124]. Ebenso war bereits bekannt, dass Kölns *Oppidum* nicht vor der Zeitenwende, sondern erst ab ihr nachgewiesen werden kann [S/G, 55].

Schütte und Gechter liefen selbst ein Argument gegen das von ihnen vertretene 'gewaltige' *Erdbeben*, wenn es um die Ausdehnung des Praetoriums geht:

„Hier zeigt sich schon jetzt, dass offenbar in der Spätantike andere Verhältnisse herrschten als in den ersten Jahrhunderten der Römischen Kaiserzeit, denn während das Praetorium in einem Erdbeben untergeht und nicht wieder aufgebaut wird, besiedelt man den südlichen Bereich sehr dicht und nimmt Rücksicht auf die vorhandenen Baulichkeiten der Antike“ [S/G, 60].

Das bestätigt massiv die Ansicht anderer Archäologen, dass im Bereich des Praetorium Setzungen zum Einsturz dieses dicht am Fluss liegenden Gebäudes führten. Denn danach wäre dieses Gebiet gemieden worden, während die südlichen Bereiche ohne Angst besiedelt worden wären [zur Erdbebendiskussion vgl. Korth]. Schlussendlich räumt auch Schütte ein, weder übers Erdbeben noch über die daraus resultierenden Schäden Genaueres zu wissen:

„Ein schweres Erdbeben Ende des 8. Jahrhunderts beschädigte den Bau IV des Praetoriums und die Synagoge und Mikwe so schwer, dass Abriss bzw. Neubau erforderlich wurden. Auch hier stecken die Forschungen erst in den Anfängen“ [S/G, 63].

Insofern sind Schüttes immer wieder aufflammende 'Bekanntnisse' zu antiker wie karolingischer Synagoge samt Mikwe auf Sand gebaut. Das gilt im übertragenen wie im direkten Sinn für die *Synagoge*:

„Sehr schwierig ist die Baugeschichte nach 800 zu beurteilen. Sicher ist, dass der Bau wiederhergestellt wurde und, dass er offenbar schwer unter den Einfällen der Wikinger 881 gelitten hat. Aber auch hier wurde in relativ kurzer Zeit aufgebaut und renoviert. Im Gegensatz zu der Annahme, der Bau habe möglicherweise einige Zeit leer gestanden, wegen einer Humussschicht, die Doppelfeld in einem antiken Kastenfundament gefunden hatte, lässt sich diese These heute nicht mehr aufrecht erhalten. Relativ zügig wird der Boden aufgefüllt und es entsteht der Boden, den Doppelfeld als ältesten Synagogenboden annahm und auch richtig datiert hat [vor 1000; HI (S/G, 125)]; ...] Schwer fassbar ist nun ein Phänomen, das bis heute nicht befriedigend erklärt werden kann: Der Synagoge fehlt ein großer Teil der Nordwand. Stattdessen erstrecken sich hier gewaltige Gruben mit Keramik des 10. Jahrhunderts, sodass man entweder annehmen muss, dass hier Kalkstein einer römischen Struktur ausgebeutet wurde oder dass ein Erdfall durch Ausschwemmung von Sanden im Untergrund den Einsturz der Nordwand verursacht hat. Jedenfalls wird die Grube aufgefüllt und planiert und eine neue Nordwand errichtet“ [S/G, 104].

Wer solches liest, hat unmittelbar den Eindruck, der Grabungsleiter hätte besser so lange geschwiegen, bis er mit seinen Ergebnissen zu Rande gekommen ist, denn eine Synagoge ohne Nordmauer war ein offener Schuppen oder eine Ruine.

Bei der *Bima* erfahren wir etwas vom ‘Innenleben’ dieses Einbaus, das sich mit den Aachener Ringankern vergleichen lässt. Er ist um 1266 entstanden und wie das ganze Judenviertel am 23./24. 08. 1349 zerstört, geschändet und geplündert worden:

„Alle Teile waren mit Eisenklammern in Bleiverguss verbunden. Bei circa 450 Werkstücken waren allein im Bereich der Pfeiler 88 Eisenklammern und Blei vonnöten, vom Ringanker ganz zu schweigen. [...] Man benötigte allein dort also mehr als 100 kg Eisen und ca. 50 kg Blei“ [S/G, 141 f.].

Was die Römer nur ansatzweise konnten, war Mitte des 13. Jh. Routine. Die Handwerker kamen – erfreulicherweise ohne religiöse Beschränkungen – von der Dombauhütte.

Schütte versteht es nach wie vor, sich ins *rechte Licht* zu rücken; Heinz Günther Horn hat schon 2008 von der „inzwischen unerträglichen Selbstdarstellung von Sven Schütte“ gesprochen [Illig 1/2009, 226]. Diesmal zitiert er mehrmals Prof. Max Polonovski, wichtigster Kenner und Bewahrer des jüdischen Kulturerbes in Frankreich, und Prof. Samuel Gruber, Gründungsdirektor des *Jewish Heritage Council of World Monuments*, die hier wohl Gefälligkeitsgutachten zugunsten der Wahrung jüdischer Kultur abgegeben haben. Da wird über den Schellenkönig gelobt: „Archäologie vom Feinsten“, „ein ein-

zigartiges Projekt“, „Die archäologische Zone hat Standards gesetzt, die zukünftig eine große Rolle spielen werden in Bezug auf jüdische Archäologie“, „the gold standard“ [S/G, 250, 28; Grubers Äußerungen auch 26, 244, 253 und 283]. Das ist sehr viel Beifall für eine zeitgemäße Grabung. Denn laut Schütte wird „nach der international anerkannten und üblichen stratigrafischen Methode ausgegraben“, „Diese Methode des Grabens Befund für Befund (single context planning) ist europaweit Standard“ [S/G, 34], also Routine, kein neuer Kölner Standard; es wird auch „ein ausführliches Grabungstagebuch“ geführt. Insofern wird von den jüdischen Gelehrten eigentlich nur betont, wie wichtig diese Ausgrabung in einem innerstädtischen Kontext für die jüdische Kultur ist, was unstrittig ist.

Zur Realisierung des Projekts

Es wäre eine dramatische Entscheidung, wenn die Ausgrabung wieder zugeschüttet werden müsste, sähe man doch hier die Südapsis des Praetoriums mit mittelalterlichen Einbauten, die Überreste der Synagogen und etlicher gotischer Häuser. Aber Stadtkämmerer und -rat haben das letzte Wort. Es bleibt spannend, was sich Köln noch gönnen kann. Immerhin wird der Wiederaufbau des *Historischen Archivs* mit 86 Mio. € veranschlagt, die Kosten der Restaurierung des gesamten Bestandes mit 400 Mio. € [presse: archiv]. Die *Archäologische Zone* samt jüdischem und archäologischem Museum ist ursprünglich auf 14 Mio. [vgl. Illig 1/2008, 212], dann ‘nach einigen Abspekmaßnahmen’ bereits auf 45 Mio. € taxiert worden; sie liegt heute bei 52 Mio. und dürfte weitere Kostensprünge vor sich haben. Die Schätzung der jährlichen Betriebskosten ist zwischenzeitlich von 2,9 auf 5,7 Mio. € geklettert [Damm 2013].

Nachdem die neue U-Bahn Kölns Wahrzeichen in seinen Grundfesten vibrieren lässt, mag auch hier noch eine Menge an Geld fällig werden, damit die U-Bahn in diesem Bereich schneller als derzeit 20 kmh fahren kann, ohne den Gottesdienst zu stören und den Dom zum Einsturz zu bringen [wdr]. Aber stürzende Kulturbauten liegen ja seit dem *Historischen Archiv* in Köln im Trend. Vielleicht deshalb forderte der Landschaftsverband Rheinland in Gestalt von Museumsarchitekt Wolfgang Lorch einen Grabungsstopp. Für ihn gehen Fortsetzung der Grabungen und Museumsbau nicht zusammen, zumal er die Statik im Bereich der Renaissancelaube für gefährdet hält.

„In einer Vorlage für den heutigen Kulturausschuss des Verbandes warnt LVR-Kulturdezernentin Milena Karabaic, das Projekt weise nach wie vor ungelöste Probleme auf. »Hier sind insbesondere die Anforderungen an die Statik, die nicht abgeschlossenen Grabungen und die fehlende Feinkonzeption zu nennen.«“ [Rudolph].

Aber wegen Kleinigkeiten werden die Kölner ihr Selbstvertrauen nicht verlieren. So ist auch die Gefährdung der Rathauslaube umgehend als Tatarenmeldung zurückgewiesen worden. Und wie sagt de kölsche Jung bislang: „Et hät noch immer joot jejang.“

*

Nach Abschluss dieses Artikels äußerte sich am 17.03. mit Thomas Fischer der Vorstand des Archäologischen Institutes der Uni Köln [Damm 2013c]:

„Schüttes These von einer spätantiken Synagoge ist »genauso absurd, als wenn jemand käme und sagen würde, Köln ist nicht von den Römern, sondern von den Ägyptern gegründet worden«. Eine im vierten Jahrhundert auf dem jetzigen Rathausvorplatz errichtete Synagoge sei »durch nichts belegt«, so Fischer. Wissenschaft lebe von Kommunikation und Kontrolle. Schütte gebe indes zu wenig Informationen heraus, um auf wissenschaftlichem Standard über die Ergebnisse diskutieren zu können. Der veröffentlichte Grabungsbericht enthalte »Nebelkerzen und Fehlinformationen.«“

*

Kulturdezernent Georg Quander, der immer wieder Sven Schütte den Rücken gestärkt hat, bekam sein Amt nicht über den 31. 05. hinaus verlängert.

Literatur

archiv = http://www1.wdr.de/themen/archiv/sp_stadtarchiv_ubahn/archiveinsturz658.html

Beaufort, Jan (2008): de.wikipedia.org: Phantomzeit. Sind die „Sichter“ selbst „Vandalen“? *Zeitensprünge* 20 (2) 447-450

Damm, Andreas (2013a): Finanzierung falsch eingeschätzt; *Kölner Stadt-Anzeiger*, 15. 01. <http://www.ksta.de/innenstadt/archaeologische-zone-finanzierung-falsch-ingeschaetzt,15187556,21471500.html>

- (2013b): Stadt ließ Wikipedia-Text schönen; *Kölner Stadt-Anzeiger*, 25. 01. <http://www.ksta.de/innenstadt/ueber-archaeologische-zone-stadt-liess-wikipedia-text-schoenen,15187556,21559776.html>

- (2013c): Uni-Institut kritisiert Grabungsleiter; *Kölner Stadt-Anzeiger*; 17. 03. <http://www.ksta.de/innenstadt/archaeologische-zone-uni-institut-kritisiert-grabungsleiter,15187556,22140412.html>

Haridi, Pamela (2012): Über 250.000 Artefakte und 120.000 Proben aus Fauna und Flora. Präsentation des Grabungsberichts 2006 bis 2012; *Kölner newsjournal*, 20. 08. <http://www.koelner-newsjournal.de/lokales/uber-250000-artefakte-und-120000-proben-aus-fauna-und-flora-praesentation-des-grabungsberichts-2006-bis-2012?>

Horn, Heinz Günter (2008): Aus wissenschaftlicher Sicht unbewiesen; *F.A.Z.*, Leserbrief am 16.12.

Illig, Heribert (1/2001): Langobarden, Juden, Astronomen und auch Aachen. Zum Frühmittelalter und der einschlägigen Debatte; *Zeitensprünge* 13 (1) 108-131

- (3/2004): Siebig's Fund und Fried ohne Freud. Aktuelles zur Frühmittelalterdebatte

- und mehr; *Zeitensprünge* 13 (1) 625-652
- (2/2007): St. Pantaleon – vier Rekorde fürs Guinness. Sven Schütte als karolingischer Lückenbüßer; *Zeitensprünge* 19 (2) 341-368
 - (1/2008): Köln im Frühdatierungsfieber. Wie oft wird Sven Schütte noch zum Auslöser? *Zeitensprünge* 20 (1) 210-217
 - (1/2009): Armseliges Köln – romreiches Aachen; *Zeitensprünge* 14 (1) 224-230
 - (1/2010): Jubiläum: Zehn Jahre Warten auf Schütte. Eine Würdigung; *Zeitensprünge* 22 (1) 198-208
 - (2/2010): WikipediA und die Wahrheit. Erfahrungen mit einem Mammutprojekt; *Zeitensprünge* 22 (2) 489-496
 - (3/2012): Querelen um Qumran. Eine aktuelle Retrospektive; *Zeitensprünge* 24 (3) 542-572
 - (3/2012): »Köln: Archäologische Zonen?« Abschnitt aus *Verschiedenstes*; *Zeitensprünge* 24 (3) 766 f.
- judenhof = <http://www.speyer.de/de/tourist/sehenswert/judenhof>
- Korth, Hans Erdmann (2007): Erdbeben im Frühmittelalter; Eintrag in *fantomzeit.de*, zuletzt geändert 22. 10.
- ksta = <http://www.ksta.de/koeln/archaeologische-zone-was-bisher-geschah---,15187530,21379902.html> [Kölner Stadt-Anzeiger]
- museen = <http://www.museenkoeln.de/homepage/default.asp?s=31>
- Niemitz, Hans-Ulrich (1994): Die Dauerkrise frühmittelalterlicher Keramikforschung; *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 6 (2) 40-59
- presse = <http://www.stadt-koeln.de/1/presseservice/mitteilungen/2012/06685/>
- Rudolph, Rainer (2013): Architekt fordert Ende der Grabung; *Kölner Stadt-Anzeiger*, 13. 03.
- Rügener, Werner (2013): Einflussreiche Bürger wollen die soziale Spaltung der Stadt Köln verhindern. Sturm gegen das Jüdische Museum; *Neue Rheinische Zeitung*, 25. 01. <http://www.nrhz.de/flyer/beitrag.php?id=18652>
- Schütte/Gechter s. Artikelanfang
- Stellpflug, Anne (2004): Schwere Erschütterung. Warum Karl der Große von Köln nach Aachen umzog; gesendet am 02. 08. im *Westdeutschen Rundfunk* (WDR 5) *Leonardo · Wissenschaft und mehr* (Skript)
- uni-protokolle = http://www.uni-protokolle.de/Lexikon/Aachener_M%FCnster.html
- waz = Haus jüdischer Kultur (2010); *Westdeutsche Allgemeine Zeitung*, 12.07. <http://www.derwesten.de/staedte/essen/haus-juedischer-kultur-id3227808.html>
- wdr = <http://www1.wdr.de/themen/panorama/dom130.html>
- Willmann, Urs (2012): Archäologie · Kölns jüdische Wurzeln. Archäologen entdeckten in der Rheinmetropole offenbar ein Kultbad. Vermutlich stand dort bereits in der Antike eine Synagoge; *ZEIT ONLINE GESCHICHTE*, 26. 11. <http://www.zeit.de/2012/47/Koeln-Judentum-Geschichte-Archaeologie>
- Wolff, Gerta (*1993): *Das römisch-germanische Köln. Führer zu Museum und Stadt*; Köln

Exkurs zu Widukind von Corvey

Awaren – Ungarn – Karl der Große

Armin Wirsching

Widukind von Corvey (* um 925 oder 933/35, † um 973) gilt als der bedeutendste Historiker der frühmittelalterlichen sächsischen Geschichte. In jener Zeit hat man sich Sachsen als Siedlungsraum im Gebiet des heutigen Westfalen / Niedersachsen / Sachsen-Anhalt / Thüringen vorzustellen. Johannes Laudage [2003, 193] schreibt:

„Seine Sachsengeschichte ist nicht nur die mit Abstand wichtigste Quelle der Ottonenzeit – es haben sich auch ganze Generationen von Historikern mit ihr beschäftigt.“

Allein in der anschließenden Fußnote sind 37 Publikationen aufgeführt. Allerdings ist Widukinds Glaubwürdigkeit immer wieder in Frage gestellt worden. Übereinstimmend sind die Historiker heute der Meinung, dass seine Ausführungen vielfach nicht die gewesene Wirklichkeit wiedergeben, sondern die Sicht seiner eigenen Zeit spiegeln. Wesentlich weiter noch geht Gerd Althoff [1993, 255]:

„Ein wenig zugespitzt kann man sagen: An wesentlichen Punkten ist es bis heute nicht gelungen, die Erzählungen Widukinds in ihrem Realitätsgehalt einzuschätzen und sie in eine ereignisgeschichtlich orientierte Darstellung zu integrieren.“

Mit diesem Aufsatz wird keine weitere Analyse Widukind'scher Erzählkunst vorgelegt, es ist lediglich Absicht, auf einige Stellen in der Sachsengeschichte aufmerksam zu machen, die zu unkonventionellen Folgerungen Anlass geben.

Widukind erhielt seine Bildung und seine Ausbildung zum Geschichtsschreiber im Kloster Corvey, der seinerzeit führenden geistigen Institution in Sachsen. Wann er begonnen hat, die *res gestae Saxonicae* zu schreiben, ist nicht bekannt. Beendet hat er die Arbeit an dem in drei Bücher gegliederten Werk – aus nicht bekanntem Grund – 967/68 [Laudage 2003, 210], und gewidmet hat er sein Werk nicht Otto I., dem Herrscher in Sachsen, sondern dessen 13 Jahre alter Tochter Mathilde, der Äbtissin des Klosters Quedlinburg. Eigenartig berührt auch, dass Otto I. kurz zuvor – *anno incarnationis Domini 962* – von Papst Johannes XII. in Rom zum Kaiser gekrönt worden sein soll, aber Widukind das geschichtlich doch ungemein bedeutsame Ereignis kommentarlos übergeht. Daran, dass die Datierung des Ereignisses nach dem Erscheinen Christi ein singuläres, von Mediävisten und anderen Fachleuten bisher nicht erklärtes Ereignis war, wird es nicht gelegen haben. Wir können nur anneh-

men, dass Widukind davon nichts wusste, oder weil er, wie Historiker meinen, von einem Kaisertum von Papstes Gnaden nichts wissen wollte. Bei dem hier zu behandelnden Thema spielen solch komplizierte Analysen allerdings keine Rolle.

Widukinds Worte und erste Anmerkungen dazu

Im ersten Buch berichtet Widukind, dass Herzog Otto von Sachsen (vor 866–912), genannt der Erlauchte, die Würde König der Ostfranken zu werden, abgelehnt hatte, weil er zu betagt sei. An seiner Stelle wurde Konrad von Franken zum König gesalbt. Gleichwohl ist Otto kurz darauf ein Sohn geboren worden: Heinrich, „welcher als erster unabhängig in Sachsen geherrscht hat“ [I, 17; zu allen Zitaten s. Bauer, Rau 1977]. Heinrich entwickelte sich prächtig.

„Als sein Vater des Jünglings Weisheit sah, überließ er ihm die Führung eines Heeres und den Feldzug gegen die Daleminzier, mit denen er selbst lange kämpfen musste“ [I, 17].

Die Daleminzier waren Slawen, die in der Gegend von Meißen an der Elbe siedelten. Heinrich war zunächst erfolgreich, aber dann wendete sich das Blatt:

„Die Daleminzier konnten seinem Angriff nicht widerstehen und holten gegen ihn die Awaren, jetzt Ungarn genannt, ein wildes, kriegerisches Volk“ [I, 17].

Dieser Satz ist leicht verstehbar, und es scheint keinen Grund zu geben, ihn hervorzuheben. Aber das täuscht; der Satz hat es in sich: die Awaren, jetzt Ungarn genannt ›*Avares, quos modo Ungarios vocamus*‹.

Als Widukind seine Geschichte der Sachsen zu schreiben begann, lag das geschilderte Ereignis weniger als 70 Jahre zurück. Ottos Sohn Heinrich – später Heinrich I. – wurde nach konventioneller Zeitrechnung um 876 geboren, war ab 912 Herzog der Sachsen und von 919 bis 936 König des Ostfrankenreiches. Wenn Heinrich den Auftrag zum Feldzug als Jüngling erhalten hatte, hatte er vor 900 gegen die Awaren gekämpft.

Im Anschluss an die Worte ›die Awaren, jetzt Ungarn genannt‹ schildert Widukind die Geschichte der Awaren [I, 18]. Zitiert seien daraus unter Weglassen einer märchenhaften Rahmenhandlung einige Aussagen:

„Die Awaren waren, wie einige glauben, ein Rest der Hunnen. Die Hunnen sind von den Goten ausgegangen, die Goten aber, wie Jordanis erzählt, von einer Insel namens Sulza.“

Aus diesem Rest wuchs, so heißt es, in einem vom Meer und von Sümpfen umgebenen Wald in vielen Jahrhunderten ein mächtiges Volk heran, ungebildet und unbändig wie wilde Tiere. Schließlich drangen Angehörige dieses

Volkes aus dem Wald heraus, richteten unter den Menschen ein furchtbares Blutbad an und machten reiche Beute. Sie suchten die Nachbarvölker heim und begannen in Pannonien sesshaft zu werden, bis sie von Karl dem Großen – (so von Widukind wörtlich benannt) – besiegt, über die Donau getrieben und in einem ungeheuren Wall eingeschlossen wurden [I, 19]. Später, während der Herrschaft Arnulfs (Arnulf von Kärnten aus dem Geschlecht der Karolinger, 877–899 ostfränkischer König) konnten sich die Awaren aus dem Wall befreien, in das Reich der Franken eindringen und dort großen Schaden anrichten.

An Mathilde gewandt, die Adressatin der Sachsengeschichte, schließt Widukind [I, 19] seine Ausführungen mit den Worten:

„Wir hielten es für angemessen über dieses Volk zu berichten, damit deine Hoheit erkennen kann, mit was für einer Art von Menschen dein Großvater und dein Vater haben streiten müssen oder vielmehr von welchen Feinden durch ihre umsichtige Tapferkeit und ihre ruhmvollen Waffen nun beinahe ganz Europa befreit worden ist.“

Hier wird Mathildes Vater Otto I. (912–973) er zum ersten Mal von Widukind erwähnt – und das mit seinen ruhmvollen Kämpfen gegen die Awaren. Unmittelbar danach erfahren wir, dass Heinrichs Feldzug gegen die Awaren für die Sachsen nicht gut endete [I, 20]:

„Das erwähnte Heer der Ungarn richtete, gedungen von den Slawen, eine große Verheerung in Sachsen an und kehrte mit unermesslicher Beute beladen nach Daleminzien zurück.“

Nehmen wir Widukind so schlicht wie er schreibt, war es in der Mitte des 10. Jh. offenbar üblich, Awaren und Ungarn gleichzusetzen. Er berichtet [I, 32]:

„Als nunmehr die inneren Kämpfe ruhten [bald nach 919; A.W.], durchzogen wiederum die Ungarn ganz Sachsen, steckten Burgen und Flecken in Brand“.

Aber erst bei einem späteren Einfall wagt Heinrich I. „den Kampf gegen seine alten Feinde, die Ungarn“ [I, 38], und – an sein Volk gerichtet – sagt Heinrich: „Was wir jetzt noch tun müssen, ist, uns gegen unsere gemeinsamen Feinde, die Awaren, vereint zu erheben“ [I, 38]. „Als dies die Awaren hörten, beeilten sie sich unverzüglich in großer Stärke und in feindlicher Absicht in Sachsen einzudringen“ [I, 38]. Die Gleichsetzung Ungarn = Awaren endet, als Widukind über Otto I. berichtet. Beim letzten Kampf der Sachsen am Lech 955 waren es die Ungarn, die besiegt wurden [III, 44-48], und nach dem Sieg „wurde der König von seinem Heer als Vater des Vaterlandes und Kaiser begrüßt“ (*pater patriae imperatorque*) [III, 49].

Widukinds Ausführungen lassen Erstaunliches erkennen: Awaren und Ungarn sind ein und dasselbe Volk. Die Ungarn sind eigentlich Awaren, wer-

den jedoch jetzt – in der Mitte des 10. Jh. – Ungarn genannt. Ganz ähnlich heißt es in den *Annales Fuldenses* [Jahre 895, 900]: die Awaren, welche Ungarn heißen ›*Avari qui dicuntur Ungari*‹ [Rau 2002, 161, 175]. In heutiger Zeit könnte das niemand sagen, ohne seine Reputation zu verlieren. Es stellt sich deshalb die Frage, warum Widukind das sagen konnte. Die Antwort lautet schlicht: Es war eben so, und es verstand sich von selbst: Die Daleminzier holten vor 900 die Awaren zu Hilfe. König Otto I. und sein Vater Heinrich I. und demzufolge auch sein Großvater Otto der Erlauchte kämpften gegen die Awaren. Aus welchen Gründen man die Awaren im 10. Jh. in Ungarn umbenannte, hat Widukind leider nicht mitgeteilt. Wir Heutigen jedenfalls nennen die seit etwa 900 – aber nicht früher – von Osten heranstürmenden Reiterscharen so wie Widukind in der Mitte des 10. Jh.: Ungarn. Die vor 600 und auch danach – aber nicht bis 900 – immer wieder angreifenden Reiterscharen sind dagegen für uns die Awaren.

Nach der Schlacht auf dem Lechfeld kehrte Otto nach Sachsen zurück, „wo er von seinem Volk mit größtem Wohlgefallen empfangen wurde. Denn eines solchen Sieges hatte sich keiner der Könige vor ihm in zweihundert Jahren erfreut“ [III, 49].

Um Ottos Größe zu ermessen, war es für die Leser der Sachsengeschichte wichtig, zu wissen, dass es vorher schon einen Großen gab, der auch der Große genannt wurde: **Karl**. Mehrfach geht Widukind auf Karl ein und nennt ihn dabei nicht etwa König Karl oder Kaiser Karl, sondern stets nur: **Karl der Große**. Er teilt mit, dass die Sachsen „verharrten in der Irrlehre ihrer Väter bis zu den Zeiten Karls des Großen“ [I, 14]. Gemeint ist mit der Irrlehre die Nicht-Christlichkeit des Volkes. Anschließend heißt es,

„der große Karl [...] erwog, da er zu seiner Zeit seinesgleichen an Klugheit nicht hatte, dass sein edles Nachbarvolk im eitlen Irrglauben nicht dürfe befangen bleiben und bemühte sich auf alle Weise, es auf den wahren Weg zu führen“ [I, 15].

Als Ergebnis dieser Bemühungen waren Franken und Sachsen nicht nur wie früher Freunde, sondern wurden Brüder. Der Kampf und Sieg Karls des Großen gegen die Awaren wurde bereits erwähnt, allerdings relativiert sich der Erfolg, denn Ottos Sieg ist der größte seit zweihundert Jahren. Interessant ist schließlich auch Widukinds Mitteilung im Zusammenhang mit der Krönung Ottos I. 936 zum ostfränkischen König [II, 1]: Es

„versammelten sich die Ersten der Grafen mit der Schar der vornehmsten Ritter in dem Säulenhof, der mit der Basilika Karls des Großen verbunden ist“.

Damit bestätigt Widukind, dass die Pfalzkapelle in Aachen, die stilistisch in das 11. Jh. gehört [Illig 1996a, 198 ff.] schon vor 800 fertiggestellt wurde. Glaubt

man Widukind, ist ein Streit über das Datum ihrer Errichtung müßig. Hagen Keller [1995, 416] geht noch einen Schritt weiter und ist sich sicher:

„Die Örtlichkeiten, an denen das Geschehen spielt, vor allem die von Karl dem Großen errichtete Pfalzkirche mit ihrer Vorhalle, hat Widukind zweifellos selbst gesehen.“

Geben wir unserer Verwunderung über Widukinds Worte noch einmal zusammenfassend Ausdruck.

Aus Widukinds Worten zur Gleichsetzung von Awaren und Ungarn spricht eine lebendige Erinnerung der Vergangenheit, gleichsam als ob keine 300 Jahre zwischen den Einfällen der Awaren vor 600 und den Einfällen der Ungarn um 900 liegen. Liest man Widukinds Sachsengeschichte, kann man den Eindruck gewinnen, dass die Einfälle von Awaren und Ungarn entweder dasselbe Volk betreffen oder von zwei ähnlich erscheinenden Völkern kurz Zeit nacheinander ausgeführt werden. Widukinds Worte stehen in jedem Fall im Widerspruch zum heutigen Wissen über den Ablauf der Geschichte. Wir werden deshalb versuchen, den Widerspruch aufzuklären.

Über Widukinds Ausführungen zu Karl dem Großen kann man leicht hinweglesen, denn für jenen Karl gibt es keine andere Bezeichnung als eben ›Karl der Große‹. Wir wollen aber die Worte auf uns wirken lassen. Tun wir das, stellt sich die Frage, wie Widukind dazu kommt, jenen Karl nicht mit dem Titel König oder Kaiser zu versehen, wie andere Herrscher auch, sondern als ›Karl der Große‹ zu benennen. War das üblich in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts? Hinzu kommt, dass Karl – freundlich ausgedrückt – das Volk „durch sanfte Überredung und kriegerische Gewalt“ [I, 15] zum rechten Glauben gebracht hat. Seit wann ist Karl der Große *Karl der Große*?

Anmerkungen der Historiker zu Widukinds Ausführungen

Helmut Beumann, Senior der frühmittelalterlichen Geschichtsforschung in der Mitte des 20. Jh., bezeichnet Widukinds Ausführungen [I, 18, 19] als Exkurs über die Awaren [Beumann 1950, 66]. Einen Bezug zwischen Awaren und Ungarn stellt er nicht her und wechselt zwischen den Benennungen der Feinde Sachsens. Einerseits schreibt Beumann [ebd. 74] im Zusammenhang mit den Kämpfen Heinrichs I. [I, 38] vom Ungarnkrieg, und andererseits heißt es während der Zeit Ottos I. [ebd. 151]: „Zu den inneren Wirren des Jahres 954 kommt der Awareneinfall hinzu.“ Man gewinnt den Eindruck, dass Awaren und Ungarn aus mediävistischer Sicht beliebig austauschbare Begriffe sind.

Auf Widukinds Benennung des Franken-Kaisers Karl als ›Karl der Große‹ geht Beumann nicht ein. Wenn er selbst den Begriff ›Karl der Große‹ gebraucht, dann mit Bezug auf Karls Biografen Einhard, indem er Einhards Worte mit Widukinds Worten vergleicht. Er folgert, dass Widukind Einhards

Vita Karoli Magni gelesen hat. Im Übrigen habe Widukind im Anschluss an den Awaren-Exkurs [I, 18] in [I, 19] lediglich hinzugefügt, „was an mündlichen Erzählungen über Karls des Großen Kämpfe gegen dieses Volk im Umlauf war“ [ebd. 194]. Liest man nun bei Einhard nach, entstehen Zweifel daran, dass Widukind sich an Einhard orientiert hat. Karls Biograf spricht an keiner Stelle von ›Karl dem Großen‹, vielmehr stets nur von Karl und von König Karl. Auch gebraucht Einhard [Kap. 13] eine andere Gleichsetzung für das Volk der Awaren, als wir es von Widukind gehört haben:

„Mit Ausnahme des Sachsenkrieges war der nun folgende Kampf gegen die Awaren oder Hunnen wohl der größte Krieg, den Karl jemals führte. [...] Der gesamte hunnische Adel und damit auch sein Ruhm ging dabei zugrunde. [...] Bis dahin hatte man die Hunnen als ein armes Volk betrachtet. Im Palast des Khans fand man jedoch so viel Gold und Silber“.

Durch die Gleichsetzung von Awaren und Hunnen wird die archäologisch-historische und ethno-historische Sicht noch komplexer, denn Karls Kämpfe fanden nach konventioneller Zeitrechnung im Jahrzehnt vor 800 statt, während die Hunnen im 5. Jh. erschienen.

Vierzig Jahre nach Beumann ist die mediävistische Sicht auf Awaren und Ungarn eine andere. Im 6. Jh. und danach bis zum Ende des 8. Jh. – also bis zur Zeit des großen Karl – wurde gegen die Awaren gekämpft. Danach herrschte annähernd ein Jahrhundert Ruhe, bis um 900 die Kämpfe gegen die Ungarn begannen. Im Jahr 566 wurde der Frankenkönig Sigibert von den Awaren geschlagen [Fried 1994, 142]. Während der 2. Hälfte des 6. Jh. bedrohten die Awaren, die sich in Pannonien niedergelassen hatten, die thüringische Grenze und „596 konnte Königin Brunichilde die Awaren nur durch Kontributionen zur Rückkehr bewegen“ [ebd. 210]. Über die folgenden 200 Jahre ist nichts bekannt, und im Jahrzehnt vor 800 schlug Karls Heer die Awaren vernichtend.

„Die Niederlage bedeutete für das Volk eine Katastrophe. [...] Die Führungselite war zerschlagen, seine Spuren, Nomaden die sie waren, verloren sich bald“ [ebd. 258].

Nach weiteren hundert Jahren, im Jahrzehnt vor 900 ging es dann wieder los. Die Ungarn fielen, von Osten her ein

„und Jahr für Jahr kamen sie wieder. [...] Die Magyaren waren wilde Steppenkrieger. Abstoßend war ihre Tracht, schier mit den Pferden schienen sie verwachsen zu sein“ [ebd. 442].

Anschließend schildert Fried über zwei Seiten hinweg [443 f.] ein grausiges Szenario und erzeugt bei den Sachsen Endzeitstimmung. Darin eingefügt ist – leider eindeutig falsch – Widukinds Mitteilung zur Herkunft der Ungarn:

„Noch Widukind von Corvey erkannte um 970 in den Ungarn die Nachkommen der Hunnen und in diesen die Enkel gotischer Hexen, die in die mäotischen Sümpfe getrieben waren“ [ebd. 443].

Zum einen spricht Widukind nicht von Ungarn, sondern von Awaren, und zum anderen stellt er keineswegs fest, dass die Awaren Nachkommen der Hunnen seien, sondern sagt, dass einige dies glauben. Zum dritten verweist Widukind hinsichtlich der anschließenden märchenhaften Rahmenhandlung ausdrücklich auf die Erzählung des Jordanis (römisch-gotischer Geschichtsschreiber des 6. Jh., † nach 550). Von einer Gleichsetzung der Awaren mit den Ungarn, wie Widukind sie vorgenommen hat, erfahren die Leser nichts. Friedrs Darstellung erscheint insofern als eine Verfälschung der Geschichte, wie sie in der Mitte des 10. Jh. rückblickend gesehen wurde.

Von Gerd Althoff und Hagen Keller, die über Heinrich I. und Otto I. schreiben [Keller 2006], erfahren die Leser zwar nichts über die Kämpfe gegen Awaren oder Ungarn vor 900, dafür rücken aber die Normannen in das Blickfeld:

„Im Norden waren die Normanneninvasionen des 9. Jahrhunderts noch nicht abgeebbt, als im Jahr 900 erstmals die Ungarn erscheinen. [...] Fast Jahr für Jahr wiederholten sie ihre Beutezüge“ [ebd. 42 f.].

Dass es im 9. Jh. keine Normanneneinfälle gab, sei hier nur am Rand vermerkt. Die vermeintlichen Normannen des 9. Jh. sind die Normannen des 5. Jh. [Wirsching 2005]. Widukinds Feststellung ›Awaren = Ungarn‹ bleibt unbeachtet, und die Heldentaten der beiden Hauptpersonen werden von den Autoren seltsam kleingeschrieben:

„Herzog Liutpold fand 907 als Führer der Bayern in einer Schlacht gegen die Ungarn den Tod, und unter der Führung seines Sohnes Arnolf brachten die Bayern 913 den Ungarn eine Niederlage bei, die diesen [den Ungarn; A.W.] nachdrücklicher in Erinnerung blieb als der Sieg Heinrichs an der Unstrut (933) oder der Triumph Ottos auf dem Lechfeld (955) [Keller, 51].

In ihrer folgenden gemeinsamen Publikation sind Keller und Althoff [2008] in archäologisch-historischer Sicht beim Stand der Wissenschaft angekommen. Mit umfassenden Literaturangaben [ebd. Anm. 4-15] wird zu Ungarn, Bulgaren und Byzantinern vor und nach 900 referiert, nicht aber zu Awaren. Der Beginn des Kapitels 7 über die Ungarneinfälle [ebd. 98] verblüfft:

„Die Ungarneinfälle trafen das ostfränkische Reich unerwartet, und es dauerte zwei bis drei Jahrzehnte, ehe man wirksame Strategien der Abwehr fand.“

Von Widukind hörte man anderes, denn schon Otto der Erlauchte und sein Sohn Heinrich mussten gegen die Reiterscharen aus dem Osten kämpfen. Wir

erfahren, dass die Bayern ab 900 bedrängt wurden und die Ungarn 906 in Sachsen eindrangen. Ein sicheres Bild der einzelnen Züge lässt sich nicht erstellen, heißt es, und die Notizen der zeitgenössischen Annalen seien lakonisch [ebd. 102]. Neu ist der religiöse Impetus:

„Was Geschichtsschreiber über die Ungarneinfälle mitteilen, was kurze Annaleneinträge von den Schrecken mitteilen, [...] wurde von Geistlichen formuliert. Der Klerus lenkte das Volk und seine Anführer bei der geistlichen Vorbereitung für den Kampf [...] Bischöfe führten Heere zur Abwehr der Ungarn mit an“ [ebd. 106].

Hat man das zur Kenntnis genommen, überrascht, dass Keller an anderer Stelle [2008, 28] erstmals 933 die ins Reich eingefallenen und von Heinrich I. besiegten Ungarn erwähnt, „von denen er sich vorher neun Jahre lang Schonung des Reiches durch Tribute hat erkaufen müssen“.

Im Detail brauchen die Ausführungen der Historiker hier nicht zu interessieren. Über Widukinds Gleichsetzung *Awaren, jetzt Ungarn genannt* und die Kämpfe der Sachsen gegen die Awaren vor und nach 900 ist die Mediävistik jedenfalls weit hinaus gelangt.

Der archäologische Befund

Die Siedlungsgebiete der Hunnen, Awaren und Ungarn lagen im fernöstlichen Steppenraum, bevor die Völker – aus welchen Gründen auch immer – nach Westen zogen. Hier interessiert jedoch der Raum, in den sie einwanderten und von dem aus ihre berittenen Truppen noch weiter nach Westen auf sächsisches, bayrisches und fränkisches Gebiet vordrangen. Dieser Raum ist, weit gefasst, das Karpatenbecken mit Siebenbürgen im Osten sowie das heutige Ungarn mit Donau und Theiss im Westen. Der Zeitrahmen ist mit Blick auf die betroffenen westgermanischen Stämme konventionell wie folgt zu gliedern:

Hunnenzeit 400–460

Awarenzeit 550–700 (–800)

Ungarnzeit ab 900.

Den Angaben zum archäologischen Befund der Reitervölker liegt hier der kürzlich zusammenfassend publizierte Forschungsstand zugrunde [Anke/Révész/Vida 2008].

Der Befund zu den Hunnen

Die Hunnen waren schon bei ihrem Erscheinen in Osteuropa um 375 keineswegs ein genuiner Stamm, sondern ein multi-ethnisches Gebilde mit einem reiternomadischen Kern. Ein strukturiertes hunnisches Reich ist im Karpatenbecken allenfalls in Ansätzen zu erkennen. Ab der Wende vom 4. zum 5. Jh.

werden Sachgüter in Gräbern fassbar, die dem ständig weiter mutierenden Völkergemisch zuzuordnen sind, so unter anderem polychrome Goldschmiedearbeiten [Anke et al., 17]. Da auch ostgermanische Gruppen in die Hunnenverbände eingegliedert sind, lassen sich speziell hunnische Funde jedoch schwer klassifizieren. Beispielsweise werden zwei Gefäße [ebd. Bild 6] so erläutert:

„Beigaben des Kriegergrabes von Tarnamera-Krak dülöje, in dem sich spätantike, barbarisch-germanische und reiternomadisch-hunnische Sachgüter und Stilrichtungen vereinen.“

Der Befund zu den Awaren

Nach Westen verdrängt, siedelten die Awaren von der Mitte des 6. Jh. an im Karpatenbecken. In der frühen Zeit unter ihrem Khagan Bajan war eine straffe, militärisch strukturierte Organisation im Siedlungsraum kennzeichnend, deren Zentrum ein Reiterheer bildete. Im Lauf weniger Jahrzehnte brachten es die awarischen Führer durch teils wohlgesonnene, teils aggressive Beziehungen gegenüber Byzanz zu Reichtum. Die Kenntnisse der awarischen Kultur beruhen auf Grab-, Siedlungs- und Schatzfunden. Die Gräber sind vom Beginn der awarischen Herrschaft an bis in das letzte Drittel des 7. Jh. datiert worden [Anke et al., 65]. Bisher wurden mehr als 60.000 awarenzeitliche Gräber freigelegt, darunter Gräber von Fürsten und Vornehmen [ebd. 57]. Generell gilt, dass frühawarische Bestattungen dank einer byzantinischen Goldsteuer und dank Kriegsbeute reich mit goldenen und silbernen Gegenständen versehen waren [ebd. 58]. Von der Mitte des 7. Jh. an ändert sich das Erscheinungsbild der gefundenen Gegenstände:

„Die archäologisch auffälligste Erscheinung ist, dass im gesamten Awarenreich die Beschläge der von den Vornehmen getragenen Gürtel einheitlich in Gusstechnik hergestellt wurden. An den Gürteln, deren Bronzebeschläge vor allem mit Greifen- und Rankenmotiven verziert waren [...] ließ sich die gesellschaftliche Stellung der Träger ablesen“ [ebd. 68].

Aufgrund der Änderungen nahm die ältere Forschung die Einwanderung einer weiteren Volksgruppe an. Weil es jedoch archäologische Spuren einer neu hinzu gestoßenen Bevölkerung nicht gibt [ebd. 65-66, 69], lautet die Erklärung der archäologischen Forschung heute wie folgt:

„Die spätromischen, frühbyzantinischen und merowingischen Charakteristika verschmolzen unter nomadischer Dominanz zu einer einheitlichen neuen Kultur als Widerspiegelung des abgeschlossenen Integrationsprozesses und sozialer, wirtschaftlicher und kultureller Umgestaltung“ [ebd. 67].

Aufgrund des archäologischen Befundes kann mit anderen Worten gesagt werden, dass die Awaren ab der Mitte des 7. Jh. nicht mehr als Volksgruppe

nachweisbar sind. Um jedoch nicht von 700 bis 900 zwei Jahrhunderte Leerzeit entstehen zu lassen, beziehen sich die archäologischen Ausführungen zum 8. Jh. auf die Gestaltung von Objekten und zur Ornamentik sowie auf die Beschreibung der Kämpfe Karls des Großen gegen die Awaren [ebd. 68-72]. Zum 9. Jh. wird offenbar frei Erfundenes mitgeteilt:

„Neue archäologische Funde weisen darauf hin, dass sich in Pannonien die spätesten Gegenstände ›awarischen Typs‹ bis in die 30er und 40er Jahre des 9. Jhs. nachweisen lassen. In der großen Tiefebene kann die awarische Kultur, etwas umgestaltet, bis zur Niederlassung der landnehmenden Ungarn (895) angedauert haben“ [ebd. 73].

Mit der angedeuteten Möglichkeit, dass Reste awarischer Kultur in umgestalteter Form noch einige Jahrzehnte überdauert haben können, wird versucht, den Anschluss an das 10. Jh. herzustellen.

Der Befund zur Ungarnzeit

Der Beginn der Ungarnzeit im Karpatenbecken ist archäologisch leider ebenso wenig fassbar wie das Ende der Awarerzeit. Es ist sogar schwer festzustellen, in welchen Gegenden sich die Siedlungsgebiete der Ungarn bis dahin befanden. Wo sich das ursprüngliche Siedlungsgebiet Lewedia befand, ist nicht bekannt [Anke et al., 76].

„Noch vor einigen Jahrzehnten schien die Situation erklärbar zu sein. Im Karpatenbecken wurden Tausende Gräber aus dem 10. Jh. mit typischen Beigaben und Hinweisen auf Bestattungssitten entdeckt“ [ebd. 78].

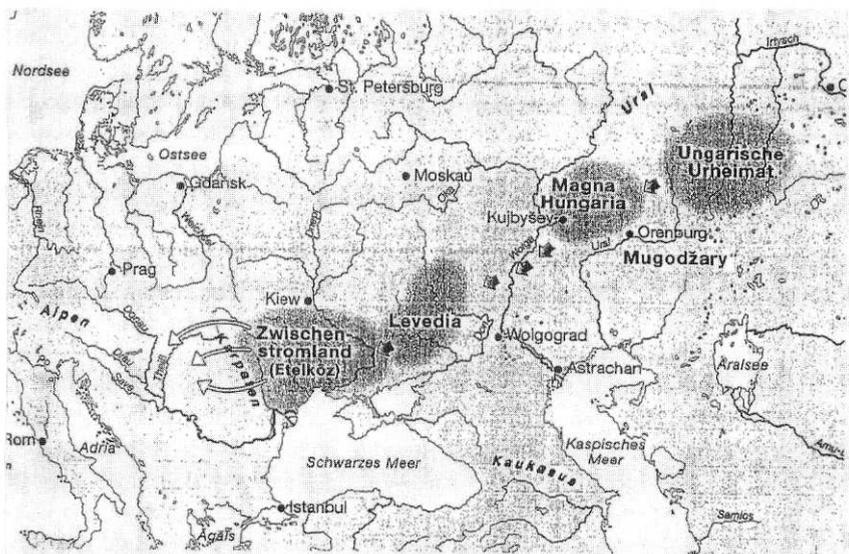
Leider hat der Vergleich der Funde im Karpatenbecken mit Funden östlich davon keine Erkenntnisse zur Herkunft der Ungarn gebracht. Funde, die der ungarischen Landnahme im 9. Jh. zugeordnet werden können, „sind extrem selten“ [ebd. 79]. Mit anderen Worten heißt das, dass es keine Funde gibt. Aus demselben Grund gibt es keine Funde, die den Ungarn am Beginn des 10. Jh. zugeordnet werden können. Besonders betrüblich für die Archäologen ist, dass bisher kein Grab eines Fürsten entdeckt werden konnte, „daher wissen wir auch nicht, wie man die erstrangigen Führer der landnehmenden Ungarn bestattet hat“ [ebd. 91]. Weil der Boden nichts an Erkenntnissen hergibt, andererseits aber Berichte über das nach Westen gerichtete aggressive Treiben ungarischer Verbände vorliegen, wird archäologisches Wissen aus schriftlichen Quellen geschöpft [ebd. 79-83]. Allerdings gibt es kaum Berichtenswertes:

„Über Gesellschaft und Lebensweise der Ungarn vor der Landnahme und im 10. Jh. verraten die annähernd zeitgenössischen Quellen sehr wenig. Sie übernahmen meistens die Berichte antiker Verfasser über die Skythen, Hunnen und Awaren und aktualisierten sie zur Beschreibung des neu erschienenen Volkes aus dem Osten“ [ebd. 83].

Einen Ansatzpunkt liefert der mährische Fürst Swatopluk. In militärischen Auseinandersetzungen mit den Ostfranken verbündete er sich mit den Ungarn, die 894 im Karpatenbecken erschienen:

„Dieses Ereignis wurde zum Auslöser der ungarischen Landnahme, auch wenn die Führer des ungarischen Stammesverbandes das nicht beabsichtigt hatten“ [ebd. 80].

Nachdem auf diese Weise der Beginn der Ungarnzeit fixiert ist, können im Weiteren die Ereignisse erörtert werden, wie es in zeitgenössischen und späteren Berichten dargestellt ist – bis hin zu Ottos I. Sieg auf dem Lechfeld. Bewertet man die Erkenntnisse der Archäologie im Hinblick auf die Ungarn zusammenfassend, kommt man zum Ergebnis, dass das Fach kaum etwas zur Klärung des Geschichtsablaufes hat beitragen können. Da aber andererseits die Archäologie zumeist klare und eindeutige Belege für reale Sachverhalte liefert, sollte man erwarten, dass von dieser Seite Zweifel am tradierten Geschichtsablauf geäußert werden. Soweit erkennbar, ist das bisher jedoch nicht geschehen. Widukinds Mitteilung, dass die Ungarn bis etwa 900 als Awaren wahrgenommen wurden und dass die Sachsen gegen *Awaren*, *jetzt Ungarn genannt* kämpften, ist in der Archäologie unbeachtet geblieben.



Die vermutete Herkunft der Ungarn [Anke et al. 75]

Rekonstruktion des Geschichtsablaufes

In den hier zu betrachtenden 500 Jahren von 400 bis 900 war das Erscheinen der hunnischen Reiterverbände nicht mehr als eine Episode. Gleichwohl haben sich die Andersartigkeit der nomadisch geprägten Menschen und ihre bis dahin unbekannte Reiterkampftechnik in das Bewusstsein der westgermanischen Stämme eingepägt. Das Nibelungenlied und die Erzählungen um Attila (= Etzel) lassen die Furcht der Menschen vor den Steppenkriegern erkennen. Nachdem sich um 400 multiethnische Stammesverbände, aus dem Osten kommend, im unteren Donaauraum angesiedelt hatten, drangen Reiter-scharen, weiter nach Westen vor und setzten im ersten Drittels des 5. Jh. die oströmischen Gebiete unter Druck; Kaiser Theodosius II. wurde zu Tributzahlungen gezwungen.

Als Förderaten der Römer dienend, erhöhten ihre Führer ständig die Ansprüche gegen Byzanz. Als Kaiser Marcianus die Tributzahlungen 450 einstellte, zog Attila, der zum Anführer aller hunnischen Verbände aufgestiegen war, mit seinen Truppen nach Gallien und plünderte Städte wie Worms, Mainz, Metz, Amiens und Reims. Auf den Katalaunischen Feldern, deren geografische Lage nicht bekannt ist, wurden die hunnischen Truppen 451 geschlagen, wandten sich zunächst nach Süden und zogen sich dann in ihr Siedelgebiet im Karpatenbecken zurück. Nach inneren Kämpfen verließen die Hunnen noch vor 460 auch dieses Gebiet in östlicher Richtung.

Rund 100 Jahre nach den Hunnen erschien, ebenfalls von Osten kommend, erneut ein Volksverband im Karpatenbecken. Die Kerntuppe des Verbandes, bestehend aus schwer gepanzerten Reitern und umgeben von leichter Reiterei, soll etwa 20.000 Männer umfasst haben. Die Stärke des Verbandes insgesamt wird auf 80.000 bis 100.000 Menschen geschätzt [Anke et al. 49]. Die Reiterkrieger drangen unter ihrem Khagan Bajan 562 und noch einmal 567 bis an die Elbe in Thüringen vor [Ewig 2001, 43; Anke et al. 2008, 47]. Sie wurden von König Sigibert I. geschlagen. Sigibert war einer der Söhne des Frankenkönigs Chlothar I., und ihm war nach dessen Tod 561 bei der Teilung des Reiches der östliche Reichsteil Austrasien (mit Österreich) zugesprochen worden. Die Awaren haben ethnisch nichts mit den Hunnen gemein, aber ihr Erscheinungsbild war ähnlich und deshalb auch ihre Wirkung auf die Bevölkerung. Wie weit die von Jordanes im 6. Jh. – etwa hundert Jahre nach dem Abzug der Hunnen – geschriebenen Berichte über deren Gräueltaten glaubhaft sind, sei dahingestellt, aber es traf sicher zu, dass Franken und Sachsen meinten, die Hunnen kommen zurück. In diesem Sinn ist Widukind von Corvey zu verstehen, wenn er mit Hinweis auf Jordanes sagt, dass einige glauben, die Awaren stammen von den Hunnen ab. Nach dem Sieg der Franken an der Ostgrenze des Reiches gab es dort 300 Jahre lang militärisch nichts zu tun.

Bis zum Ende des 6. Jh. und am Beginn des 7. Jh. gab es zwar noch Auseinandersetzungen zwischen Byzanz und den Awaren, aber danach hört man von jenen nichts mehr, und es gibt nur noch Bodenfunde. Mit dieser Feststellung lassen wir die Nachricht aus dem Jahrzehnt vor 800 unbeachtet, die besagt, dass die Awaren von karolingischen Heeren während der Herrschaft König Karls 791 und 796 geschlagen und verjagt wurden. Einhard [Kap. 13] hat zwar die unerhört großen Mengen an Gold und Silber erwähnt, die von den Franken heimgebracht wurden, aber Karl hat alles verschenkt, sodass es nichts gibt, was für die Wahrheit der Nachricht sprechen könnte.

Nach drei Jahrhunderten der Ruhe, so hat es den Anschein, erwachten die Awaren zu neuem kämpferischem Leben. Das in Sachsen führende Geschlecht der Liudolfinger, dem auch Otto der Erlauchte angehörte, musste mehrfach Kämpfe gegen die Awaren bestehen. Von Widukind [I, 17] erfahren wir, dass die Daleminzier die Awaren gegen die Truppen des jungen Heinrich I. zu Hilfe holten. Allerdings, so hören wir von Widukind an gleicher Stelle, wurden die Awaren nunmehr Ungarn genannt. Andererseits ist gesichertes Wissen [Reallexikon 2006, 466, s.v. Ungarn], dass es tatsächlich die Ungarn waren, die zwischen 896 und 900 das Karpatenbecken in Besitz nahmen. Die Awaren gab es schon lange nicht mehr:

„Das awarische Khanganat, welches das Karpatenbecken früher zu einem Reich zusammengehalten hatte, war bei Ankunft der Ungarn unter Arpad und Kusali schon beinahe 100 Jahre zusammengebrochen“ [Anke et al., 81].

Die Zahl der Jahre könnte auch verdoppelt oder verdreifacht werden, aber das ist hier nicht erheblich. Versetzen wir uns jedoch noch einmal in Widukinds Situation: Das Reiterheer, das dem landnehmenden Volk vorauseilte, bot sicher ein ähnlich fremdartiges Bild wie die Awaren, und deshalb mussten die Fremden für die ansässige Bevölkerung Awaren sein, auch wenn sie Ungarn genannt wurden. Aber das hilft nicht weiter und löst den Widerspruch nicht, denn als Widukind der Mathilde von den Awaren berichtet, gegen die ihr Vater Otto und Großvater Heinrich gekämpft hatten, gab es Awaren seit 100 bis 300 Jahren nicht mehr, und von ihnen konnte er nichts wissen. Wie konnte Widukind von den Awaren sprechen, als hätten die Kämpfe gegen sie erst kürzlich stattgefunden?

Der Widerspruch löst sich erst auf, wenn zwei Zeitstränge gebildet und zusammengefügt werden, wobei der eine Zeitstrang mit den landnehmenden Awaren vor 600 endet und der andere Zeitstrang mit den landnehmenden Ungarn nach 900 beginnt. Fügt man die Zeitstränge zusammen, entfallen die 300 Jahre zwischen 600 und 900 und werden als Leerzeit gestrichen [Illig 1996b]. Anzumerken ist in diesem Zusammenhang, dass der Verfasser [Wirsching 2004] schon einmal die Zeitstränge vor 600 und nach 900 zusammengefügt hat. Dabei zeigte sich, dass die Belegung der Reihengräberfelder in Fran-

ken nicht um 700 endete, wie konventionell angenommen wird, sondern um 1000. Die nachgewiesene, flächendeckende Plünderung der Gräberfelder fand nicht nach 600 statt, sondern organisiert und mit dem Segen der katholischen Kirche versehen in der Ottonenzeit nach 900.

Während es in Franken schwierig ist, die Zeitstränge zusammenzufügen und nur einige Indizien dafür sprechen, dass um 600 Chlothar II. und um 900 Karl III. genannt Carolus Simplex eine und dieselbe Person sind [Wirsching 2004, 582; 2005, 383], gibt es in Sachsen kein Problem von der Realzeit vor 600 in die Realzeit nach 900 zu gelangen. Heinrich I. lebte vor 600||900, und er lebte nach 900||600. Heinrich I. lebte also sowohl im 10. Jh. als auch im 6. Jh. Bedenkt man, dass Heinrich im 10. Jh. König der Sachsen wurde und schon in jungen Jahren (vor 900||600) gegen die Awaren kämpfte, wie Widukind schreibt, dann gehört er jener Generation an, die – konventionell datiert – in fünf Jahrhunderten lebte.

Fügen wir die Zeitstränge vor 600 und nach 900 mit Blick auf Awaren und Ungarn zusammen, ist zu erkennen, dass die Awaren in der Mitte des 6. Jh. begannen, im Karpatenbecken zu siedeln und gegen Byzanz aggressiv zu wirken. In der frühen Zeit waren sie darüber hinaus offensiv in alle Richtungen und bedrängten Langobarden, Gepiden und andere Stämme. Während awarische Reiterscharen vor 600 bis nach Thüringen vordrangen, gibt es nach 600 keine Berichte mehr über nennenswerte Aggressionen. Das wird verständlich, wenn man weiß, dass im Jahrzehnt vor 600||900 die Ungarn in demselben Gebiet erschienen und gewissermaßen die aggressive Rolle der Awaren übernahmen. Die ungarische Landnahme im Karpatenbecken unter Árpád, die konventionell kurz vor 900 gesehen wird, fand real kurz vor 600 statt, wie es auch Klaus Weissgerber [2003, 101] sieht. Von Kämpfen der landnehmenden Ungarn gegen die ansässig gewordenen Awaren ist dagegen nichts bekannt. Auch von einem Niedergang des Awarereiches im Karpatenbecken als Folge des Erscheinens der Ungarn kann keine Rede sein, offenbar war genügend Platz da für Awaren und Ungarn. Es gab kein Übereinanderschichten der Gesellschaften, sondern allem Anschein nach ein Nebeneinander der Gesellschaften und ein Verschmelzen ihrer Kulturen.

Nunmehr wird auch die Änderung des Erscheinungsbildes der awarenzeitlichen Bodenfunde verständlich. Die gegossenen, bronzenen Gürtelbeschläge mit den Ranken- und Greifenmotiven sind – wie es die ältere Forschung annahm – in der Tat auf eine neu hinzugekommene Bevölkerung zurückzuführen. Die neu hinzukommenden Siedler waren die einwandernden Ungarn. Erstmals hat Gyula László 1970 auf einwandernde Ungarn (um 670/80) als Träger der Ranken- und Greifenkultur hingewiesen, aber keine Anerkennung seiner These erreicht [Reallexikon 2006, 465, s.v. Ungarn; Weissgerber 2003, 99, 183 f.]. Die Gräber, in denen Objekte dieser Kultur gefunden wurden und werden,

sind die bisher vermissten Gräber der Ungarn des 10. Jh. Möglicherweise wird die ungarische Forschung bei dieser Ausgangslage auch Bestattungen vornehmer Awaren in Bestattungen vornehmer Ungarn umwidmen können. Weil die Zeit von der Landnahme der Awaren vor 570 bis zur Landnahme der Ungarn vor 600 von mehr als drei Jahrhunderten auf nur drei Jahrzehnte schrumpft, meint Weissgerber [101, 145], dass Funde aus der frühen Awarenzeit den hundert Jahre zuvor verschwundenen Hunnen zuzuordnen sind. Auch das mag die ungarische Forschung prüfen.

Wenn die Zeitstränge vor 600 und nach 900 zusammengefügt werden, wird auch die Entwicklung des nachbarschaftlichen Verhältnisses von Franken und Sachsen verständlich. Die Franken führten erstmals 555/56 Krieg gegen die Sachsen [Ewig 2001, 71], zogen sich aber nach schweren Kämpfen wieder zurück [Zettel 1987, 271]. Später wurden Sachsen und Franken Freunde und Bundesgenossen, wie Widukind [I, 13. 14] berichtet. Die kluge Politik des Liudolfinger Herzogs Otto, genannt der Erlauchte, hatte vor der Jahrhundertwende 600|900 die Aussöhnung bewirkt. Danach wirkte Otto der Erlauchte maßgeblich bei der Erhebung Konrads I. zum ostfränkischen König mit und führte 911 „als Ältester unter den Großen des Ostreiches“ Konrad in sein Königsamt ein [Ewig 1980, 201].

Und Karl der Große ...?

Eingangs wurde die Frage gestellt, seit wann von ›Karl dem Großen‹ gesprochen wird, denn abgesehen davon, dass für Karl beim Zusammenfügen der Zeitstränge vor 600 und nach 900 kein Platz in der Geschichte ist, konnte Widukind von Karl nichts wissen. Kaiser Karl wurde vermutlich von Otto III. (983–1002) in die Geschichte eingeführt. Mit Otto III. beginnt das neue Jahrtausend, die Endzeit, und Otto sieht sich als Endzeitkaiser. Mit der Setzung des Datums anno Domini 1000 hat Otto 300 Jahre Leerzeit geschaffen – ohne es zu wissen, denn einen ereignisbezogenen Tausend-Jahre-Kalender gab es nicht. Aber auch wenn Otto III. den Kaiser Karl zum – lange vergangenen – Leben erweckt hat, ›Karl der Große‹ wurde jener erst in der Zeit nach seinem Schöpfer. Widukinds Werk ist in fünf Handschriften des 11. bis 16. Jh. überliefert [Wikipedia], und es liegt nahe anzunehmen, dass die Passagen, die Karl den Großen betreffen, irgendwann im 11. Jh. eingefügt worden sind. Wesentlich weiter geht allerdings Hans C. Faußner [2003, 156-162], wenn er meint, der Abt Wibald von Stablo (1098–1158) habe die Sachsengeschichte unter Nutzung der Chronik des Bischofs Thietmar von Merseburg (975–1018) geschrieben. Man muss sich Faußners These nicht zu eigen machen, bemerkenswert ist aber, dass Thietmar [Buch II, 2] zur Zeit Ottos I. – Jahr 937 – schreibt:

„Die Awaren, die schon gegen seinen Vater feindselig gewesen, jedoch längst bezwungen waren, erhoben sich aufs neue, kehrten aber schnell geschlagen heim“ [Holtzmann 1957].

Zum Jahr 955 [Buch II, 9] heißt es: „Und siehe! Auf's neue erhoben sich die Awaren“. Danach folgt die Schlacht auf dem Lechfeld.

Wenn davon auszugehen ist, dass spätere Interpolationen den ursprünglichen Text der Sachsengeschichte verändert haben, stellt sich die Frage, ob auch die Mitteilungen zu Awaren und Ungarn in späterer Zeit eingefügt wurden. Die Antwort sollte lauten, dass das nicht anzunehmen ist, denn würde es zutreffen, müsste man sich fragen, warum ein späterer Bearbeiter die Ungarn unmittelbar nach den Awaren agieren lässt. Plausibler wäre es doch mit Blick auf Karl den Großen, nach den Awaren erst einmal lange Zeit vergehen zu lassen, in der sich die Karolinger entfalten konnten.

Nicht auszuschließen ist jedoch, dass es bei Widukind [I, 17] ursprünglich hieß, „die Daleminzier holten gegen ihn [gemeint ist Heinrich] die Awaren, ein wildes, kriegerisches Volk“. Später kann hinzugefügt worden sein: „die Awaren, jetzt Ungarn genannt“. Das hätte jedoch keinen Einfluss auf die Überlegungen zur Rekonstruktion des Geschichtsablaufes. Es wäre weniger eine Verfälschung als vielmehr eine Hilfe, die dem Verständnis der Leser dient, denn in der Mitte des 10. Jh. gehörte das Karpatenbecken den Ungarn, und Awaren gab es nicht mehr. In diesem Sinn sollte auch [I, 20] verstanden werden, wo es direkt an [I, 17] anschließend heißt: „Das erwähnte Heer der Ungarn also richtete, gedungen von den Slawen, eine große Verheerung in Sachsen an.“ Auch hier könnte ursprünglich vom Heer der Awaren die Rede gewesen sein. Auf keinen Fall aber war es ein Heer der ‚soeben erst‘ eingetroffenen ‚echten‘ Ungarn, denn die konnten in der kurzen Zeit noch nicht Freunde der Daleminzier geworden sein.

Wie auch immer – verständlich wird jetzt, warum Historiker, die heute zur Ottonenzeit lehren und schreiben, nicht auf Kämpfe der Sachsen gegen die Awaren eingehen können, auch wenn das für die zeitgenössischen Historiker und auch für Widukind ganz selbstverständlich war. Sie müssten die Ungarnzeit nahtlos an die Awarzeit fügen, und dann bliebe für die frühmittelalterliche Geschichte der Zeit von 600 bis 900 kein Platz.

Literatur

- Althoff, Gerd (1993): *Widukind von Corvey. Kronzeuge und Herausforderung; Frühmittelalterliche Studien*, Bd. 27 (253–272)
- Althoff, Gerd / Keller, Hagen (2006): *Heinrich I. und Otto der Grosse. Neubeginn auf karolingischem Erbe; Persönlichkeit und Geschichte* Bd. 122 / 123, Gleichen · Zürich
- Anke, Bodo / Révész, László / Vida, Tivadar (2008): *Reitervölker im Frühmittelalter*.

- Hunnen, Awaren, Ungarn; *Archäologie in Deutschland, Sonderheft Plus*, Stuttgart
- Bauer, Albert / Rau, Reinhard (³2002): *Widukinds Sachsengeschichte*; Quellen zur Geschichte der sächsischen Kaiserzeit, Darmstadt (¹1971)
- Beumann, Helmut (1950): *Widukind von Korvey. Untersuchungen zur Geschichtsschreibung und Ideengeschichte des 10. Jahrhunderts*; Weimar
- Einhard (Hg. Firchow, Evelyn, 1989): *Vita Karoli Magni; Das Leben Karls des Großen*, Stuttgart
- Ewig, Eugen (1980): *Frühes Mittelalter; Rheinische Geschichte Bd. 1.2*, Hg. Franz Petri und Georg Droege
- (⁴2001): *Die Merowinger und das Frankenreich*; Stuttgart
- Faußner, Hans, C. (2003): *Wibald von Stablo. Seine Königsurkunden und ihre Eschatokollvorlagen aus rechtshistorischer Sicht, Teil 1, Einführung in die Problematik*; Hildesheim
- Fried, Johannes (1994): *Der Weg in die Geschichte. Die Ursprünge Deutschlands bis 1024*; Propyläen Geschichte Deutschlands, Bd. 1, Hg. Dieter Groth
- Holtzmann, Robert (1957): *Die Chronik des Bischofs Thietmar von Merseburg und ihre Korveier Überarbeitung*; Berlin
- Illig, Heribert (³1996a): *Hat Karl der Grosse je gelebt? Bauten, Funde und Schriften im Widerstreit*, Fiktion Dunkles Mittelalter Bd. 1; Gräffeling
- (1996b): *Das erfundene Mittelalter. Die größte Zeitfälschung der Geschichte*; Düsseldorf
- Keller, Hagen (1995): *Widukinds Bericht über die Aachener Wahl und Krönung Ottos I.*; *Frühmittelalterliche Studien* Bd. 29, 390-453
- (⁴2008): *Die Ottonen*; München
- Keller, Hagen / Althoff, Gerd (2008): *Die Zeit der späten Karolinger und der Ottonen. Krisen und Konsolidierungen 888-1024*; Gebhardt Handbuch der deutschen Geschichte Bd. 3, Hg. A. Haverkamp, Stuttgart
- Laudage, Johannes (Hg. 2003): *Widukind von Corvey und die deutsche Geschichtswissenschaft; Von Fakten und Fiktionen. Mittelalterliche Geschichtsdarstellungen und ihre kritische Aufarbeitung*, Köln
- Rau, Reinhold (Hg. ⁴2002): *Jahrbücher von Fulda*; Quellen zur karolingischen Reichsgeschichte Bd. 3, Darmstadt
- Reallexikon = *Reallexikon der Germanischen Altertumskunde*; Bd. 31 (Hg. Heinrich Beck ²2006), Berlin
- Weißgerber, Klaus (2003): *Ungarns wirkliche Frühgeschichte. Árpád eroberte schon 600 das Karpatenbecken*; Gräffeling
- Wirsching, Armin (2004): *Merowinger, Karolinger und Ottonen unter der Erde vereint. Frühmittelalterliche Reihengräberfelder wurden bis 1000 belegt*; *Zeitensprünge* 16 (3) 574-590
- (2005): *Stürmten die Wikinger 400 Jahre zu spät in die Normandie?* *Zeitensprünge* 17 (2) 378-394
- Zettel, Horst (1987): *Das Sachsenbild der Franken in zeitgenössischen Quellen der Merowinger- und Karolingerzeit*; *Studien zur Sachsenforschung*, Bd. 6

Dr.-Ing. Armin Wirsching, 20253 Hamburg, Hoheluftchaussee 32
a.wirsching@hotmail.de

Flurname „Kuhtanz“

Volker Heinitz

1. Begegnung mit dem Flurnamen

Anlässlich einer Exkursion der Archäologischen Gesellschaft in Thüringen am 09. 05. 09 unter der Leitung von einem Archäologen des Landesamtes von Sachsen-Anhalt nach Goseck wurde von ihm auf dem Spazierweg von der Kreisgrabenanlage zum Gosecker Schloss auf eine Flurbezeichnung „Kuhtanz“ nahe eines möglicherweise (früh-)bronzezeitlichen Hügels am Wege aufmerksam gemacht [s. auch Heinitz 2009].

Auf spätere Nachfrage teilte dieser Archäologe am 30. 12. 09 zum Kuhtanz/ Goseck per E-Mail dazu folgendes mit:

„Ich will Ihnen rasch ein paar Angaben zu Goseck übermitteln. Kurz darauf eingegangen bin ich in einem Exkursionsbericht [*Archäologie in Sachsen-Anhalt* 4/2006 (2007), S. 448]. Ca. 500 m südwestlich von Goseck befinden sich noch 2 Grabhügel unbekannter Zeitstellung nahe bei dem Waldsportplatz über der Hangkante zum Saaletal; weitere Hügel sind etwa nördlich des Sportplatzes auf einem dreieckigen Acker (heute Wiese) über einer Schlucht beseitigt worden, wobei frühbronzezeitliche Funde bemerkt wurden. Näheres dazu findet sich im LDA Halle (S) in der Ortsakte Goseck. Am östlichen Rand der Wiese/Waldrand führt ein Fahrweg über eine leichte Kuppe, die m. E. den Rest eines solchen Hügels darstellt. Die dreieckige Wiese führt den Namen Kuhtanz. Vielleicht ist von den Einwohnern zu dem Namen mehr zu erfahren, habe mich aber noch nicht danach erkundigt. Bergbau kommt hier nicht in Betracht, der Untergrund ist Buntsandstein. Eine alte Fernweg-Linie Naumburg (S) – Merseburg, noch im 18. Jh. als Poststraße, führt allerdings unweit vorüber. Die Nähe zum neolithischen Ringheiligtum Goseck beträgt auch nur ca. 500 m. Bei Grabungen der letzten Jahre wurde in der Nähe eine slawische Siedlung untersucht“.

Bei einem Besuch beim Heimatbund Thüringen wurde ich auf den freien Internet-Zugang für das Buch *Die vor- und frühgeschichtlichen Altertümer Thüringens* von Alfred Götze, Paul Höfer und Paul Zschiesche, Würzburg [1909] aufmerksam gemacht. Dort [65] fand ich unter *Kuhtanz Gose(c)k* Folgendes:

„Steinkiste auf dem Kuhtanz, westl. von Schloß G., benachbart dem ‘Großen Hahn’ (nördl. u. westl. durch den Silbergrund begrenzt, südl. durch Steilabfall). In der Kiste 2 gereifelte Manschetten-Armbänder, Taf. XIII,

191, 2 bronzene Aunjetitzer Ösennadeln wie Taf. XII, 178, 1 kl. goldener Noppenring wie Taf. XIII, 204. Vom Skelett nur durch die Oxydation der Armbänder grün gefärbte Unterarm- und Handknochen. – eine andere Steinkiste derselben Reihe enthielt 1 hockendes Skelett mit roher Bronzenadel, die durch Umlegen des oberen Drahtendes einen ösenförmigen Kopf erhalten hat; zu Häupten des Skeletts außerhalb der Kiste 1 unverziertes Gefäß. – Dritte Steinkiste: Hockendes weibl. Skelett mit breiter Henkeltasse zwischen den Händen und dünnem Bronzedrahtring am Kopf. – Vierte Steinkiste: Hockendes Skelett mit bronzenem Armring, offen, durch Einkerbungen verziert. MH [JVsächsthürL I, 66-68, Taf. VIII]

Auf dem Kuhtanz wurde 1889 eine Steinkiste mit angebautem altarähnlicher Steinschichtung aufgedeckt; letzterer Anbau hatte 1,60m im Geviert, über 1m Höhe, er barg 2 Bronzenadeln mit eng zusammengerollten Ösen, die eine oben in Verbindung mit den beiden Steinbauten, die andere nahe der untersten Steinlage, sonst nur einige Aschelagen. Die anschließende Kiste enthielt ein Hockerskelett mit großer Steinplatte bedeckt ohne Beigaben. MH [JVsächsthürL I, 69-70].“

Ein weiterer Fund der Flurbezeichnung *Kuhtanz* (samt zugehörigen Erdbefunden) erfolgte durch Alfred Auerbach [1930, 92]:

„Im Geraer Stadtwald, links des Türkengrabens, dicht beim Kuhtanze, ist die Spitze eines Joches von 20 Schritt Länge und 15 Schritt Breite durch einen künstlichen Graben von 25 Schritt Länge, ungefähr 8 m Breite und 2 m Tiefe abgetrennt.

Einzelfunde: Das Kuhtanzrevier selbst ergab einst beim Schatzgraben 2 alte Töpfe mit Asche“ nach anderen Nachrichten auch „Gerippe“. v. Eisel, Sagen Nr. 140, 191, 364, 439, 606, 857.“

Auerbachs Buch von 1930 stellt die ostthüringische Ergänzung zu Götze/Höfer/ Zschiesche von 1909 dar.

Vorerst wird die Flurbezeichnung *Kuhtanz* im Geraer Stadtwald entweder als verballhornte slawische Flurbezeichnung oder mit der Waldweidenutzung durch Rinderherden aus Debschwitz (einem heute nach Gera eingemeindeter Ort) begründet. Ein kultischer Zusammenhang wurde bisher außer bei den Sagen nicht postuliert.

2. Flurbegehung

Eine Begehung der Flur Kuhtanz im Geraer Stadtwald mit einem langjährigen Bodendenkmalpfleger aus Gera führte zur Erkenntnis, dass 1984 nach einer Tiefpflügung zur Neuanlegung einer Schonung eine Fundplatzabsuchung erfolgte, wobei mittelalterliche und auch bronzezeitliche Scherben sowie Steinkonzentrationen gefunden wurden. Über einen Mitarbeiter des Geraer

Museum erhielt ich eine Kopie des Fundberichtes, in dem auch über die Herkunft der Flurnamen *Kuhtanz* spekuliert wurde.

Im Fundbericht vom 29. 05. 1984 der Fachgruppe Ur- u. Frühgeschichte wird mitgeteilt, dass seit dem 18. 03. 1984 fortlaufend nach einer Tiefpflüfung am *Kuhtanz* nahe des Spörlsteines, nordöstlich des Türkengraben sowie nördlich der Keplerstraße Scherben bronzezeitlichen und mittelalterlichen Charakters aufgefunden wurden. Als Anhang zum Fundbericht wird folgendes mitgeteilt:

„*Der sagenumwobene 'Kuhtanz' im Türkengraben.*

Heimatforscher der Fachgruppe Ur- u. Frühgeschichte waren auf einer Exkursion nach Bodenaltertümern im Forstort Kuhtanz auf Topfscherben gestoßen, die aus dem 13. – 15. Jh. stammen. Rillenverzierte Wandstücke, Randstücke, auch Henkel, wursthenkelig geformt und mit tiefen Einschnitten versehen. Zwei seltene Bodenstücke waren aus dem 13. und 15. Jh. und trugen einen Bodenstempel in Kreuzform.

Der Forstort Kuhtanz im Türkengraben, wo sich auch noch Reste des ehemaligen Spörlsteines befinden, gehörte zur Gemeinde Debschwitz [...]. Der gefürchtete Geisterplatz Kuhtanz war ein waldumsäumter Weideplatz und wurde slawisch mit *K i t a n s t* bezeichnet. Der Weideplatz blieb viele Jahre in Pacht der Gemeinde Debschwitz, bis ihr die Erlaubnis entzogen wurde und die Forstverwaltung wieder Wald anpflanzte.

Der Sage nach war der Kuhtanz sehr gefürchtet, die gespenstig tanzenden Kühe und die dreibeinigen Hunde mit den feurigen Augen ließen sich in mitternächtlicher Stunde von einem Spielmann in den Zweigen einer hohen Kiefer seltsame Weisen aufspielen [...]

In Rusitz, Steinbrücken und Reichenbach (ebenfalls heute nach Gera eingemeindete Orte) gibt es ebenfalls noch den Flurnamen ›Kuhtanz‹, den man mit der altheidnischen Mondverehrung in Verbindung bringen wollte. Da aber der Name Kuhtanz sich so häufig wiederholt, rührt er wohl eher von Widemutskühen her, die als Eigentum der Kirche galten und gegen einen geringen Nießbrauch von den Einwohnern benutzt wurden.“

Leider gibt der Berichtersteller M. Zingler nicht an, aus welcher Quelle die altheidnische Mondverehrungsannahme stammt. Für den Geraer Stadtwald ist die Weidenutzung *kirchlichen* Viehs insofern fraglich, da Debschwitz als Nutzer des Weidrechtes gar keine eigene Kirche besaß. Der Flurname *Kuhtanz* wurde bisher für Reichenbach nicht bestätigt.

3. *Kuhtanz* in Ronneburg

Bei einer Internet-Recherche stieß ich ebenfalls zufällig auf die Bezeichnung Kuhtanz in Ronneburg. Die Anfrage bei einem Bodendenkmalpfleger in Ron-

neburg ergab eine Bestätigung des Flurnamens im Zusammenhang mit dem heutigen (Wismut-)Schacht 407. Genaue Flurlage und eventueller sagenhafter Hintergrund (analog für Geraer Kuhtanz) bei Robert Eisel: *Sagen aus dem Voigtland* stehen noch aus.

4. Flurnamen in Steinbrücken und Rusitz

In *Denkmaltopographie Bundesrepublik Deutschland: Kulturdenkmale in Thüringen; Stadt Gera* [2007] werden die Flurnamennennungen von *Kuh-* bzw. *Kühtanz* für Steinbrücken und Rusitz bestätigt. Der von Alfred Auerbach [65] unter Silbitz genannte *Kuhtanz* ist mit dem von Steinbrücken identisch und liegt an beider Flurgrenze. In Steinbrücken folgen dem Kuhtanz an der Landesgrenze von Sachsen-Anhalt, Silbitz Kr. Zeitz, in östlicher Richtung u.a. **Freitagsbirken** und **Freitagsbaum**. Der Flurname *Freitagsbirken* oder *Freitagsbaum* steht sicher in einem kultischen Zusammenhang. Hier könnte möglicherweise die Ursache für die bei Zingler diskutierte *althheidnische Mondverehrung* zu finden sein.

In der nordischen (germanischen) Mythologie sind Freya und Freyr Zwillingsgeschwister und mit einem Dualismus der Fruchtbarkeit und der Zerstörung belegt, welcher aus der mesopotamischen Astronomie bekannt ist, als diese Morgen- und Abendstern (Venus) noch als zwei Planeten deutete.

5. Sprachwissenschaftliche Flurnamendeutung

In einer *Merktafel zur Geschichte des [Geraer] Stadtwaldes* von Ernst Paul Kretschmer – ehemaliger Stadtarchivar [Stadtarchiv Nr. 75 (260)] – steht Folgendes unter den interessierenden Waldabteilungen:

„Abt. 18-21 Der Kuhtanz, wohl Weidewirtschaftsbezeichnung, evtl. auch aus dem slaw. *kytnast* = buschig (so nach Reichl) *kytanst*, Kuhtanz verberbt“.

Eine Anfrage bei dem Institut für Germanische Sprachwissenschaft an der Universität Jena zur Deutung des Flurnamens *Kuhtanz* wurde neben eines persönlichen Briefes auch im *Flurnamenreport 1/2010* des Heimatbundes Thüringen wie folgt beantwortet:

„Bekannt ist uns der Name »Kuhtanz« oder Kühtanz innerhalb des thüringischen Sprachraumes (umfasst auch Teile Sachsen-Anhalts) achtmal. Es handelt sich um folgende Orte:

1. Goseck (Kreis Weißenfels) – früher eine buschige, waldige Stelle
2. Rodameuchel (Kreis Jena) – Felder
3. Kretschau (Kreis Zeitz) – Felder
4. Rusitz (Kreis Gera) – Felder und Wiesenland
5. Steinbrücken (Kreis Gera) – Wald

6. Lotschen (Kreis Stadtroda) – Wald

7. Ronneburg (Kreis Gera) – keine Angabe

[8. Gera wurde in dieser Aufzählung vergessen; V.H.]

Auffällig ist, dass es sich offensichtlich um eine Konzentration des Namens im Ostthüringer Raum handelt. Rodameuschel ist der westlichste Ort, an dem uns in Thüringen dieser Name bekannt ist [...] In unserem Gebiet wird für den Namen »Kuhtanz« gelegentlich ein slawischer Ursprung vermutet. Angenommen wird eine Ableitung von slaw./neuslowen. Kita Ast, Kitaast → buschig; aus kitaast wäre dann durch Volksetymologie Kuhtanz geworden. Von der Realprobe her träfe der Name also nur auf die bewaldeten Flurstücke zu. [...] Spuren einer germanischen Vorzeit im Namen Kuhtanz zu suchen, wird allgemein als verfehlt angesehen. Vermutungen, die einen Zusammenhang zwischen rituellen »Kuhtänzen«, Beschwörungen und ähnlichem herstellen, halten einer genaueren Überprüfung nicht stand“ [Aehnlich].

Insoweit deckt sich die Erklärung der Sprachforscher noch mit Kretschmer und den Ausführungen im Anhang zum Fundbericht von 1984. Es wurde aber durch das germanische Sprachforschungsinstitut der Uni Jena zugesagt, diesem Flurnamen künftig mehr Aufmerksamkeit zu schenken.

Anlässlich einer Flurnamenkonferenz des Heimatbundes Thüringen am 24. 02. 10 in Weimar wurde dann dafür geworben, diesem Flurnamen seitens der Flurnamenforscher verstärkt nachzugehen. Dazu siehe auch *Flurnamen-Report 1/2010*: „Der Kuhtanz – Ein Flurname nur in Ostthüringen?“ [Aehnlich].

6. *Kuhtanz*, *Kuhschwanz* und *Kuhlaich* in Thüringen

Im *Flurnamenreport 1/2011* teilt Wolfram Voigt, ein Flurnamenforscher aus Schkölen u. a. mit, dass neben dem Flurnamen *Kuhtanz* auch einige Male *Kuhschwanz* und *Kuhlaich* auftauchen:

„Zwei Eigenschaften sind es, die mich an dem Phänomen des Flurnamens *Kuhtanz* schon seit Jahren herausfordern. Zum einen der offensichtlich enge Verbreitungsschwerpunkt [...] östlich der Saale und entlang der [Weißen] Elster [...] Im Jenaer Flurnamenarchiv befand sich noch eine *Kuhlaich*-Registrierkarte. ‘Laich’ ist ein althochdeutsches, jetzt ausgestorbenes Wort für Spiel, Gesang, Tanz, auch für rhythmische Bewegung (deshalb auch Froschlaich) [s. a. Röth, (1962/2005, 44), Laich – Spiel; Spielplatz; V. H.] [...] Es gab nur ein Problem. Der *Kuhlaich* befand sich in Westthüringen, in der Flur Aschara bei Bad Langensalza [...] Noch ein dritter eigenartiger *Kuh*-Name tauchte später in dem Verbreitungsraum der *Kuhtänze* auf und erweitert das Gebiet in Richtung Norden in das Unstrutthal

hinein: der *Kuhschwanz* [...] Doch die Sprachwurzel birgt eine Überraschung. 'Schwanz mhd. swanz von swanzen = schwenken, schwingen' (Mackensen, Ursprung der Wörter, S. 348). Im Hessischen Flurnamenbuch heißt es unter der Rubrik 'Schwanz' noch deutlicher: »ist seit dem 13. Jh. als mhd. Swanz et. m. schwenkende tanzartige Bewegung [...] Kuhschwanz, ein Ball des gemeinen Volkes, wobei selbst Viehmärkte zugelassen werden«.

14 x findet sich der Name *Kuhtanz* in Ostthüringen und den angrenzenden östlichen und nördlichen Regionen, 11 x erscheint der Name *Kuhschwanz* und bisher nur 3 x der Name *Kuhlaich*.

Die Realprobe der Flurstücke in der Landschaft ergibt folgendes aufschlussreiches Bild:

1. Die *Kuhtänze* von Goseck, Rodameuschel, Graitschen, Großhelmsdorf, Rabis, Silbitz [Steinbrücken], Bad Köstritz, Rusitz, Lotschen, Berga b. Greiz und Gera liegen alle auf entsprechenden Plateaus bzw. Hochflächen über den Tälern. Der kleinste *Kuhtanz* ist der Lotschener. Eine angenehme Aussicht auf das umliegende Land war scheinbar von großer Bedeutung. Sie war überall gegeben.

2. Offensichtlich suchte man die Nähe von Nachbargemeinden, da sich alle oben genannten Flurstücke direkt an mindestens einer Gemarkungsgrenze befinden. An mindestens sechs *Kuhtänzen* treffen drei Fluren zusammen!

3. Auf allen untersuchten Plätzen können sich 200 – 300 Personen ausreichend bewegen“.

„Noch eine andere wichtige Spur führt uns zur tatsächlichen Bedeutung der Kuhwort-Verbindungen. In der Crossener Ortschronik wird von einem »Ochsantanz« berichtet, der noch aus vorchristlicher Zeit stammt, heute aber nicht mehr gefeiert wird (Becker, Frey, Chronik für den Amtsbezirk Crossen, 1909). Prof. Dr. Hermann Größler berichtet folgende Überlieferungen: »Im Dorfe Uthleben in der goldenen Aue feiern um Johannis sämtliche dortige Kuhspänner das Kuhfest. Auf einem schön geschmückten, von Kühen gezogenen Wagen sitzt der Vorstand der ehrsamten Zunft mit Lade und Fahne, sowie ein musicirender Musikchor; diesem folgend im Festzuge durch das Dorf sämtliche Zugkühe mit Blumengebinden um die Hörner, und neben ihnen ihre Herren. Ein Festball schließt das Fest« (Hermann Größler, Nachlese von Sagen und Gebräuchen der Grafschaft Mansfeld und ihrer nächsten Umgebung, Dingsda-Verlag Querfurt 1991, S. 47).

»Zu Berga in der goldenen Aue [...] feierte man früher jedes Jahr am dritten Pfingsttage das Kuhrietfest. Die jungen Leute zogen dann den ¼

Stunde von Berga gelegenen Weideplatz, welcher Kuhriet heißt, mit Sang und Klang und hielten dort unter freiem Himmel einen Tanz« [ebd. 25].

Selbst Goethe hat in seinem Werk »Dichtung und Wahrheit« einen Kühltanz erwähnt, der eines der bekanntesten Pfingstvergnügungen im Raum Frankfurt war. Dieser Kühltanz wurde auf der Pfingstweide von Viehhirten und Viehmägden gefeiert (Hans-Otto Schembs, *Wie Frankfurt das Frühjahr begrüßt*, in: Seniorenzeitung 2-2004, S. 43, Hg. Stadt Frankfurt am Main).

Wie weit die Wurzeln dieser Kuh-Feste zurückreichen, lässt sich nur noch vermuten. Prof. Behm-Blanke schreibt: »Mehrere Faktoren sprechen für die Bedeutung der Volksbräuche bei der Rekonstruktion der heidnischen Religion: Das von Geschlecht auf Geschlecht vererbte Brauchtum weist eine zähe Beharrlichkeit auf und kann somit an vorchristliche Religionsformen anschließen, zumal wenn die Gebräuche in der alten sozialen Ordnung verankert sind.« (Günter Behm-Blanke, *Heiligtümer der Germanen und ihrer Vorgänger in Thüringen*, TLDA, 2003). Behm-Blanke konnte feststellen, dass das Rind das mit Abstand häufigste Opfertier im Opfermoor von Oberdorla war. Es wurde ausschließlich einer weiblichen Gottheit geopfert, die für die Ernte und Fruchtbarkeit zuständig war. Entsprechende Kulte lassen sich bis in die Völkerwanderungszeit und darüber hinaus nachweisen.

Größler erwähnt z.B. auch eine heilige Kuhstätte in Schönfeld bei Artern (Größler, S. 28).“

Zwischenzeitlich wurde auch aus der Flur Gleina bei Bad Köstritz die Nennung von „Auf dem Kuhtanz und Hinterer sowie Vorderer Kuhtanz berichtet. In Nachbarschaft dazu befindet sich der Flurname Galgenbirken.

7. Kuhtanz und bronzezeitliche Astronomie

Es stellt sich damit die Frage nach der Überlieferungsdauer von Brauchtum/religiöser Handlungen und ihrer Prägung von Flurnamen.

Wenn auch derzeit von der Geschichtswissenschaft eine Überlieferungsdauer aus der Bronzezeit für außerordentlich unwahrscheinlich gehalten wird, soll als *Arbeitshypothese* für die „Kuhtanz“-Bedeutung ein kultisch-astronomischer Hintergrund angenommen werden. Genährt wird dieser Hintergrund zunächst vom räumlichen Zusammenhang des Flurnamens Kuhtanz und dessen Grabungsfunde und der Kreisgrabenanlage in Goseck mit ihren Rinderschädeln sowie steinzeitlichen und bronzezeitlichen Funden auf der Flur in Goseck und im Geraer Stadtwald sowie in Gleina.

Um einen möglichen Zusammenhang mit der Bronzezeit, ihrem mythologischen Hintergrund und ihren astronomischen Bräuchen zu finden, wird

Martin Kerners *Bronzezeitliche Astronomie* [2006] bemüht. In diesem Buch setzt sich Kerner mit archäologischen Funden und Überlieferungen auseinander:

Gegenstand sind u. a. Kalendersymbole wie die vier Steinbeile der Salz-
münder Kultur (Landesmuseum für Vorgeschichte in Halle), die seiner Auf-
fassung nach luni-planetare Kalender darstellen. Es handelt sich um die Stein-
beile von Radewell, Wallendorf-Wegnitz, Rassnitz und Suevenhöck (Schko-
pau). Auch werden der Goldhut von Schifferstadt, die Bronzekalender von
Gurzelen (CH) und Coligny (nahe Bourg-en-Bresse), das goldene Venus-Zep-
ter von Bernstorff (Lkr. Freising), verschiedene Mondhörner – auch in Kombi-
nation mit Venusdarstellungen – sowie die Himmelscheibe von Nebra
besprochen und ihre mutmaßliche kalendarische Funktion erläutert.

Im Bereich Mythen, Kulte und Sagen gibt es allerdings keine harten Fak-
ten analog archäologischer Funde:

„Für eine Schilderung der gesellschaftlich-sozialen Ordnung in Mitteleu-
ropa des zweiten und dritten vorchristlichen Jahrtausends gibt es keine
schriftlichen Überlieferungen. Aus diesem Grund soll sich die Beschrei-
bung nur auf Eckdaten beschränken, die für den astronomischen Rahmen
wichtig sind und die sich auf die Autoren J. Campell, M. Eliade, J.G. Fra-
zer, J. Gebser, R. v. Ranke-Graves abstützen und vorzugsweise mytholo-
gisch begründet werden.“ [Kerner, 227 f.]

„Nach dem Konzil von Nicea (325) wird das Osterfest auf den ersten
Sonntag nach dem Vollmond zum Frühlingsäquinoktium festgelegt. Mit
diesem Beschluss wurde das keltische Beltene offiziell christianisiert. Bei
dieser Christianisierung kommt es jedoch oft zur Verschiebung des
Datums auf den Anfang des tropischen Monats. Andererseits gibt es in
Irland und Schottland noch heute Regionen, wo man christliche Feste
nach den althergebrachten keltischen Jahresläufen begeht. Den Begriff des
Festes darf man nicht an unseren heutigen Gewohnheiten messen, sondern
muss die Jahreszeitenfeste als Anweisungen für die Land- und Viehwirt-
schaft betrachten, bezogen auf das jeweilige Quartal. Den Festcharakter
geben die kultischen Versammlungen, an denen durch die kollektiven
Verrichtungen die Weisungen durchgesetzt und kontrolliert werden sollen.
Insbesondere könnten zum Beispiel Versäumnisse Einzelner bei der rituel-
len Reinigung Ursache für das Ausbrechen von Seuchen sein, die dann
das Wohl der ganzen Bevölkerung tangieren.“ [ebd. 233]

Zum keltischen Fest *Beltene* (7. *Mai*, auch 1. und 5. Mai; V.H.) ist nach Ker-
ner überliefert:

„Dieses Frühlingsfest wird freudig und exorzistisch zugleich gefeiert. *Das
Vieh wurde zwischen zwei Feuern hindurch über glühende Asche auf
die frischgrünen Weiden getrieben, um es vor Krankheiten und Unbill*

zu schützen. In Irland ist dies heute noch üblich, in anderen Ländern wird das Feuer heute durch ein Infektionsbad ersetzt“ [Kerner, 237; Hvhg. V.H.].

8. Weitere Besonderheiten

Im Gebiet von Steinbrücken bis zur Landesgrenze von Sachsen-Anhalt und auch darüber hinaus weist das Messtischblatt auch eine Reihe von Hügelgräbern aus.

Die höchste Erhebung bei Steinbrücken ist der *Sommerberg*, bei Ronneburg ist es der *Lichtenberg*. Bei den *Kuhtänzen* von Ronneburg und Schmirschau handelt es sich wahrscheinlich um den gleichen mit gemeinsamer Flurgrenze analog Silbitz (SA) und Steinbrücken.

In relativer Nähe zum *Kuhtanz* im Geraer Stadtwald gibt es ein neolithisches Hügelgrab.

Der archäologische Wanderführer für die Stadt Gera [Ostritz, 11] bringt Folgendes dazu:

„Der Hügel befindet sich nahe Debschwitz auf dem Eselsberg westlich des Schützenplatzes im Stadtwald auf dem höchsten Punkt nicht weit von einer Straße. Nach A. Auerbach (1930) war der Hügel ehemals 3-4 m hoch und von »80 Schritt Umfang«. Er erbrachte bei Grabungen durch Robert Eisel 1884 schnurkeramische Scherben, die von Bechern mit kleinen Henkeln stammen würden und wenig Steingeräte. Darüber sollen sich spätslawische Scherben befunden haben.“

Die mittelalterlichen Funde beim *Kuhtanz* im Geraer Stadtwald [Fundbericht v. 29. 05. 84; VH] können lt. mündlicher Mitteilung von Dr. G. Keil, Stadtmuseum Gera keiner aus Quellen überlieferten Siedlung zugeordnet werden.

Im Gegensatz dazu berichtet R. Eisel aber in *Sagen aus dem Voigtland* bei Nr. 857** im Rahmen einer Aufzählung aller wüst gewordenen Dörfer: „als wüst geworden nennt man überhaupt noch: [...] Wolfersdorf (auf dem Kuhtanze bei Gera)“.

Leider ist die Quelle unbekannt, aus der R. Eisel hier schöpfte.

Zwischenzeitlich wurde vom Autor erwogen, dass die ma. Scherben neben Steinhäufungen zu einem Straßengasthof gehören könnten, der vielleicht bei einer ehemaligen Fernstraßenführung Nürnberg-Hof-Gera (heute Bundesstraße 2) an dieser Stelle angelegt und bei Verlegung der Straßenführung aufgegeben wurde.

9. Ergänzungen

Enzyklopädie der Mythologie:

„*Bel/ Belenus* war ein keltischer Sonnengott, den auch die Römer kannten. Julius Caesar verglich ihn mit Apollo, dem Gott der Weissagung.

Er erscheint in vielen Formen in der keltischen Welt, *bile* bei den Iren und *belenus* bei den Galliern. *Beltaine*, eines der großen Feste des keltischen Kalenders, wurde zu seinen Ehren am ersten Mai gefeiert, und sein Name lebt wie in „Billingsgate“ fort. Trotz seiner weit verbreiteten Verehrung weiß man wenig über ihn“ [Cotterell, 103].

François Bertemes und André Spatzier berichten 2008 über die Ausgrabung einer Kreisgrabenanlage bei Pömmelte-Zackmünde in Sachsen-Anhalt. Diese wird – bei einem Gesamtdurchmesser von 115 m – seit 2008 ausgegraben. Derzeit wird von einer Nutzung der Anlage seit der späten Schnurkeramik, Glockenbecher aufgrund von Keramikfunden und frühestes Aunjetitz wegen eines Hausgrundrisses unmittelbar neben des komplexen Palisaden- und Wallsystems ausgegangen. Der Nutzungszeitraum wird auf 2335–2050 eingengt, der vorsätzliche Abbau auf 2135–1985 [*Ida-Isa*]. (Bei Goseck war ebenfalls ein Hausgrundriss der Bronzezeit neben der Anlage sowie auch innerhalb der Anlage festgestellt worden.) Ritueller Niederlegen von zerscherbter Keramik, Steinbeilen, Tierknochen, ebenso Skelettteilen, vor allem aber Schädel von Menschen deuten auf Totenkulte in Pömmelte. Ob seit der frühen Bronzezeit eine Umdeutung der Anlage mit Veränderung in den Ritualen vorliegt, muss noch untersucht werden. Die *astronomische Ausrichtung* von Pömmelte-Zackmünde deutet laut Prof. Wolfgang Schlosser nicht auf Sommer- bzw. Wintersonnenwende, sondern auf den *1. Mai* hin.

10. Schlussfolgerung

Der slawische Ursprung des Flurnamens *Kuhtanz* erscheint mir als nicht mehr zeitgemäße Betrachtungsweise. Ich möchte hier Prof. Behm-Blanke, ehemaliger Leiter des Museums für Ur- und Frühgeschichte in Weimar folgen, der die Zählebigkeit von Brauchtum beschreibt. Ich lasse die entsprechenden Begriffe aber nicht aus der Bronzezeit stammen, weil sie wohl entsprechend des Sprachgebrauchs immer angepasst wurden.

Literatur

- Aehnlich, Barbara (2010): *Flurnamenreport 1-2010*; FSU Jena
- Auerbach, Alfred (1930): *Die vor- und frühgeschichtlichen Altertümer Ostthüringens*, Jena
- Becker, Robert / Frey, Eduard (1898): *Chronik für dem Amtsbezirk Crossen a. E.; Crossen an der Elster*
- Behm-Blanke, Günter (2003): *Heiligtümer der Germanen und ihrer Vorgänger in Thüringen. Die Kultstätte Oberdorla. Forschungen zum alteuropäischen Religions- und Kultwesen* (TLDA); Stuttgart (zugehöriger Katalogband dito, 2002)
- Bertemes, François / Spatzier, André (2008): Pömmelte - ein mitteldeutsches Henge-Monument aus Holz, *Archäologie in Deutschland* 6/2008, S. 6 ff., Stuttgart

- Cotterell, Arthur (1999): *Die Enzyklopädie der Mythologie*, Reichelsheim
- Eisel, Robert (1871): *Sagenbuch des Voigtlandes*; Griesbach (1. Reprint 2003, Bad Langensalza)
- Flurnamenreport*: www.heimatbund-thueringen.de, PDF-downloads
- Götze, Alfred / Höfer, Paul / Zschiesche, Paul (1909): *Die vor- und frühgeschichtlichen Altertümer Thüringens*, Würzburg (als CD erschienen in *Neue Ausgrabungen und Funde – Sonderband 2009*, Langenweißbach)
- Größler, Hermann (1991): *Nachlese von Sagen und Gebräuchen der Grafschaft Mansfeld und ihrer nächsten Umgebung*, Querfurt
- Heinitz, Volker (2009): Kreisgrabenanlagen in Sachsen-Anhalt; *Zeitensprünge* 21 (2) 276-284
- lda-lsa = Landesamt für Denkmalpflege und Archäologie Sachsen-Anhalt (o.J.): *Ausgrabung der Kreisgrabenanlage von Pömmelte-Zackmünde* (vertretungsberechtigt Prof. Harald Meller als Direktor des Landesamtes)
http://www.lda-lsa.de/forschung/kooperationen/ausgrabung_der_kreisgrabenanlage_von_poemmelte_zackmuende/
- Löffler, Anja (2007): *Kulturdenkmale in Thüringen Bd. 3 Stadt Gera*, Erfurt (Reihe *Denkmaltopographie Bundesrepublik Deutschland*)
- Kerner, Martin (2006): *Bronzezeitliche Astronomie*, Gräfelting
- Kretschmer, Ernst Paul (ca. 1930): *Merktafel zur Geschichte des [Geraer] Stadtwaldes*; Stadtarchiv, Nr. 75; Gera
- Mackensen, Lutz (1988): Ursprung der Wörter. Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache; Frankfurt/M. u. a.
- Ostritz, Sven (Hg.): *Archäologischer Wanderführer Thüringen Stadt Gera*, Langenweißbach
- Röth, E. (2004): *Mit unserer Sprache in die Steinzeit*, Bad Langensalza
- Schembs, Hans-Otto (2004): Wie Frankfurt das Frühjahr grüßt, in *Seniorenzeitung* 2-2004, S. 43, Hg. Stadt Frankfurt am Main; ebd.
- Voigt, Wolfram (2011): *Flurnamenreport* 1/2011 s. dort

Volker Heinitz, 07554 Brahmenau, Am Zuckerberg 31
 volker.heinitz@web.de

Simeons *Geschichte der Kirche von Durham*

Renate Laszlo

Simeon von Durham lebte von ca. 1060 bis 1130. Er schreibt die *Geschichte der Kirche von Durham* unter dem Titel *Libellus de Exordio atque Procursu istius, hoc est Dunelmensis Ecclesie* von 1104 bis 1108; diese Chronik reicht bis 1096. Das Manuskript wird im 17. Jh. mit neun weiteren lateinischen Handschriften von Selden in Roger Twysdens *Decem Scriptores* herausgegeben und erstmals gedruckt.

Der Herausgeber Selden bezichtigt Simeon in seinem Vorwort des Plagiats und der Ausführung eines ungeheuren literarischen Betrugs. Er behauptet, der Verfasser der Kirchengeschichte sei nicht Simeon, sondern Turgot, ein mit Simeon zeitgenössischer Prior von Durham und späterer Bischof von St. Andrew's. Das nur in einem Manuskript existierende, unveröffentlichte Werk sei nach dem Tod Turgots dem Mönch Simeon in die Hände gefallen, der seinen Namen davor gesetzt und sich als der Autor ausgegeben habe [§ 4, 617].

In einer Dissertation des Bibliothekars Rev. Thomas Rud von 1732 wird der Mönch und Kantor Simeon rehabilitiert, so dass aus heutiger Sicht der Mann, der unter dem Namen Simeon von Durham in die Geschichte eingegangen ist, die ihm zugeordnete Chronik über die *Geschichte der Kirche von Durham* auch verfasst hat [§ 5, 618].

Simeons lateinische *Geschichte der Kirche von Durham* wird im 19. Jh. von Joseph Stevenson als *History of the Church of Durham* in die englische Sprache übersetzt und 1855 in der Serie *The Church Historians of England* von Seeleys in London veröffentlicht. Sie startet mit einer Rubrik, mit der auch bereits Twysdens lateinischer Druck von *Decem Scriptores* im 17. Jh. eingeleitet wird:

„Hier beginnt das Vorwort von Simeon, dem Mönch und Vorsänger der Kirche des heiligen Cuthbert von Durham, vorgeschaltet seiner Geschichte über den Ursprung der christlichen Religion in ganz Nordhumbrien, betreffend den Glauben und die Familie des heiligen Oswalds, des Königs und Märtyrers sowie die Predigten des heiligen Bischofs Aidan.“
[Übersetzung hier und im Weiteren von RL]

Im 19. Jh. erscheinen mehrere Reprints von Simeons *History of the Church of Durham* (ohne Jahresangabe) und 1993 auch ein Faksimile Reprint by Llanerch Publishers, Felinfach. Ins Deutsche werden Simeons Werke nicht übersetzt.

Das Vorwort zur Kirchengeschichte von Durham

Diese Kirchengeschichte von Durham ist gegliedert in ein Vorwort mit einer detaillierten Erörterung der gesamten Thematik, ferner in eine *Apologie* oder 'Entschuldigung', in der sich der Autor für die Erstellung der Chronik rechtfertigt und schließlich in 69 Kapitel mit jeweils einer eigenen Überschrift, die ein Mix darstellen von einerseits erfundenen Geschichten zur Füllung der Phantomzeit und andererseits tatsächlichen Ereignissen und Personen, die eine Versetzung in die reale Zeit vor oder nach der Phantomzeit erfordern. Simeons Werk entsteht unter Berücksichtigung der eingeschobenen Phantomzeit rund 75 Jahre nach Bedas Bestattung in Durham. In seinem Vorwort zu der Kirchengeschichte schreibt Simeon:

„Als Oswald, jener höchstchristliche König, der später ein Märtyrer war, über die Nordhumbrier herrschte, war Aidan, ein Mann von unübertrefflicher Heiligkeit, der erste, der das Wort des Glaubens in dem Reich dieses Herrschers predigte und der früheste Bischof der Kirche von Lindisfarne oder Durham und, wie der verehrungswürdige Priester und Mönch Beda in seiner *Historia Ecclesiastica Gentis Anglorum* uns erzählt, war er der ursprüngliche Gründer einer Residenz für einen Bischof und Mönch in jener Kirche auf Geheiß und mit Hilfe des genannten Königs im Jahr 635 nach der Fleischwerdung des Herrn. Von dieser Mutterkirche entspringen alle Kirchen und Klöster der Provinz Bernicia, die zusammen mit Deira Nordhumbrien bildet.“

Simeon geht in seinem Vorwort nicht auf die Vorgeschichte ein, was er aber teilweise in gesonderten Kapiteln nachholt. Er erzählt nicht, dass nach der konventionellen Geschichtsschreibung der legitime Thronnachfolger Oswald von Nordhumbrien auf der Flucht vor Edwin ab 616 (Beginn der Phantomzeit in England) siebzehn Jahre im Exil bei den Iren oder Schotten verbringt, wo er das irische Christentum kennen lernt und getauft wird, sondern steigt nach angelsächsischer Manier unmittelbar in die Geschichte ein und beginnt mit dem Jahr 635||932, zwei Jahre nach dem Tod König Edwins und der Thronbesteigung Oswalds, als der irische Missionar Aidan nach Nordhumbrien kommt, für den Oswald ein Kloster in Lindisfarne – weitab vom Schuss an der Ostküste Englands – errichtet und ihn dort als den ersten Bischof von Lindisfarne einsetzt.

Obwohl Simeon sich in dem obigen Zitat und an vielen weiteren Stellen in seiner *Geschichte der Kirche von Durham* ausdrücklich auf den „verehrungswürdigen Priester und Mönch Beda und dessen *Historia Ecclesiastica Gentis Anglorum* bezieht und fast alles bis zum Jahr 731/32 regelrecht bei Beda abkupfert, vergisst er einfach, an dieser Stelle die frühe römische Mission in Nordhumbrien zu erwähnen, nach der bereits König Oswalds Vorgänger

Edwin dem zur römischen Kirche gehörenden Paulinus einen Bischofssitz in York einrichtet und dort eine Holzkirche baut. Dort lässt er sich mit seinen Verwandten und seiner Gefolgschaft am Ostertag 627 taufen, worüber Beda ausführlich berichtet und was bis heute gängige Lehrmeinung ist.

Mit dem Verschweigen der römischen Mission und der schon 627 erfolgten Taufe König Edwins und seines Gefolges gibt Simeon der Mission der irischen Kirche, die in Nordhumbrien erst acht Jahre später als die Mission der römischen Kirche erfolgt, den Vorrang. Er erwähnt auch nicht Paulinus, der den von König Edwin in York errichteten Bischofssitz sechs Jahre innehat, bevor er 633, nach König Edwins Tod, mit der verwitweten Königin und ihren Kindern nach Kent zurückkehrt, dort den verwaisten Bischofssitz in Rochester übernimmt, 634 vom Papst die Ernennung zum Erzbischof von York erhält, das Amt aber nicht ausüben kann, weil er nicht mehr in Nordhumbrien ist, sondern in Kent, wo er 644||941 stirbt.

Stattdessen erfindet Simeon bereits im Vorwort mit dem Federstrich „oder“ die Gründung des Klosters und der Kirche von Durham, 635, und setzt mit der Passage „Lindisfarne oder Durham“ die ungefähr hundert Kilometer voneinander entfernt liegenden Orte Lindisfarne und Durham gleich. Damit erweckt Simeon den Anschein, dass König Oswald von Nordhumbrien 635 den irischen Missionar Aidan sowohl als Bischof von Lindisfarne als auch gleichzeitig als Bischof von Durham einsetzt, was er ständig wiederholt, damit es sich gut einprägt und nicht verloren geht. Er bezeichnet Lindisfarne und Durham zusammen als die gemeinsame Mutterkirche aller Klöster der Provinz Bernicia, ohne klarzustellen, dass Bernicia schon von Oswalds Vater Æthelfrith (593–616) mit der Provinz Deira zu dem Königreich Nordhumbrien vereinigt wird. In allen anderen Quellen treten Bistum, Kirche und Kloster von Durham erst nach der Phantomzeit in Erscheinung, als der heilige Cuthbert 995 dort nach der Überführung von Lindisfarne bestattet wird und das Kloster und die Kirche nach Cuthbert benannt werden. Von Beda wird Durham bekanntlich überhaupt nicht erwähnt.

Aus der Gleichsetzung von Lindisfarne mit Durham ergibt sich für beide Klöster das Gründungsjahr 635. Es ist bestimmt kein Zufall, dass es das gleiche Jahr ist, in dem auch der erste christliche König Cynegisl von Wessex im Beisein des das Amt des Oberkönigs (Bretwalda) ausübenden nordhumbri-schen Königs Oswald von Bischof Birinus getauft wird. Ihm hat er kurz vorher einen Bischofssitz in Dorchester in Wessex eingerichtet, worüber Beda in seiner *Historia Ecclesiastica* ausführlich berichtet, während Simeon darüber aus opportunistischen Gründen schweigt.

Mit dem Plan des gleichzeitigen Beginns des Christentum in den bis zur normannischen Eroberung autonomen Königreichen Wessex im Süden und Nordhumbrien im Norden Englands hat der Stratege Simeon von Durham

einen Zeitpunkt festgesetzt, von dem er Realität und Fiktion aus der Rückschau des 12. Jh. miteinander verbinden kann, um die Phantomzeit von 614 bis 911 zu manipulieren und zu vertuschen, wie es vom Klerus gefordert wird: Simeon verschweigt das von Beda bezeugte Wirken des römischen Bischofs Paulinus in York von 627 bis 633, erfindet durch die Gleichsetzung mit Lindisfarne die Gründung von Kirche, Kloster und Bischofssitz in Durham im Jahr 635, erwähnt aber mit keinem Wort, dass es das gleiche Jahr ist, in dem der erste christliche König Cynegisl von Wessex von dem römischen Bischof Birinus feierlich getauft wird.

Die in das Jahr 635 gesetzten Ereignisse verbinden die Person des nordhumbriischen Königs und angelsächsischen Oberkönigs Oswald, der den irischen Missionar Aidan als Bischof in Lindisfarne an der Ostküste Nordhumbriens einsetzt und bei der Taufe König Cynegisls in Wessex im Südwesten Englands anwesend ist.

Nach dem Tod des bei Beda dokumentierten Königs Cynegisl von Wessex, 642, erfolgt 939, mit einem Sprung über die Phantomzeit von 297 Jahren, die Thronbesteigung König Edmunds von Wessex, die erstmals retrospektiv in der *Vita Dunstani* von 1004 überliefert wird.

Außer der eigens zur Füllung der Phantomzeit erfundenen Chronik des Æthelweard [Laszlo 2/009] und den daraus resultierenden Abschriften anderer Chronisten, gibt es für Wessex ab dem 8. Jh. bis zur erwähnten *Vita Dunstani* von 1004 keine Geschichtsschreibung.

In Nordhumbrien verläuft die Zeit anders. Bekanntlich datiert Beda, ohne die 297 eingeschobenen Jahre zu beachten, nach 614 kontinuierlich weiter mit dem Jahr 615 (anstatt mit 912). Nach seinem Tod, 734/35, wird er nicht in Jarrow begraben, sondern nach Durham überführt, weil dort schon seit spätestens 698/995 die Nachphantomzeit gilt. Mit seiner Bestattung in Durham springt Beda über die Phantomzeit in das Jahr seines Todes 1031/32 [Laszlo 2/2011]. Nichtsdestotrotz führen sowohl Alkuin in dem Gedicht über die Könige, Bischöfe und Heiligen von York, als auch Simeon von Durham in der *Continuatio Bedae*, die *Historia Ecclesiastica Gentis Anglorum* weiter bis zum Jahr 766.

Mit Ausnahme von Simeons Kloster zu Durham, in dem die 297 Leerjahre schon in die Chronologie eingefügt sind, befinden sich die Nordhumbrier mit ihrer Datierung noch im Jahr 766, als sie anlässlich der normannischen Eroberung in 1066 von der Nachphantomzeit überrascht werden, die sie unter Aufrundung auf drei Jahrhunderte von 766 bis 1066 überspringen, was ich schon mehrfach belegt habe.

Wenn die These von Heribert Illig über eine Phantomzeit von 614–911 greift, wovon ich überzeugt bin, haben alle Menschen, die in die betreffende Zeit hinein *fehldatiert* werden oder, wie beispielsweise die drei nordhumbri-

schen Chronisten Beda, Alkuin und Simeon, die sogar selbst ausschließlich oder teilweise in die Phantomzeit hinein datieren, ein Anrecht auf Berücksichtigung dieser Phantomzeit in ihrem Leben und ihren Werken. Das gilt analog auch für die in die Phantomzeit hinein datierten Ereignisse, wie Münzprägungen oder Ähnlichem.

Ausgenommen davon sind natürlich fiktive Personen, Ereignisse und Fälschungen, die eigens nach 911 aus der Retrospektive zur Füllung der Phantomzeit erfunden werden. Dabei ist es nicht einfach, zwischen den Kategorien ‚real‘ oder ‚irreal‘ zu unterscheiden, weil die Erfindungen oft plausibel und glaubwürdig dargestellt werden.

Während Beda mit seiner Bestattung 1031/32 in Durham und Simeon mit seiner Übersiedlung 785||1085 von Jarrow nach Durham die Phantomzeit überspringen, ist der 735||1032 geborene Alkuin von York durch einen Kirchenbann gebunden und darf nach der normannischen Eroberung 766||1066 nicht in die Nachphantomzeit wechseln, sondern muss auf Anordnung von Rom und Canterbury in der alten Inkarnationszeit bleiben, in die er hinein geboren wird. Um dies zu bewerkstelligen, begibt er sich auf den Kontinent, erfindet zur Füllung der restlichen Phantomjahre von 766 bis zu seinem Tod fiktive Geschichten und Personen, zum Beispiel einen imaginären Überfall der Wikinger in 793 auf das von den Mönchen bei ihrer Umsiedlung nach Durham 698/995 aufgegebene, ohnehin auffällige Kloster Lindisfarne und schreibt Briefe, die niemals abgeschickt werden, unter anderem an seinen angeblichen ‚Freund David‘. Sein Todesjahr wird mit 804, mitten in der nicht existenten Zeit, angegeben und muss selbstverständlich in das Jahr 1104 rücken.

Die Mär über seine Begegnung mit dem hypothetischen Herrscher und seine angebliche Berufung an dessen Königshof und später als Leiter der imaginären Palastschule in Tours verbreitet Alkuin im Ansatz selbst in seinen fiktiven Schriften. Aber wo findet er tatsächlich Zuflucht auf dem Kontinent? Wer von seinen Glaubensbrüdern hilft ihm, mehr als drei Jahrzehnte sozusagen im Untergrund zu leben, um 804 zu sterben, als alle Leute um ihn herum schon das 12. Jh. einläuten?

Mit der normannischen Eroberung 1066, die einhergeht mit der sang- und klanglosen Abschaffung aller Stammeskönigreiche in England sowie der Krönung des Eroberers Wilhelm von der Normandie zum englischen König am 6. Januar 1067, wird die Nachphantomzeit flächendeckend in England übernommen, auch in Nordhumbrien, und damit ist in England das von mir oben erwähnte Anrecht auf Berücksichtigung der Phantomzeit für alle und alles, also für Personen und Ereignisse, endgültig abgegolten, auch für Alkuin, der damit nach der gängigen Geschichtsschreibung kein Anrecht auf eine eigene Phantomzeit hat, die ich ihm nach seinem Tod einräume.

Ich habe schon darauf hingewiesen, dass die Lüge in der Ethik der christlichen Kirche erlaubt ist, um Schaden von der Kirche fernzuhalten, was den Chronisten Tür und Tor öffnet, die Wahrheit zu verschweigen oder zu verändern. Vielleicht geht der Konzilsbeschluss darüber auf den in Tarsus geborenen Apostel Paulus zurück, der im Römerbrief 3/7 die von Illig [3/2011, 613] nach Rolf Bergmeier zitierte Frage stellt: „Wenn aber Gottes Wahrhaftigkeit infolge meines Lügens umso stärker zu seiner Verherrlichung hervorgetreten ist, warum werde ich dann noch als Lügner gerichtet?“

Zurück zu Simeon und seiner *Geschichte der Kirche von Durham*, die der Chronist auf Anordnung seiner kirchlichen Vorgesetzten eigens zur Füllung der Phantomzeit schreibt und dabei äußerst geschickt Reales mit Fiktivem vermischt.

Simeon ist etwa 25 Jahre jünger als Alkuin und wird erst bekannt, nachdem er gemeinsam mit seiner Klostersgemeinschaft, die als Morgengabe die Kirche von Tynemouth erhält, von Wearmouth und Jarrow nach Durham übergesiedelt und damit aus dem Jahr 785 in das Jahr 1085 gesprungen ist. Über die Aufgabe des Doppelklosters Wearmouth und Jarrow sowie die Übersiedlung der Mönche nach Durham gibt es außer Simeons Kirchengeschichte auch eine Urkunde, eine so genannte Charter.

Simeon füllt die Phantomzeit mit Erfindungen

Simeon schreibt in seinem Vorwort zur Füllung der Phantomzeit:

„In der besagten Kirche residierte zweihundertundvierzig Jahre lang kontinuierlich eine edle und religiöse Gemeinschaft von Mönchen. Aber ungefähr um diese Zeit überquerte eine wilde Bande von Barbaren in unzähligen Schiffen das Meer und, nachdem sie in England angekommen war, verwüstete sie das Land weit und breit und verschonte nicht einmal die Könige vom Tod, von denen es in jener Zeit in England viele gab, einer von ihnen war der glorreiche Märtyrer Edmund.“

Simeon setzt das Kloster von Lindisfarne mit Durham gleich, erfindet pauschal 240 imaginäre Jahre des Wachstums, Wohlstands und Friedens zur Füllung der Phantomzeit und kommt rechnerisch in das Phantomzeitjahr 875. Obwohl in Nordhumbrien keine Überfälle der Wikinger stattfinden und schon gar nicht in der Phantomzeit, übernimmt Simeon die von Alkuin auf 793 getürkte Verwüstung und Plünderung des Klosters Lindisfarne in Nordhumbrien nach dem Muster der allerdings erst rund ein Jahrhundert später im Süden Englands real einsetzenden Überfälle der heidnischen Dänen, wie sie rückschauend von den normannischen Chronisten des 12. Jh. beschrieben werden, unter anderem über die Zerstörung der Stadt Ipswich und die Schlacht von Maldon 991/94 [vgl. Laszlo 3/2007; 1/2008].

Als Simeon im 12. Jh. seine Chronik schreibt, ist das kommunikative Gedächtnis über das 10. Jh. gelöscht und er kann im Vorwort seiner *Geschichte der Kirche von Durham* aus der Retrospektive schalten und walten, wie er will. Dabei gelingt es ihm, zur Füllung der Phantomzeit Reales und Fiktives so geschickt miteinander zu verbinden, dass ihm bis heute noch niemand auf die Schliche kommt und alle Leser seine Ausführungen für bare Münze halten.

Mit der Erwähnung des „glorreichen Märtyrers Edmund“ landet er nicht nur im falschen Jahrhundert, sondern auch im falschen geografischen Raum. Simeon benutzt den ersten König von Wessex nach den eingeschobenen 297 Jahren nur, um die von ihm selbst durch die fälschliche Gleichsetzung mit Lindisfarne erfundene Gründung des Bischofssitzes in Durham im Jahr 635 über die Phantomzeit zu bringen. Er macht aber, außer den imaginären 240 Jahren für Kloster und Kirche in Durham und den erfundenen Überfällen der Wikinger oder Dänen, keine weiteren Angaben.

Er sagt nicht, dass Edmund ein westsächsischer König ist und zwar derjenige, der den ersten christlichen König Cynegisl, nach genau 297 Jahren Phantomzeit, im Realjahr 939 auf dem Thron ablöst und 943 Dunstan als den ersten Abt der englischen Nation in Glastonbury einsetzt, worüber ich mehrfach geschrieben habe [z.B. Laszlo 2/2008; 2/2011, 314]. Mit dem Königreich Nordhumbrien hat König Edmund, der 946 in der Folge seiner Eroberungszüge von einem Dänen getötet wird, nichts zu tun.

Der angebliche Überfall der Dänen auf Lindisfarne

Simeon erwähnt weder das Königreich Wessex noch Edmunds Sohn Edgar, den ersten westsächsischen König, der keine Wurzeln mehr in der Phantomzeit hat und den Beinamen der „Friedfertige“ trägt, sondern überträgt die erst in der Realzeit Ende des 10. Jh. im Süden Englands einsetzenden Überfälle der heidnischen Skandinavier, in Anlehnung an die Fälschungen Alkuins, skrupellos auf das phantomzeitliche 8./9. Jh. in Nordhumbrien. Allerdings nennt er keine Jahreszahl, was bei ihm zu einem der zahlreichen Widersprüche führt, die schon sein Herausgeber Selden in der Mitte des 17. Jh. und der Übersetzer Joseph Stevenson 1855 bemerken und als Irrtümer bezeichnen. Weder Selden noch Stevenson erkennen, dass es sich um Fiktionen zur Füllung einer Phantomzeit handelt.

Alkuin setzt den fiktiven Überfall der Dänen auf das Kloster in Lindisfarne in das Phantomjahr 793; bei Simeon dagegen, der keine Jahreszahlen nennt, addieren sich die Gründung von Durham von 635 plus die 240 imaginären, friedvollen Jahre auf das Jahr 875 der Phantomzeit. Simeon übernimmt nicht nur von Alkuin den fiktiven Überfall der Dänen auf Lindisfarne und die

angebliche Wanderung der Mönche mit dem Schrein des heiligen Cuthbert kreuz und quer durch Nordhumbrien, sondern er malt dieses hypothetische Ereignis noch mit grausamen Einzelheiten aus. Um es seinen Lesern glaubhaft zu machen, erfindet er sogar einen Bischof, der die Mönche auf ihrer Wanderung begleitet auf der Flucht vor

„der wilden Bande von Barbaren, die in unzähligen Schiffen das Meer überquerte, die Provinzen von Nordhumbrien plünderten und mit noch größerer Grausamkeit so gründlich alle Klöster und Kirchen mit Feuer und Schwert verwüsteten. Nach ihrem Abzug ließen sie kaum noch eine Spur von Christentum zurück. Der Bischof der genannten Kirche Eardulf entkam mit Schwierigkeiten. Er und ein paar Gefolgsleute, die ihr Leben durch die Flucht gerettet hatten, trugen mit sich den unverwesten Körper des heiligen Bekenner Cuthbert. Einige der Mönche jedoch, die geblieben und der Verehrung des Platzes vertraut hatten, wurden aus der Kirche gezerrt und einige im See ertränkt. Andere wurden als Gefangene weggeschleppt, einigen wurden die Glieder abgeschnitten, andere grausam gefoltert und alle zusammen starben. So wurde die mönchische Gemeinschaft um den heiligen Cuthbert zerstört. Nur der genannte Bischof und mehrere seiner Nachfolger haben den Fortbestand dieser Provinz gesichert. Viele waren gezwungen hin und her zu wandern und den Schatz des heiligen Körpers mit sich zu tragen. Sie hatten niemals Ruhe vor den Barbaren und dem Schwert, das über ihnen hing, bis der heilige Cuthbert schließlich nach der Restauration des Friedens als Folge der Erlösung durch den Himmel nach Durham gebracht wurde, wo er jetzt ruht [621].

Bei dem imaginären Überfall zur Füllung der Phantomzeit sollen nach Simeon die Mönche und Klosterschüler von Lindisfarne, die den Händen der Feinde entkommen können, den Körper des heiligen Cuthbert begleiten. Aber durch die erfundene Verwüstung ihrer Kirchen und Klöster und die unglücklichen Umstände verfallen sie den Verlockungen des Lebens, zeugen Söhne und Töchter, werden zu Sklaven ihres Körpers und verlieren ihre Gottesverehrung und Disziplin.

Simeons hypothetischer Bericht über den angeblichen Verfall des Christentums in Nordhumbrien im phantomzeitlichen 8./9. Jh. ist anachronistisch und frei aus der Luft gegriffen, obwohl er sich ähnlich liest wie die Beschreibung von Bischof William Stubbs aus dem 19. Jh. über die realen Verhältnisse ab dem späten 7./10. Jh. in den sächsischen Königreichen im Süden Englands. Das gilt etwa für die Zerstörung der Stadt Ipswich durch die heidnischen Dänen und die Schlacht von Maldon in Essex 694/991, die durch ein Gedicht und Chronikberichte des 12. Jh. der Nachphantomzeit bezeugt sind.

Im christlichen Nordhumbrien, in der Nachbarschaft der wehrhaften und befreundeten Iren und Schotten, gibt es keine Dänenüberfälle und demzufolge

auch keine zerstörten oder verwüsteten Städte, Klöster und Skriptorien. Das geht auch im weiteren Verlauf aus Simeons Chronik hervor, die sich damit selbst widerspricht. Die Kirchen, Klöster und Skriptorien in Nordhumbrien sind bei der normannischen Eroberung intakt und voll funktionsfähig, haben aber – mit Ausnahme der Kirche und dem Kloster des heiligen Cuthbert in Durham, wo schon seit mindestens 995 die konventionelle Zeit gilt – noch keine Phantomzeit hinter sich, sondern datieren noch in das Jahr 766 nach der Fleischwerdung des Herrn.

Die schlagkräftigsten Beweise für diese Verhältnisse in Nordhumbrien sind der Chronist Beda, seine *Historia Ecclesiastica Gentis Anglorum* sowie die Fortsetzungen zu Bedas Chronik bis 766 durch Alkuin von York und Simeon von Durham. Nach der Überlieferung und der bis heute gültigen Lehrmeinung wird Beda um 675 geboren und stirbt in seinem 59. Lebensjahr am 25. Mai 735. Beda kann aber nicht in einer Zeit leben, schreiben und sterben, die überhaupt nicht existiert hat. Seine Lebenszeit muss gemäß der Phantomzeitthese um 297 Jahre nach vorn in die Realzeit verschoben werden. Das Gleiche gilt für die Personen und Ereignisse, die Beda kontinuierlich und durchgehend, unter Missachtung der Phantomzeit, in die leere Zeit von 614 bis 732 setzt. Die Beda zustehende Phantomzeit von 297 leeren Jahren erhält er nach seinem Tod 734/35 durch die Überführung seiner Gebeine nach Durham, wo er wegen der dort gültigen Nachphantomzeit 1031||32 bestattet wird.

Bedas Kirchengeschichte wird von Alkuin in dem Gedicht über die Könige, Bischöfe und Heiligen von York und von Simeon in der *Continuatio Bedae* von 734 bis 766 weiter geführt. Auch diese Ergänzungen sind anachronistisch und müssen 297 Jahre nach vorn in die Jahre 1034 bis 1066 gesetzt werden. Weder Beda noch Alkuin erwähnen den Bischofssitz, die Kirche oder das Kloster in Durham.

Für das Königreich Nordhumbrien wird es erst nach der normannischen Eroberung kritisch, weil sich die Bewohner hartnäckig weigern, sich von dem englischen König, Herzog William von der Normandie, vereinnahmen und sich die Nachphantomzeit aufoktroyieren zu lassen.

Die Apologie des Simeon von Durham

Dass Simeon die *Geschichte der Kirche von Durham* nicht aus eigenem Antrieb oder einer inneren Notwendigkeit heraus verfasst, sondern nur notgedrungen in das an ihn herangetragene Anliegen einwilligt, zeigt seine Entschuldigung oder Rechtfertigung, die er zwischen das Vorwort und die 69 Kapitel seiner Abhandlung über die *Geschichte der Kirche von Durham* einfügt. Er schreibt:

„Als ich durch ihre Autorität von meinen Älteren aufgefordert wurde, den Ursprung dieser Kirche (gemeint ist die Kirche von Durham) zu erzählen,

dachte ich zuerst, ich sollte wegen fehlender Kenntnisse und Erfahrungen ablehnen, dem Befehl zu gehorchen; aber andererseits vertraute ich lieber dem Gehorsam zu meinen Vorgesetzten, als meinen eigenen Talenten und erledigte die Aufgabe so gut ich dazu in der Lage war. Dazu habe ich alles gesammelt und in die richtige Reihenfolge gebracht, was ich verstreut in den Memoranda fand“ [624 ff.].

Daraus ist eindeutig zu ersehen, dass dem Mönch und Vorsänger Simeon von Durham nichts anderes übrig bleibt, als die Anweisung seiner klerikalischen Vorgesetzten auszuführen, um die Phantomzeit zu verschweigen, zu verschleiern, zu vertuschen und zu überbrücken, was die Geistlichkeit für unabdingbar hält. Wäre Simeon zu dem Kompromiss nicht bereit gewesen, dann hätte man ihm, trotz seiner schönen Stimme, den Stuhl vor die Tür gesetzt oder es wäre noch etwas Schlimmeres passiert!

Simeon ist kein Einzelfall, sondern bestätigt die Regel. Auch Beda muss nach meinen Recherchen seine *Historia Ecclesiastica Gentis Anglorum* unter dem Zwang der Kirchenvertreter des Erzbistums von Canterbury erstellen und noch in die alte Inkarnationszeit datieren, um die Phantomzeit zu verschweigen [Laszlo, 1/2010].

Beda bezeichnet den Erzbischof von Canterbury Albinus als „Urheber, Gewährsmann und Helfer“ der Kirchengeschichte und schreibt weiter: „Überhaupt wurde ich vor allem durch die Aufforderung dieses Albinus veranlasst, es zu wagen, dieses Werk in Angriff zu nehmen“. Bedas Entschuldigung und Rechtfertigung [ebd. 140-142] klingt ähnlich wie die *Apologie* bei Simeon.

Im Gegensatz zu Beda unternimmt Simeon die ihm übertragene Aufgabe, indem er Reales und Fiktives miteinander vermischt und die eingeschobene Leerzeit mit erfundenen Personen und mehr oder weniger glaubhaften Geschichten füllt, wie aus den 69 Kapiteln seiner *Geschichte der Kirche von Durham* hervorgeht. Dabei schreckt er auch nicht vor der ausgiebigen Verwendung der Chronik des westsächsischen Chronisten Florence von Worcester zurück, der seinerseits eine fast vollständige Abschrift des Fälschers Aethelweard über die fiktive Dynastie des Königs Alfred von Wessex anbietet [Laszlo 2/2009, 428-451].

Die erfundenen Bischöfe von Durham

In seiner *Apologie* berichtet Simeon weiter, dass er es für zweckmäßig hält, eine Liste mit den Namen aller Bischöfe dieser Kirche (Durham) zu erstellen vom ersten Gründer bis zu demjenigen, der den Sitz gegenwärtig inne hat. Pro forma ermahnt er die kommenden Schreiber, dafür Sorge zu tragen und es nicht zu versäumen, die Namen derjenigen Bischöfe anzufügen, die noch kommen werden.

Insgesamt führt Simeon ein Gerüst von 31 Bischofsnamen ohne weitere Daten an, die er als Bischöfe von Lindisfarne *und* Durham ausgibt, also für beide Klöster gleichzeitig. Das ist eine von Simeons Spitzfindigkeiten, die gewöhnungs- und erklärungsbedürftig sind. Er ist offenbar so naiv, zu denken oder zu hoffen, dass der Leser die Anomalie gar nicht realisiert oder hinterfragt, lässt sich jedoch ein Hintertürchen offen. Denn er merkt an, dass diejenigen Personen, denen seine Worte nicht zusagen, aber talentierter sind als er selbst, leicht Mittel finden können, das besser zu machen und zur Vollendung zu bringen, was er versucht hat.

Seine Liste beginnt mit den ersten irischen Bischöfen Aidan, Finan und Colman sowie dem von einem irischen Lehrer erzogenen Tuda, der aber schon in seinem ersten Amtsjahr von einer Seuche dahin gerafft wird. Beda führt diese vier Bischöfe in der Zeit 635–664, *allerdings nur für Lindisfarne*.

Gleiches gilt für die bei Simeon folgenden angelsächsischen Bischöfe Eata, Cuthbert und Eadbert, die alle ihre klerikale Ausbildung in der Tradition der irischen Kirche erhalten und bei Beda für 664–698 genannt werden, *allerdings ebenfalls nur für Lindisfarne*.

Konsequenterweise müssen diese sieben Bischöfe, wie alles, was Beda für die Zeit nach 614 schreibt, um 297 Jahre über die Phantomzeit hinaus nach vorn in die Realzeit von 932 bis 995 gesetzt werden, denn man kann gemäß einem germanischen Sprichwort nicht „blasen und das Mehl im Mund behalten oder von einer Tochter zwei Eidame (Schwiegersöhne) bekommen“. Genau das aber versucht Simeon, indem er die bei Beda als Bischöfe von Lindisfarne dokumentierten Männer als Bischöfe von Durham ausgibt.

Um die Phantomzeit zu überbrücken, listet Simeon anschließend, ohne Daten zu nennen, hintereinander achtzehn fiktive angelsächsische Bischofsnamen und zahllose Mönchsamen auf, deren Träger in den 297 Phantomzeitjahren Gott in der Nähe des heiligen Cuthbert gedient haben sollen, also seit der Exhumierung der unverwesten Gebeine Cuthberts in Lindisfarne 698 in der Vorphantomzeit bis zu der Beisetzung seines Schreins in Durham 995 in der Nachphantomzeit.

Wer bei diesen Ausführungen seinen gesunden Menschenverstand einschaltet, der muss sofort den Widerspruch in Simeons Bericht klar erkennen. Wenn das Kloster in Durham kontinuierlich mit zahlreichen Mönchen und achtzehn Bischöfen (mit einer durchschnittlichen Amtszeit von sechzehneinhalb Jahren) besetzt gewesen wäre, wenn sie Gott in der Nähe des heiligen Cuthbert gedient hätten – wozu dann noch eine fiktive Wanderung der Mönche von Lindisfarne mit dem Schrein des heiligen Cuthbert kreuz und quer durch Nordhumbrien erfinden? Wie hätten die Mönche und Bischöfe von Durham Gott in der Nähe des heiligen Cuthbert dienen können, wenn dieser gar nicht da war?

Nach den besagten achtzehn fiktiven Bischöfen nennt Simeon übergangslos und ohne Kommentar Bischof Aldhun, den die Mönche von Lindisfarne bei ihrer Ankunft mit dem Schrein des heiligen Cuthbert in Durham 995 antreffen (oder mitbringen).

Aldhuns realzeitliche Nachfolger sind Eadmund, Eadred, Egelric und Egelwin. Letzterer bekleidet das Amt des Bischofs in Durham von 1056 über die normannische Eroberung hinweg bis 1071/72. Simeons Liste schließt ab mit den drei normannischen Bischöfen nach der Eroberung: Walcher (1072–1080), William (1081–1096) und Ralph (1099–1128). Während der Amtszeit von Bischof Ralph erstellt Simeon zwischen 1104 und 1108 diese Chronik über die *Geschichte der Kirche von Durham*.

Mit dieser strategischen Meisterleistung hat Simeon die Phantomzeit in die reale Zeit eingebettet und kann rückwirkend die 69 Kapitel seiner Abhandlung mit Legenden und mehr oder weniger glaubhaften Erzählungen ausfüllen, darunter mit vielen Begebenheiten, die bis heute noch nicht als Fiktion erkannt sind, sondern als gängige Lehrmeinung gelten.

Im Schlusswort seiner *Apologie* oder *Rechtfertigung* ersucht der Chronist Simeon den Leser, zu unserem Herrn Jesus Christus zu beten und zwar für beide, für diejenigen, die befohlen haben, das Werk zu unternehmen und für diejenigen, die es in Befolgung des Gehorsams ausgeführt haben. Der Leser solle nicht vergessen, Gottes Gnade für alle Personen zu erbitten, die er hier geschrieben sieht, sowohl für die Lebenden, dass sie in ihrem Glauben gestärkt werden, als auch für die Toten, dass sie nach Erlass ihrer Sünden die Güte des Herrn im ewigen Leben erfahren.

Wie vorstehend bereits ausgeführt, verstößt Simeon mit diesem Kalkül nicht gegen die Regeln der christlichen Ethik. Für einen Christen gibt es keine Verpflichtung, wahrheitsgemäß zu berichten, wenn er damit sich selbst oder seiner Kirche einen Schaden zufügen würde. Durch die Anerkennung und Preisgabe der eingeschobenen Phantomzeit hätte sich die Anzahl der Jahre nach der Geburt Jesu Christi um die Phantomzeitjahre vermehrt, was die Kirche auf jeden Fall verhindern will.

Simeon muss sich daran halten und in seiner Geschichte der Kirche in Durham weiterhin die Formel „im Jahre des Herrn“ verwenden, um die alte Inkarnationszeit über die Phantomzeit hinweg mit der Nachphantomzeit, die ich als „neue Inkarnationszeit“ bezeichne, zu verbinden, so als hätte es keinen Einschub einer Leerzeit von 297 (beziehungsweise 300) Jahren gegeben.

Nordhumbrien nach der normannischen Eroberung

Die Schwierigkeiten, die sich für König William von der Normandie ergeben, um auch Nordhumbrien unter seine Kontrolle zu bekommen und seinem

Königreich von England einzugliedern, schildert Simeon im 50. Kapitel auf den Seiten 685 f. der rund dreieinhalb Jahrzehnte nach der normannischen Eroberung verfassten *Geschichte der Kirche von Durham* wie folgt:

„Nachdem William sich das Königreich der Engländer verschafft hatte, kämpfte er lange mit den rebellischen Nordhumbriern, über die er einen gewissen Robert mit Nachnamen Cumin im dritten Jahr seiner Herrschaft einsetzte. Als die Nordhumbrier von der Ankunft dieses Mannes hörten, verließen alle ihre Häuser und bereiteten die unmittelbare Flucht vor. Aber ein plötzlicher Schneesturm und hinzu kommender Frost mit einer extremen Kälte hinderte sie, ihr Vorhaben zu realisieren. Deshalb fassten sie alle den einmütigen Entschluss, entweder den Grafen zu ermorden oder gemeinsam zu sterben.“

Dieses von Simeon geschilderte Ereignis muss der Realität entsprechen, denn nach rund fünfunddreißig Jahren gibt es noch Zeitzeugen, die es bestätigen können. Simeon erzählt sodann ausführlich, wie diese Geschichte weitergeht: Bei der Ankunft von Cumin unterrichtet der noch im Amt befindliche angelsächsische Bischof Egelwin von Durham (1056–1071) den Grafen Robert Cumin über den Mordplan der Nordhumbrier und empfiehlt ihm umzukehren, was Cumin indes ablehnt, weil er, wie Simeon behauptet, seine Gefolgsleute, die schon viele renitente Nordhumbrier getötet haben, aus seiner eigenen Tasche für die Lizenz zum Verwüsten und Morden bezahlt.

Simeon berichtet weiter, dass sich Robert Cumin mit seinen 700 Leuten in Durham verschanzt und die Einwohner wie Feinde behandelt. Sehr früh am nächsten Morgen versammeln sich die Nordhumbrier vor den Stadttoren, stürmen die Stadt und erschlagen alle Gefährten des Grafen Cumin, deren sie habhaft werden können. So groß ist die Menge der Erschlagenen, dass jede Straße mit Blut bedeckt und mit toten Körpern gefüllt ist.

Die Überlebenden des Gemetzels verteidigen die Tür des Hauses, in dem sich der Graf aufhält, gegen die in die Stadt eingedrungenen nordhumbrischen Angreifer, die versuchen das Haus anzuzünden. Als die aufwärts sprühenden Funken den in der Nähe stehenden Westturm bedrohen, flehen die Leute von Durham den heiligen Cuthbert an, seine Kirche vor dem Brand zu bewahren. Sofort erhebt sich ein Ostwind, der die Flammen von der Kirche zurücktreibt und sie vollkommen vor der Gefahr bewahrt. Das Haus wird allerdings ein Raub des Feuers und die Menschen darin verbrennen oder werden abgeschlachtet, sobald sie aus der Tür heraus kommen. So kommt der Graf zu Tode mit all seinen Männern, außer einem einzigen, der verwundet entkommt und die Kunde nach London bringt.

Über das Vorkommnis ist König William sehr erzürnt und entsendet sofort einen General mit einer Armee dorthin, um für den Tod des Grafen Robert Cumin Rache zu nehmen, schreibt Simeon von Durham. Aber als die

Krieger Allerton erreichen und am nächsten Morgen nach Durham marschieren wollen, erhebt sich ein so starker Nebel, dass man die Hand vor den Augen kaum erkennen kann und weder Weg noch Steg findet. Während die Soldaten höchst erstaunt über dieses Ereignis sind und noch beraten, was als nächstes zu tun sei, erzählt einer von ihnen, dass die Leute von Durham einen eigenen Heiligen in ihren Mauern haben, der sie immer gegen ihre Widersacher schützt, denen also niemand zu irgendeiner Zeit etwas Böses antun könne, ohne die Rache auf sich zu ziehen. Als die anderen das hören, kehren sie alle sofort zurück, jeder in seine Heimat, und Simeon erklärt spitzfindig:

„Die Leute, zu deren Vernichtung die Armee ausgeschildet wurde, wussten nichts von ihren Feinden, ehe die Feinde sich zurückgezogen hatten. Und so konnte es geschehen (mit Gottes Gnade durch St. Cuthbert), dass sie von dem Rückzug ihrer Feinde hörten, bevor ihnen ihr Anmarsch bekannt war“ [686].

Der normannische König William von England lässt nicht locker, die widerpenstigen Nordhumbrier an die Kandare zu legen, zieht aber zuerst, noch im gleichen Jahr 1069, mit einer Armee nach York und verwüstet die umliegenden Distrikte, wie Simeon weiter im 50. Kapitel schreibt.

In York hat König William ein leichtes Spiel. Erzbischof Egbert von York stirbt nach den Überlieferungen von Alkuin und Simeon bekanntlich 766, wenige Tage vor der normannischen Eroberung von 1066 und wird zusammen mit seinem früher gestorbenen königlichen Bruder Eadberht bestattet. Die für die Taufe Edwins und seines Gefolges 627 errichtete kleine Holzkirche ist mittlerweile zerfallen und der von König Edwin um diesen Notbehelf herum geplante Bau einer neuen Kirche wird durch den unerwarteten Tod des Königs anno 633 und die Rückkehr von Paulinus mit der Königswitwe und den Königskindern nach Kent nicht ausgeführt.

Mit der Verwüstung der umliegenden Distrikte von York verschafft sich der englische König William erst einmal Respekt und startet 1070 mit der Einsetzung des Erzbischofs Thomas von Bayeux und dem Bau des Yorker Münsters einen Neubeginn.

Der ängstliche, kirchentreue Alkuin, sozusagen der letzte Mönch in York, darf bekanntlich nach dem auf der Synode von Brentford bei London 705||1002 gefassten Beschluss [Laszlo 2/2011] nicht in die Nachphantomzeit gesetzt werden, damit die Phantomzeit nicht offenkundig wird, sondern muss in der alten Inkarnationszeit bleiben, in die er um 735 hineingeboren wird. Alkuin von York emigriert unter mysteriösen Umständen auf das Festland und stirbt nach gängiger Lehrmeinung im Phantomjahr 804 in Tours.

In Durham ist seit 1056 über die normannische Eroberung hinweg der angelsächsische Egelwin Bischof. Er wird beschuldigt, Eigentum der Kirche unrechtmäßig an sich gebracht zu haben, was er bestreitet. Aber angeblich

gleitet ihm angeblich beim Händewaschen ein goldenes Armband vor den Augen aller vom Arm, was als ein Beweis für seine Schuld gilt. Egelwin wird verurteilt und in London eingekerkert, tritt vor Trauer und Herzeleid in einen Hungerstreik und stirbt. Damit macht er den Weg frei für Bischof Walcher von Lüttich, den König William 1072, sechs Jahre nach der Eroberung, zum ersten normannischen Bischof von Durham einsetzt. Er stammte aus dem Gefolge des Eroberers.

Für William und seine Berater erscheint es als das Beste, was sie in dieser Situation machen können, weil im Kloster zu Durham in Nordhumbrien schon die Nachphantomzeit eingeführt ist, während in Bedas Kloster in Jarrow und dem Zwillingskloster Wearmouth noch in die alte Inkarnationszeit datiert und eifrig Bedas Kirchengeschichte kopiert wird, was nicht nur durch die noch aus dem 8. Jh. erhaltenen Exemplare, sondern auch durch einen Brief von 746 belegt ist, in dem der Missionar Winfrid Bonifatius bei Abt Hwaetberht von Jarrow Kopien von Bedas Werken anfordert.

Ein angeblicher Brief von Abt Cuthbert

Simeon überliefert im fünfzehnten Kapitel [646] seiner *Geschichte der Kirche von Durham* einen Brief, in dem Abt Cuthbert von Jarrow (nicht zu verwechseln mit dem heiligen Cuthbert von Durham) seinem ehemaligen Studienkollegen Cuthwine angeblich Einzelheiten über Bedas Tod am 29. Mai 735 mitteilt. In dem besagten Brief wird jedoch verschwiegen beziehungsweise muss verschwiegen werden, dass Beda unmittelbar nach seinem Tod zur Bestattung nach Durham überführt und dort beigesetzt wird.

Der in das Jahr 772 datierte Brief von Abt Cuthbert an den sonst nicht bekannten Cuthwine gilt bis heute als ein authentisches Zeitdokument, ist aber meines Erachtens eine Fälschung Simeons, die noch nicht als solche erkannt ist. Zum einen wird kein Grund für den Anlass dieses Briefes genannt, zudem ist es kaum vorstellbar, dass sich Cuthbert, ehemaliger Schüler Bedas und letzter Abt von Wearmouth und Jarrow vor der Übersiedlung nach Durham, noch 37 Jahre nach Bedas Tod an so viele Einzelheiten über das Sterben Bedas erinnert, aber kein Sterbenswörtchen über eine Beisetzung Bedas verliert.

Der angeblich von Cuthbert geschriebene Brief unterscheidet sich stilistisch nicht von der Darstellungs- und Ausdrucksweise Simeons in den anderen Kapiteln seiner Chronik, was meinen Verdacht erhärtet, dass Simeon selbst den Brief verfasst hat, um die Phantomzeit zu vertuschen.

Der Brief legt Bedas Tod in das Jahr 735, während die erste Rezension der *Historia Ecclesiastica Gentis Anglorum* mit den letzten Eintragungen für 734, von der noch Exemplare erhalten sind, auf ein Jahr früher hindeutet. Mit

dem Jahr 734 harmoniert auch die Bestattung von Bedas Leichnam in Durham nach einer Phantomzeit von 297 Jahren, 1031, und so auch mit der Inschrift, die in der Neuzeit über dem Grabmal Bedas in Durham angebracht wird.

Walcher von Lüttich wird Bischof von Durham

Wie vorstehend erwähnt, ernennt der englische König William im Jahr 1072, sechs Jahre nach der normannischen Eroberung, Lordbischof Walcher von Lüttich zum ersten normannischen Bischof von Durham. Mit der Einsetzung von Walcher ergeben sich in Durham vorher nicht überblickbare oder zu erwartende Schwierigkeiten, wie Simeon berichtet:

„Erst als König William der Ältere den Besitz des Königreichs von England errang und die Religion in Kirchen und Klöstern wieder aufzuleben begann, wurde einer der Kleriker von Lüttich namens Walcher auf den Bischofssitz von Durham erhoben, ein Mann von edler Geburt und noch edler durch seine Klugheit und Ehrenhaftigkeit. *Als Bischof Walcher bemerkt, dass seine Kirche von Männern besetzt ist, die »weder Mönche noch Geistliche seines eigenen Ordens« sind, ist er darüber höchst bekümmert, besonders um so mehr, als er entdeckt, dass sie sich weigern, eine strengere Lebensweise und die Gewohnheiten der römischen Kleriker anzunehmen*“ [Vorwort, 622; Hvhg. RL].

Walchers Erkenntnis, dass die Mönche von Durham „weder Mönche noch Geistliche seines eigenen Ordens“ sind, besagt eindeutig, dass die Klostergemeinschaft der Mönche von Durham nicht der römischen Kirche angehört. Die Leute, die Lordbischof Walcher in dem fremden Kloster in einem fremden Land antrifft, singen in der Religion zwar noch die Psalmen nach der Regel des heiligen Benedikt zu den vorgeschriebenen Stunden und halten damit an der von ihren Vätern überlieferten Tradition des Urmönchtums fest, wie Simeon ausdrücklich betont. Sie haben aber den auf der Synode von Whitby verordneten Übergang zur römischen Kirche nicht befolgt und weigern sich weiterhin standhaft, die „strengere Lebensweise und die Gewohnheiten des römischen Klerus anzunehmen“. **Das ist eine Sensation!**

Durch die Lektüre der *Historia Ecclesiastica* und der *Vita Cuthberti* des Chronisten Beda erfährt Walcher, dass das Christentum in Nordhumbrien unter König Oswald durch den irischen Bischof Aidan eingeführt wurde, und erkennt, dass die Leute in Durham noch in der Tradition der irischen Kirche leben. Seine Bemühungen, die Klosterinsassen von Durham zur Annahme des römischen Ritus zu bewegen, wie es der Redekunst Wilfrids 664 auf der Synode von Whitby gegenüber den Teilnehmern der irischen Kirche gelingt [Beda III/25, 284], schlagen fehl und führen zu Walchers grausamer Ermordung, ausgeführt von den eigenen Leuten des Bischofs, wie Simeon mitteilt.

Es zeugt von einer großen Durchsetzungskraft, dass es der von Bischof Aidan 635||932 gegründeten Kongregation der irischen Kirche in Nordhumbrien und deren Nachfolgern gelingt, den Beschluss der Synode von Whitby zu umgehen. Er stellte den irischen Christen 664 das Ultimatum, entweder zum römischen Ritus der Kirche zu konvertieren oder nach Irland zurückzukehren. Sie hält die Tradition der irischen Kirche in Nordhumbrien nach der Synode von Whitby noch länger als ein Jahrhundert (bis zur normannischen Eroberung 766||1066) aufrecht, was bis heute nicht bekannt ist und bisher von niemandem in Simeons Schrift über die Geschichte der Kirche von Durham entdeckt worden ist!

Um kein Missverständnis aufkommen zu lassen und eventuelle Unklarheiten zu beseitigen, darf ich noch einmal die aus Simeons Geschichte der Kirche von Durham gewonnenen Erkenntnisse zusammenfassend wiederholen: Simeon schreibt, dass Walcher, der erste normannische Bischof von Durham, nach der Lektüre von Bedas Chroniken erkennt, dass die Mönche des von ihm übernommenen Klosters in Durham nicht der römischen, sondern noch der zuerst in 635 in Nordhumbrien unter König Oswald von dem irischen Bischof Aidan eingeführten Kongregation der irischen Kirche angehören.

Simeon bezeichnet die römische und die irische Kirche als Orden. Dieser Begriff kann sich nicht auf die mittelalterlichen Mönchsorden beziehen, wie die Franziskaner, Dominikaner, Jesuiten und so weiter, da diese alle erst um das Jahr 1200 und später gegründet oder bestätigt werden. Eine Ausnahme bildet der im 6. Jh. gegründete Ordo Sancti Benedicti, der Benediktinerorden, der gleichermaßen für die irische und die römische Kirche gilt, was Simeon ausdrücklich bestätigt. Er teilt mit, dass die Mönche von Durham

„in der Religion noch zu den vorgeschriebenen Stunden die Psalmen nach der Regel des heiligen Benedikt singen und damit an der von ihren Vätern überlieferten Tradition des Urmönchtums festhalten“.

Die in Durham überlebende irische Kirche

Immerhin kehrt Colman, der letzte irische Abt von Lindisfarne und selbst Teilnehmer an der Synode von Whitby, mit seinen irischen Mönchen und den angelsächsischen, die ihm folgen wollen, sofort nach der besagten Synode von 664||961 heim nach Irland, um sich mit seinen Glaubensbrüdern zu beraten, was zu machen sei.

Auch alle anderen irischen Missionare und Klostergemeinschaften, die nicht zur römischen Kirche konvertieren wollen, verlassen bis zum Beginn des 8. Jh. Nordhumbrien und kehren nach Irland zurück, wie Beda in seiner *Historia Ecclesiastica* ausdrücklich mitteilt.

Nach der freiwilligen Rückwanderung der Klostergemeinschaft unter Abt Colman nach Irland 664||961, bleiben einige angelsächsische Mönche in Lin-

disfarne zurück. Eata wird Abt und beruft Cuthbert zu sich als Prior, der die in Lindisfarne verbliebenen Klosterinsassen kraft seines Amtes und seiner Lebensführung von der irischen auf die römische Tradition umerziehen soll. Nach Eatas Tod wird Cuthbert Bischof von Lindisfarne, stirbt 687 und wird in Lindisfarne begraben.

Nur elf Jahre nach Cuthberts Tod, 698, exhumieren ihn seine Mönche, finden seinen Körper unverwest, kleiden ihn neu ein und betten ihn um in den vorbereiteten neuen Schrein. Sie warten nur noch ab, bis Cuthberts Nachfolger Bischof Eadberht, der einzige namentlich bekannte Mensch der Klostergemeinschaft von Lindisfarne, nach langem Siechtum im gleichen Jahr an Altersschwäche stirbt, um mit den Gebeinen des verehrten Cuthbert auf geradem Weg in die Nachphantomzeit nach Durham umzuziehen, wo der Sarkophag des heiligen Cuthbert folgerichtig nach 297 imaginären Phantomjahren 995 beigesetzt wird [Laszlo 1/2010].

Es bleibt die Frage: Wie kann sich der Ritus der irischen Kirche solange bei den Mönchen von Durham halten? Darauf gibt es eine einfache Antwort: Nach der Abreise von Abt Colman mit seinem Gefolge nach Irland, 664, hat der von Abt Eata als Prior nach Lindisfarne berufene Cuthbert in seinem Bemühen, die verbliebenen Mönche aus der irischen Tradition zur Konversion zur römischen Kirche zu führen, keinen durchschlagenden Erfolg.

Vielleicht wollte und sollte Cuthbert das auch gar nicht, sondern seine Berufung von Eata zu diesem Zweck war nur eine Schutzbehauptung gegenüber dem Erzbistum Canterbury, dem das Kloster in Lindisfarne in jener Zeit unterstellt war. Denn der um 634 geborene Cuthbert erhält seine erste christliche Erziehung in dem von irischen Mönchen gegründeten Kloster in Melrose unter dem besagten Abt Eata. Somit entstammen Abt und Prior, die nach der demonstrativen Rückkehr des irischen Abts Colman nach Irland, auf Anordnung von Canterbury die in Lindisfarne verbliebenen Mönche zur römischen Kirche bekehren sollen, der irischen Tradition und bildeten schon im Kloster in Melrose eine 'Seilschaft', als Eata dort Abt war.

Mit dem von langer Hand vorbereiteten Entschluss der Mönche, das altersschwache Kloster in Lindisfarne 698||995 aufzugeben und mit dem Schrein des heiligen Cuthbert nach Durham zu ziehen, gelingt es der Klostergemeinschaft, sich aus der Abhängigkeit des Erzbistums in Canterbury und damit auch aus dem Einflussbereich der römischen Kirche zu lösen und gleichzeitig zwei angestrebte Ziele zu erreichen: Sie können nicht nur die 635||932 unter König Oswald von Bischof Aidan gegründete Kongregation der irischen Kirche unbemerkt und unbeachtet von ihrer Umwelt bis zur normannischen Eroberung im Verborgenen bewahren und pflegen, sondern sie müssen auch die sich inzwischen überall bemerkbar machenden, eingeschobenen 297 leeren Jahre nicht mehr länger verschweigen und vertuschen, sondern

können sich offen dazu bekennen weil in Durham die Phantomzeit schon eingeführt ist, oder sogar von ihnen mitgebracht wird.

Wie gelangt die Nachphantomzeit nach Durham?

Es bleibt die Frage, wann und wie die Phantomzeit nach Durham gelangt. Sind es die Mönche von Lindisfarne, die mit der sorgfältig vorbereiteten Umsiedlung nach Durham nicht nur den Schrein mit dem exhumierten, neu eingekleideten Cuthbert und die Tradition der irischen Kirche, sondern auch die Nachphantomzeit mitbringen?

Wenn dies der Fall ist, geht vielleicht der Plan der Mönche von Lindisfarne, alles gründlich vorzubereiten und zu gegebener Zeit den Schritt nach Durham in die Nachphantomzeit zu wagen, auf einen Ratschlag des Erzbischofs Wilfried von Nordhumbrien zurück, der während der Krankheit Cuthberts 686 ein Jahr lang das Kloster und den Bischofssitz in Lindisfarne verwaltet und der von der Phantomzeit und ihrer Einführung in Wessex 642||939 spätestens seit der Synode von Whitby im Jahr 664/961 Kenntnis hat.

Wilfried von Nordhumbrien (634–705) wird etwa im gleichen Jahr wie Cuthbert geboren und erhält seine klerikale Ausbildung ebenfalls bei irischen Geistlichen. Laut Beda [III/25, 284] lernt Wilfried aber schon auf einer frühen Romreise, *die er der kirchlichen Lehre wegen unternimmt*, anlässlich eines längeren Aufenthaltes bei Graf Dalfinus in Lyon, von dem er auch den Kranz der kirchlichen Tonsur erhält, das römische Christentum kennen, das er für das bessere hält.

Nach Bischof Aidans Tod übernimmt der von den Iren geweihte und gesandte Finan (651–661) die Bischofswürde in Lindisfarne. Laut Beda bricht um diese Zeit in Nordhumbrien ein oft wiederkehrender, großer Streit über die Feier des Osterfestes aus. Die aus Kent oder von den Galliern Gekommenen erklären, dass die Iren den Ostersonntag entgegen dem Brauch der weltweiten Kirche feiern. Als Beispiele für die zum rechtgläubigen Termin Feiernenden nennt er Ronan als eifrigen Verfechter des wahren Osterfestes, der zwar nach Herkunft Ire, aber in Gebieten Galliens und Italiens in der Regel kirchlicher Wahrheit erzogen worden war, sowie den einstigen Diakon Jakob des ehrwürdigen Erzbischofs Paulinus und alle diejenigen, die Jakob auf den besseren Weg hatte bringen können.

Auch die Königsfamilie kennt zwei verschiedene Ostertermine: König Oswiu von Nordhumbrien und Bretwalda (641–670), der sich mit seinem Sohn Alhfrith die von König Oswald übernommene Herrschaft in den beiden Landesteilen Deira und Bernicia teilt, wurde von den Iren erzogen, getauft und ist mit der irischen Sprache bestens vertraut. Er sagt nichts anderes, als was die Iren ihn gelehrt haben, berichtet Beda. Dagegen feiert Königin Ean-

flaed mit ihrem Umfeld das Osterfest gemäß dem römischen Ritus, da sie einen Priester dieser Observanz aus Kent namens Romanus bei sich hat.

König Oswius Sohn Alhfrith beruft den in Lyon zum römischen Geistlichen konvertierten Wilfried als Lehrer für den christlichen Unterricht an seinen Hof und überträgt ihm das Kloster Ripon mit 40 Hiden Land. Diesen Besitz hatte er ursprünglich den Vertretern der irischen Kirche geschenkt, die aber bald darauf – vor die Wahl gestellt nach dem römischen oder dem irischen Ritus zu leben – lieber den Ort verlassen, als ihre Gewohnheit ändern wollten.

Das ist die Situation in Nordhumbrien, als der *westsächsische* Bischof Agilbert mit seinem Priester Agatho in der zweiten Hälfte des 7. || 10. Jh. in das Königreich Nordhumbrien kommt, wo schon unter König Oswald (633–641) im Jahr 635 || 932 das irische Christentum eingeführt, ein Bischofsitz für Aidan in Lindisfarne errichtet sowie Klöster und Klosterschulen für die Ausbildung des klerikalen Nachwuchses gegründet wurden. Dazu schreibt Beda in seiner *Historia Ecclesiastica* [III/25, 284]:

„In dieser Zeit war Agilbert, der Bischof der Westsachsen, ein Freund von König Alhfrith und Abt Wilfried, in das Land der Nordhumbrier gekommen und hielt sich ziemlich lange bei Ihnen auf. Auf Bitten Alhfriths weihte er auch Wilfried in seinem erwähnten Kloster zum Priester; er hatte auch einen Priester namens Agatho bei sich.“

Offensichtlich begibt sich der westsächsische Bischof Agilbert bei seiner Ankunft in Nordhumbrien zuerst an den Hof von König Alhfrith von Deira, trifft dort auch Wilfried, den Abt von Ripon, und schließt mit den beiden Freundschaft.

Beda sagt nichts darüber, von wem die westsächsischen Geistlichen zu einem längeren Aufenthalt nach Nordhumbrien geschickt wurden, aber mit der weiteren Entwicklung wird evident, dass Bischof Agilbert von Wessex den Auftrag hat, in Nordhumbrien flächendeckend das römische Christentum einzuführen.

Zu diesem Grund beruft Agilbert eine Synode in das von den Iren 657 gegründete Kloster Streanaesheal bei Whitby, auf der laut Beda „über die aufgeworfene Streitfrage des Osterfestes, über die Tonsur und *andere kirchliche Angelegenheiten* abgestimmt werden soll“ [Hvhg. RL].

Beda berichtet über die irischen und römischen Teilnehmer an der Kirchenversammlung und ihre ausgiebigen Diskussionen über den Termin des Osterfestes. Bischof Agilbert, der Wilfried vorher zum römischen Priester geweiht und sich so einen kompetenten Mitstreiter verschafft hat, bezeichnet Wilfried als seinen Schüler, der für ihn sprechen soll. Dank dessen Redekunst endet die Synode mit dem Beschluss, dass Ostern künftig zu dem Termin der römischen Kirche gefeiert wird und alle irischen Klostersgemeinschaften, Leh-

rer und Missionare, die diesen Beschluss nicht anerkennen und ausführen, nach Irland zurückkehren müssen.

Abschließend schreibt Beda: „Nachdem der Streit über den Termin des Osterfestes beigelegt und die Versammlung aufgelöst worden war, kehrte Bischof Agilbert nach Hause zurück“. Später begibt sich Agilbert wieder nach Gallien, wird ab 666 Bischof von Paris und stirbt um das Jahr 680.

Es ist nicht überliefert, was sich hinter den auf der Tagesordnung der Synode von Whitby stehenden „anderen kirchlichen Angelegenheiten“ verbirgt und wie darüber entschieden wird. Meines Erachtens kann es sich dabei nur um die 24 Jahre vorher mit dem Thronwechsel zwischen Cynegisl und Edmund 642||939 in Wessex eingeschobenen 297 Phantomzeitjahre handeln, über die Bischof Agilbert den auf der Synode versammelten Teilnehmern berichtet, deren Anerkennung in Nordhumbrien er aber leider nicht durchsetzen kann.

Nach der Synode von Whitby versucht Wilfried die eingeschobene Phantomzeit auch in Nordhumbrien zu legalisieren, um sie nicht länger verschweigen zu müssen. Aber im Gegensatz zu den Mönchen von Lindisfarne gelingt dem Einzelkämpfer Wilfried nicht die angestrebte Trennung von dem Erzbistum in Canterbury, sondern er wird bei seinen Bestrebungen, sich dem Trend der Zeit anzupassen, mehrfach aus seinem Amt entlassen. Wilfried unternimmt insgesamt drei Reisen nach Rom, die letzte im Alter von 70 Jahren 705, im gleichen Jahr, in dem auch die Synode in Brentfort bei London stattfindet. Bei seinen Vorsprachen beim Papst wird er jedes Mal rehabilitiert und unter der Verpflichtung, über die Phantomzeit zu schweigen, an einer anderen Wirkungsstätte in England wieder eingesetzt. So hat Wilfried nacheinander das Bischofsamt in York (678–691), in Leicester in Mittelanglien (692–705) und in Hexham (705–709) inne, missioniert auch die Südsachsen und wird sogar vor seiner zweiten Romreise durch einen ungünstigen Wind für ein Jahr zu den Friesen verschlagen, wo er eine lebensbedrohliche Krankheit auskuriert.

Auch die Kirche von York erhebt im 7.||10. Jh. den Anspruch, sich auf kirchlichem Gebiet vom Erzbistum in Canterbury unabhängig zu machen, worüber Simeon von Durham berichtet. Aber weder die Bemühungen Wilfrieds noch die der Kirche von York erfüllen sich oder führen zum Erfolg, so dass alles beim Alten bleibt, die Chronisten in England weiterhin unter dem Zwang der Zensur von Canterbury stehen und nichts über die Änderung in der Zeitrechnung schreiben dürfen. Das geht so lange, bis sich das Wissen über die Phantomzeit im Sande verläuft und keiner mehr etwas darüber weiß oder auch nur etwas davon ahnt, wie ich in einem vorhergehenden Aufsatz geschrieben habe [1/2010, 149 f.].

Entweder bringen die Mönche aus Lindisfarne bei ihrer Umsiedlung mit dem heiligen Cuthbert auch die Nachphantomzeit mit nach Durham oder es besteht dort schon ein Kloster, das bereits in die Nachphantomzeit datiert. Bei ihm muss es sich jedoch um eine kleine Niederlassung handeln, wie aus einer Episode hervorgeht, die Simeon von Durham in das Vorwort seiner *Geschichte der Kirche von Durham* einbettet.

Die Wandermönche aus südlichen Gefilden

Simeon von Durham erzählt ganz unerwartet und ohne ersichtlichen Zusammenhang in seinem Vorwort, dass eines Tages einige edel gesinnte Mönche, die den südlichen Teilen Englands angehörten und von Gott ermahnt wurden, auf eine Pilgerreise nach Nordhumbrien zu gehen, in Durham ankommen. Sie bitten Bischof Walcher flehentlich um Aufnahme in seinem Bistum und um die Zuweisung von Plätzen, an denen sie Gleichgesinnte um sich scharen dürfen, um mit ihnen in der Nähe des heiligen Cuthbert zu leben. Obwohl sich der Bischof darüber freut, die Ankömmlinge herzlich begrüßt und sich einen Impuls für Durham erhofft, kann er die Zuwanderer nicht aufnehmen. Da seinem Kloster entsprechende Räumlichkeiten fehlen, muss er sie in das benachbarte Kloster nach Wearmouth und Jarrow schicken, bis die Gebäude, die neben der Kirchenmauer errichtet werden sollen, fertig gebaut sind, was Zeit und Überlegung erfordert. Trotz seiner Gebete zu Gott, um Gewährung ständiger Hilfe und Verhütung von Unheil, erlebt Walcher die Fertigstellung dieser von ihm geplanten Wohnstätten nicht mehr, sondern er wird von Leuten aus seinen eigenen Reihen grausam ermordet.

Wenn die Mönche von Lindisfarne bei ihrer Ankunft in Durham die Nachphantomzeit dort schon vorfinden, bietet sich, entsprechend dem Aufenthalt von Bischof Agilbert und Agatho in Nordhumbrien, eine Überbringung der Nachphantomzeit zu dem Grab des heiligen Cuthbert nach Durham geradezu an. Sie geschieht durch Wandermönche aus südlichen Gefilden in der friedlichen Zeit unter König Edgar von Wessex dem „Friedfertigen“, der bekanntlich der erste westsächsische König ist, der keine Wurzeln mehr in der Phantomzeit hat.

Simeon kann diese Episode aus der Zeit vor 995 nirgends anders unterbringen und verlegt sie anachronistisch in das Episkopat von Lordbischof Walcher.

Derartige Zeitsprünge des Simeon von Durham sind bekannt. Ich darf an seine Mitteilung über den Tod des Bonifatius in der *Continuatio Bedae* erinnern. Mit dem Jahr 754 lässt Simeon Bonifatius noch in der Phantomzeit sterben, wie von der Kirche vorgeschrieben, nennt aber als Nachfolger im fränki-

schen Erzbischofsamt Heriger, der gemeinhin als Erzbischof von Mainz ab 913 (Ende der Phantomzeit) bekannt ist. Mit dieser Taktik überspringt Simeon die restlichen 159 Jahre der Phantomzeit nach dem Tod des Bonifatius und keiner merkt es oder rechnet es nach.

Die Umsiedlung der Mönche von Jarrow nach Durham

Ein Jahr nach dem von Leuten aus seiner eigenen Diözese Durham ausgeführten Mord an Bischof Walcher wird 1081, fünfzehn Jahre nach der normannischen Eroberung, Lord William von St. Calais als der zweite normannische Bischof in Durham eingesetzt, und das Spiel wiederholt sich. Auch William ist besorgt und fassungslos über die Zustände und Gegebenheiten, die er im Kloster in Durham vorfindet, aber er geht den Versuch, die Mönche von der Tradition der irischen Kirche zu trennen, in der sie in Ehren alt geworden sind, diplomatischer an.

Zwar informiert auch er sich durch das Lesen der alten Schriften über die Geschichte der Mönche, aber er sammelt die verstreuten Belege im Kloster und bringt die Angelegenheit vor König William. Dieser unterbricht in Anbetracht des Umstandes, dass Durham den namhaften heiligen Cuthbert aufweisen kann, den Bischof schon nach seinen ersten Worten und schickt ihn mit einer Delegation nach Rom zu Papst Gregor VII., der einen weisen Beschluss fasst.

Der Papst verfügt, dass die Mönche, die der Bischof in den beiden Nachbarklöstern Wearmouth and Jarrow vorgefunden hat, nach Durham verlegt und mit den Mönchen dort neben dem Körper des heiligen Cuthbert vereint werden sollen, mit dem Argument (oder der Ausrede), das Bistum in Durham sei für drei Klöster (Wearmouth, Jarrow und Durham) ohnehin zu klein.

Das Arrangement wird durch die apostolische Autorität bestätigt und vom Papst den Erzbischöfen, Bischöfen und dem König bekannt gegeben, der hocheifrig in Gegenwart der Edlen des Reiches Bischof William anweist, mit sofortiger Wirkung die Sache durchzuführen. So geschieht es. Der Bischof versammelt die Mönche von Jarrow und Wearmouth, deren Anzahl sich inzwischen beträchtlich vergrößert hat, überführt sie nach Durham und vereint sie untrennbar mit dem seit 995 dort ruhenden Körper des gesegneten Cuthbert, damit sie ihre Lebensweise und Konversation an den von ihren Vätern übernommenen Glauben heften. Simeon schließt sein Vorwort zu der *Geschichte der Kirche von Durham* mit dem zweideutigen Satz ab: „So wird mit Gottes Hilfe keine neue Ordnung etabliert, sondern die alte wieder hergestellt“ [623 ff.].

Das bedeutet im Klartext: Die gesamte Klostergemeinschaft des Zwilingsklosters von Wearmouth und Jarrow wird nach Durham transferiert und

ist damit in der Nachphantomzeit angekommen. Die Umsiedler von Jarrow nehmen das Heft in die Hand und verbinden die wenigen noch in Durham verbliebenen Mönche, die ihrerseits den Bischofssitz und das Grab des heiligen Cuthbert in die Gemeinschaft einbringen, mit der römischen Kirche. Aus gutem Grund erwähnt Simeon nicht, dass auch er selbst zu den Übersiedlern von Jarrow gehört und somit ein Zeitenspringer ist, der vor der Phantomzeit in Jarrow erzogen wird und mit seinem Umzug nach Durham in die Nachphantomzeit springt.

Die Charter des Grafen Waltheof von Nordhumbrien

Eine *Charter des Grafen Waltheof von Northumberland* für die Kirche von Tynemouth wird in der Schatzkammer der Abtei in Durham aufbewahrt und ist als Anlage in der *History of the Church of Durham* veröffentlicht. In dieser Urkunde schildert Graf Waltheof die Bedingungen für seine Schenkung der Kirche von Tynemouth mit allen Besitztümern an die Mönche von Wearmouth und Jarrow, unter der Bedingung, dass die Klostergemeinschaft ihr Zwillingskloster aufgibt und mit Sack und Pack nach Durham übersiedelt:

„In Anwesenheit von Lord Walcher, dem Bischof, und der gesamten heiligen Synode des Bistums von Durham, angeregt durch häufige Ermahnungen des besagten Bischofs und entflammt von der Treue zum christlichen Glauben, gewähre und bestätige ich, Waltheof, Graf von Northumberland, mit dieser Charter dem Prior Aldwin und den mit ihm im Dienst Gottes in Jarrow vereinten Brüdern, die von allen Lokalitäten gesammelt werden, um sowohl gegenwärtig als auch zukünftig ein reguläres Leben als bekennende Christen unter dem Schutz Gottes und des gesegneten Cuthbert an diesem Platz in Durham zu führen, als immerwährenden Besitz und freien Gebrauch die Kirche von St. Maria in Tynemouth mit dem Körper des heiligen Königs und Märtyrers Oswin, der in dieser Kirche ruht, einschließlich aller Plätze, Ländereien oder sonstigen, wie auch immer gearbeteten, Gegenstände. Und zusammen mit der vorgenannten Schenkung gebe ich den Jugendlichen namens Morekar in das Kloster, dass er im Dienst Gottes gemäß der monastischen Disziplin unterrichtet wird“ [777].

Die Charter des Grafen Waltheof berichtet weiter, dass nicht nur die bisherigen Besitztümer und Realrechte, sondern auch alle zukünftigen Spenden an Gott, die heilige Maria und den heiligen Oswin, dem ruhmreichen Bekenner Cuthbert – dem die Brüder in Durham dienen – zufallen sollen und bestätigt das mit dem Zeichen des Kreuzes im Namen der heiligen Dreifaltigkeit.

Es folgt die übliche Floskel: Wer auch immer diese Kirche oder irgendetwas von ihrem Eigentum, Gott, dem heiligen Cuthbert oder den Mönchen, die zu diesem Zeitpunkt noch in Jarrow wohnen, aber demnächst in Durham emp-

fangen und dem heiligen Cuthbert und seiner Kirche dienen werden, in der Folgezeit abspricht, wegnimmt oder vermindert, soll mit der Autorität von Lordbischof Walcher, der gesamten Synode der Kirche von Durham und allen Christen zu ewigem Anathema verdammt werden und der ständigen Bestrafung durch den Teufel im ewigen Feuer anheim fallen. Nach einem dreifachen „Amen“ folgen 22 mit dem Kreuzzeichen versehene Unterschriften von geistlichen und weltlichen Würdenträgern, angeführt von den Grafen von Nordhumbrien, Waltheof und Aldred, ferner dem Bruder und dem Vater des Morekar namens Uthred und Liulf, sowie dem Dekan Leobwin von Durham und Gilebert, dem Neffen des Bischofs.

Aus dieser Urkunde geht hervor, dass die Übersiedlung der Mönche von Wearmouth und Jarrow nach Durham noch von Bischof Walcher vorbereitet wird. Was Graf Waltheof von Nordhumbrien als *häufige Ermahnungen und Treue zum christlichen Glauben* beschreibt, besagt nichts anderes, als dass Walcher ihn aufgrund seiner lordbischöflichen Autorität zu dieser Übereignung der Kirche von Tynemouth an die Mönche von Jarrow und Wearmouth gedrängt hat, um diese Institutionen gemeinsam nach Durham in die Nachphantomzeit zu überführen.

Mit einer ähnlich rigorosen Methode versucht Bischof Walcher, den von ihm in Durham vorgefundenen Mönchen die Tradition der irischen Kirche, in der sie in Ehren alt geworden sind, auszutreiben, was 1080, vierzehn Jahre nach der normannischen Eroberung, zu seiner grausamen Ermordung führt, so dass er die Fertigstellung der von ihm geplanten Unterkünfte für die aufzunehmenden Mönche aus Wearmouth und Jarrow nicht mehr erlebt.

Bestätigung des Bischofs William von Durham

Nach der Ermordung von Lordbischof Walcher wird 1081 William, ein ebenfalls vom Festland importierter Adliger und zudem ein Namensvetter des Königs, als zweiter normannischer Bischof von Durham eingesetzt. Mit Hilfe eines Dekrets des Papstes gelingt es Bischof William, den bereits von Walcher geplanten und eingeleiteten Transfer der Mönche von Wearmouth und Jarrow nach Durham durchzuführen.

Am 27. April 1085 erfolgt die Aufgabe des Zwillingsklosters Wearmouth und Jarrow, und die dort ansässigen sowie aus den Lokalitäten der Umgebung zusammengezogenen Mönche, die inzwischen eine stark vergrößerte Klostergemeinschaft bilden, ziehen mit ihrem mobilen Besitz nach Durham, wie von mir oben berichtet. Über diese Begebenheit existiert eine Bestätigung von Bischof William an die Mönche von Wearmouth und Jarrow, eingeleitet mit der üblichen Formel: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes, Amen“ und folgendem Text:

„Ich, William, durch Gottes Gnade Bischof von Durham, gewähre in Gegenwart der heiligen Synode und bestätige durch meine bischöfliche Autorität und mit dem vorliegenden Schreiben, dem Prior Aldhun und seinen Nachfolgern sowie allen Mönchen, die hiernach dem heiligen Cuthbert in dieser Kirche in Durham dienen werden, zu immerwährendem Eigentum die Kirche von Tynemouth mit all ihren Besitztümern zu Lande, zu Wasser oder in jeder anderen, wie auch immer gearteten Beschaffenheit zusammen mit ihrem Verwandten, dem jugendlichen Morekar, die Waltheof, der Graf von Nordhumbrien, kürzlich diesen Mönchen übereignete, als diese noch in Jarrow residierten.

Diese Schenkung hatte unser Vorgänger, Bischof Walcher, auf die Bitte des besagten Grafen, der neben ihm in der Synode saß, was auch die heilige Synode weiß und bezeugt, gewährt und mit seiner kanonischen Autorität bestätigt und der Nachfolger von Waltheof, Graf Albri, erneuert und gewährt diese Schenkung zum zweiten Mal in meiner Gegenwart und vor vielen Zeugen den gleichen Mönchen, die nach Durham überführt wurden, durch die Autorität unseres Herrn, des Papstes.

Wer auch immer daher, von dieser Zeit an, den Mönchen, die dem heiligen Cuthbert dienen, die Kirche wegnehmen werden oder irgendetwas von den Besitztümern, soll durch meine bischöfliche Autorität und damit auch von der ganzen Synode zu ewiger Verdammnis verurteilt sein und dem Teufel im ewigen Feuer verfallen. Amen. Amen. Und damit diese meine Bestätigung auch für immer in Kraft bleibt und Bestand hat, drücke ich meinem gegenwärtigen Schreiben mit meiner eigenen Hand das Zeichen des heiligen Kreuzes auf und bestätige es“ [Illustration A, 779 f.].

Nach der Unterschrift des Bischofs mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes folgen weitere neun entsprechende Signierungen von Priestern und maßgeblichen Machthabern aus der Umgegend. Es folgt der Zusatz:

„Dieses Bestätigungsschreiben wurde ausgestellt im eintausendfünfundachtzigsten Jahr der Fleischwerdung unseres Herrn am fünften der Kalenden des Mai, das ist der zweite Tag der Woche“.

Nach einer Anmerkung des Übersetzers Stevenson handelt es sich bei dieser Zeitangabe um einen Irrtum, da der fünfte der Kalenden des Mai, also der 27. April im Jahr 1085, nach der Berechnung Stevensons, der Sonntag nach Ostern war. Vielleicht führt die offensichtlich falsche Angabe des Wochentags zur Verifikation der Phantomzeit.

Trotz der vielen Worte, Unterzeichnungen, Beteuerungen und Beglaubigungen sind diese Bestätigungen, wie alles auf dieser Welt, nicht für die Ewigkeit geschaffen. Obwohl die ehemals in Jarrow und nunmehr in Durham residierenden Mönche die Schenkungen gut behandeln und sogar das lädierte Dach der Kirche von Tynemouth reparieren, wird schon eine Generation spä-

ter von den Mönchen von St. Albans der Besitz samt der Kirche von Tynemouth den Mönchen von Durham gewaltsam entrissen und nichts wird darüber verlautet, ob die Räuber bei dem Teufel im ewigen Feuer schmoren. Auch über das Schicksal des Jugendlichen Morekar wird nichts mehr bekannt.

Der Chronist Simeon von Durham

Simeon von Durham ist ein Zeitenspringer und – neben Beda und Alkuin – der dritte nordhumbrische Chronist, der in der so genannten Phantomzeit geboren wird. Über Beda habe ich oben geschrieben:

„Nach der Überlieferung und der bis heute gültigen Lehrmeinung wird Beda um 675 geboren und stirbt in seinem 59. Lebensjahr am 25. Mai 735. Er kann aber nicht in einer Zeit leben, schreiben und sterben, die überhaupt nicht existiert hat. Seine Lebenszeit muss gemäß der Phantomzeitthese um 297 Jahre nach vorn, in die Realzeit verschoben werden. Das Gleiche gilt für die Ereignisse und Personen, die Beda nach dem Einschub der 297 leeren Jahre in 614, unter Missachtung der Phantomzeit, ab 615 durchgehend weiter dokumentiert, und die demzufolge ebenfalls in die reale Nachphantomzeit ab 912 gehören.“ (S. 149)

Die *Historia Ecclesiastica* wird nach Bedas Tod von Alkuin in dem Gedicht über die *Könige, Bischöfe und Heiligen von York*, von Simeon von Durham in der *Continuatio Bedae* bis 766 weiter geführt. Auch diese Ergänzungen sind anachronistisch und müssen 297 Jahre nach vorn in die Jahre bis 1066 gesetzt werden.

Über Simeon ist wohlweislich nichts Zuverlässiges überliefert. Nach meinen Recherchen wird er ungefähr 25 Jahre nach Bedas Tod und damit kurz vor der normannischen Eroberung, die in Nordhumbrien bekanntlich 766 anzusetzen ist, geboren. Simeon erhält seine erste Ausbildung in Bedas Kloster in Jarrow. Bei der Aufgabe des Zwillingsklosters Wearmouth und Jarrow siedelt er als junger Mönch mit seiner Klostersgemeinschaft nach Durham über und gelangt so in das Jahr 1085 der Nachphantomzeit.

Simeon schreibt seine Kirchengeschichte von Durham von 1104 bis 1108 und seine weitere Chronik über die englischen und dänischen Könige um 1129. Die Chroniken tragen die lateinischen Titel: *Libellus de Exordio atque Procurso istius, hoc est Dunelmensis Ecclesie* und *Historia Regum Anglorum et Dacorum*.

Der Mönch und Vorsänger Simeon von Durham wird auf Betreiben seiner kirchlichen Vorgesetzten zum Chronisten, um die Phantomzeit zu füllen und damit zu vertuschen. Er versteht es gekonnt, Reales mit Fiktivem zu vermischen, so dass heute noch vieles als herrschende Lehre gilt, das der Phantasie Simeons entspringen ist.

Es ist das besondere Verdienst Simeons, in seiner *Geschichte der Kirche von Durham* aufzudecken, dass die Mönche des Klosters in Durham bis zur normannischen Eroberung noch in der Tradition der irischen Kirche leben, was der Religionswissenschaft bisher nicht bekannt war und gleichzeitig einen unwiderlegbaren Beweis für die Phantomzeit darstellt, denn ohne eine Phantomzeit hätte sich die 635 in Nordhumbrien gegründete Kongregation der irischen Kirche nach dem ultimativen Beschluss auf der Synode von Whitby in 664 nicht noch vier Jahrhunderte im Verborgenen unentdeckt erhalten können.

Simeons Geschichte über die englischen und dänischen Könige, die *Historia Regum Anglorum et Dacorum*, muss noch bearbeitet werden. Dabei wird erneut viel Erstaunliches ans Licht kommen.

Wann findet die so genannte Phantomzeit allgemeine Anerkennung?

Obwohl sich die Hinweise auf eine eingeschobene Phantomzeit von 297 (300) Jahren während der zweiten Hälfte des ersten Millenniums, nicht zuletzt dank der Beiträge der Autoren des interdisziplinären Bulletins *Zeitensprünge*, häufen, wird das Problem von maßgeblichen Wissenschafts- und Kirchenvertretern unserer heutigen aufgeklärten Zeit kaum diskutiert, von einer Anerkennung ganz zu schweigen, was mir unverständlich ist.

Die aus der Auswertung von Simeons Kirchengeschichte von Durham gewonnene Erkenntnis, dass die 635||932 unter König Oswald von Nordhumbrien durch Bischof Aidan gegründete Kongregation der irischen Kirche trotz des Ultimatum auf der Synode von Whitby, 664||961 von den Mönchen in Lindisfarne weiter geführt wird und sich dort auch nach ihrer Umsiedlung nach Durham noch einundsiebzig Jahre lang bis zur normannischen Eroberung erhalten kann, halte ich für einen besonders gravierenden Hinweis.

Dieser sensationelle Sachverhalt war bisher nicht bekannt. Er ist nicht nur für die Religionswissenschaft von großer Bedeutung, sondern gleichzeitig auch ein unwiderlegbarer Beweis für eine Phantomzeit. Denn ohne eine Phantomzeit hätte sich die irische Kirche nach der ultimativen Trennung von der römischen Kirche in 664, auf keinen Fall über vierhundert Jahre im Geheimen in Nordhumbrien weiterhin erhalten können. Das muss schlichtweg als unmöglich erachtet werden. Das dürfte auch dem größten Zweifler an der Phantomzeit einleuchten.

Mit der Koordination der zahlreichen Hinweise auf die eingeschobene Leerzeit von 297 (in Nordhumbrien 300) Jahren in der zweiten Hälfte des ersten Millenniums rückt der unumstößliche Beweis für die Phantomzeit näher, die sich meines Erachtens sowieso im Zeitalter der elektronischen Medien nicht mehr lange verheimlichen lässt.

Der von Simeon von Durham in seiner Chronik besonders hervorgehobene ständige Verbleib der nordhumbrischen Klostergebäude und Kirchen im Besitz der monastischen Gemeinschaften von Lindisfarne und Durham ist eine Selbstverständlichkeit und ebenfalls eine Bestätigung der Phantomzeit, weil die Mönche ununterbrochen und kontinuierlich bis zur normannischen Eroberung in den beiden Klöstern leben, zuerst in Lindisfarne bis zum Jahr 698 in der Vorphantomzeit und nach ihrem Umzug nach Durham ab 995 in der dort eingeführten Nachphantomzeit.

Literaturverzeichnis

- Beda Venerabilis: *Historia Ecclesiastica Gentis Anglorum* (Beda der Ehrwürdige: Kirchengeschichte des englischen Volkes; siehe Spitzbart
- Illig, Heribert (3/2011): Reichskirche, Konstantin und Theodosius. Gedanken zu einer Konstantin-Biographie; *Zeitensprünge* 23 (3) 611-617
- Laszlo, Renate (2/2011): Warum muss Alkuin in der Phantomzeit sterben? *Zeitensprünge* 23 (2) 309-338
- (1/2010): Der ehrwürdige Beda und der heilige Cuthbert; *Zeitensprünge* 2010 (1) 137-163
 - (2/2009): Der englische Chronist Æthelweard. Neues über die Phantomzeit; *Zeitensprünge* 21 (2) 428-457
 - (2/2008): Dunstan, erster Abt der englischen Nation. Über das Alter der Kirche von Glastonbury; *Zeitensprünge* 20 (2) 424-446
 - (1/2008): In England gehen die Uhren anders (Teil 2); *Zeitensprünge* 20 (1) 163-192
 - (3/2007): In England gehen die Uhren anders. Die normannische Eroberung Englands – zeitverschoben; *Zeitensprünge* 19 (3) 687-716
- Selden, John / Twysden, Roger (Hg. 1652): *Historiae anglicanae scriptores X*; London
- Simeon von Durham (2000): *Libellus de Exordio atque Procursu istius, hoc est Dunelmensis Ecclesie, (Geschichte der Kirche von Durham)*; Oxford
- (um 1129): *Historia Regum Anglorum et Dacorum*, (Geschichte der englischen und dänischen Könige); siehe Stevenson
- Spitzbart, Günter (Übersetzer 1997): *Die Kirchengeschichte des englischen Volkes*, Darmstadt
- Stevenson, Joseph (Übersetzer 1855): *Simeon of Durham, A History of the Church of Durham, in the Series: Church Historians of England*, London

Renate Laszlo M.A., 56462 Höhn, PF 1

*

Der Herausgeber verweist zu Alkuin et al. auf seinen Artikel „Erfundenes England. Zwischen Rekonstruktionskritik und Neuansatz“ [2/2011, 339-354] und bleibt bei der Gründung des Benediktinerordens im frühen 10. Jh.

Ein neu entdecktes Rätsel des Exeterbuches

Renate Laszlo

Ein bisher noch nicht als ein literarisches Rätsel erkanntes Gedicht ist in der in Exeter aufbewahrten Sammelhandschrift aus altenglischer Zeit überliefert. Es beginnt auf Blatt 115 mit der dritten Zeile der Vorderseite und endet auf der Rückseite mit Zeile 17. Die lyrische Dichtung umfasst 34 Manuskriptzeilen, die sich in 53 alliterierende Langzeilen auflösen lassen.

Zur enigmatischen Verschlüsselung verwendet der Rätselautor in dem Rätsel vorwiegend Wörter, die eine Bedeutungsvielfalt aufweisen, ferner Komposita, also Wortzusammensetzungen aus gebräuchlichen Einzelwörtern sowie Wortneubildungen, die sonst in der altenglischen Literatur nicht vorkommen.

Der Rätseltext hat in den vergangenen zwei Jahrhunderten von zahlreichen Interpreten vielfältige Gliederungen erfahren. Das ist ein Beweis dafür, dass er nicht nur inhaltlich, sondern auch vom Aufbau her äußerst kompliziert und schwierig ist. Nach der Auffindung des altenglischen Manuskripts durch Humphrey Wanley, 1705, erfolgt die erste Bearbeitung dieser Dichtung 1826 durch W. D. Conybeare in den *Illustrations of Anglo-Saxon Poetry*.

Obwohl das Gedicht alle Merkmale eines altgermanischen Rätsels aufweist und mitten in der hundertteiligen Rätselsammlung steht, wird es von Conybeare nicht als ein Rätsel erkannt, sondern fälschlich unter dem unzutreffenden Titel „The Exile's Complaint“ (Die Klage des Verbannten) den Elegien zugeordnet. Sharon Turner übernimmt diese Darstellung 1836 in seiner *History of the Anglo-Saxons*.

Der erste Herausgeber und Übersetzer des altenglischen Manuskripts Benjamin Thorpe identifiziert zwar die weiblichen grammatischen Formen des Rätselgegenstandes, erkennt aber nicht das Genre der Dichtung, sondern geht davon aus, dass sich eine in die Verbannung getriebene Frau ihre Enttäuschung von der Seele redet und nennt das Rätsel 1842 fälschlicherweise „The Wife's Lament“ (Die Klage der Frau). Die zahlreichen nachfolgenden Bearbeiter schließen sich Thorpe widerspruchlos an. Erst in meiner Interpretation wird das Gedicht der Kategorie der Rätsel zugeführt und richtig gelöst.

Nur durch eine genaue Analyse des Textes ist die Identifizierung des personifizierten Rätselgegenstandes möglich, den der Rätselautor mit humanen Gefühlen ausstattet und dem er menschliche Worte in den Mund legt, um eine ihr trauriges Schicksal beklagende Frau vorzutäuschen. Auf diese Finte sind die bisherigen Bearbeiter alle hereingefallen und haben die Dichtung als eine Elegie betrachtet. Tatsächlich aber handelt es sich um ein hochinteressantes,

wenn auch kompliziertes, naturwissenschaftliches Rätsel, das, wie auch das an elfter Stelle des Exeterbuches tradierte Rätsel über die Köcherfliege, seiner Zeit um fast ein Jahrtausend voraus ist.

Wie in den angelsächsischen Rätseln üblich, ist auch dieses im Exeterbuch neu entdeckte Rätsel in ein einleitendes und ein abschließendes Rahmenelement sowie ein dreiteiliges Kernelement gegliedert und, wie in etwa der Hälfte der überlieferten Rätsel, erzählt der personifizierte Rätselgegenstand selbst seine Geschichte, so dass die Dichtung mit dem persönlichen Fürwort der ersten Person Einzahl „ic“ beginnt.

Darüber hinaus weist das neue Rätsel augenfällige Analogien in der Art der Verrätselung, im Thema, und sogar in der Wortwahl mit dem an der ersten Stelle des Exeterbuches überlieferten Rätsel über den Hund und die Wölfin auf, beispielsweise verwendet der Autor in beiden Gedichten das im Altenglischen für „Lied oder Rätsel in Stabreimdichtung“ stehende sächliche Substantiv *giedd*, alternativ einmal in der Einleitung und einmal im Schluss. Vor allem aber spiegelt der Rätselautor zur Verschlüsselung in beiden Gedichten fälschlich vor, es handele sich um eine Elegie, in der eine Frau ihr Leid klagt.

Die fünf ersten Zeilen stellen formell das einleitende Rahmenelement dar, in dem das Thema des Gedichts vorgestellt und auf seine Problematik hingewiesen wird, ohne dass konkrete Aussagen gemacht werden. Die personifizierte Sprecherin beklagt ihre Trauer über die neue und alte (stets wiederkehrende) Verfolgung, die sie zeitlebens ertragen muss und die ihr jetzt am größten dünkt, sagt aber nicht, um was es sich dabei handelt, sondern macht den Leser oder Zuhörer nur neugierig, um sein Interesse zu wecken. Der Text und die Übersetzung der Einleitung lauten:

1. Ic this giedd wrece bi me ful geomorre
2. minre sylfre sith ic that secgan mæg
3. hwæt ic yrmtha gebad siththan ic up weox
4. niwes oththe ealdes no ma thon nu
5. a ic wite wonn minra wræc sitha

Ich singe dieses Rätsellied über mich sehr Traurige
meinen eigenen Lebenslauf, ich möchte sagen,
was ich an Elend erfuhr, seit ich aufwuchs,
an neuem und an altem, niemals mehr als jetzt.

Immer ertrug ich das Unglück meiner Verfolgung.

Im nächsten Absatz beginnt das dreigliedrige Kernelement mit der Darlegung der vielen Schicksalsschläge, von denen die Sprecherin heimgesucht wird, wie aus den Zeilen 6 - 14 ersichtlich ist.

6. Ærest min hlaford gewat heonan of leodum
7. ofer ytha gelac hæfde ic uht ceare

8. hwær min leod fruma londes wære
9. tha ic me feran gewat folgath secan
10. wine meas wræca for mine wea thearfe.
11. Ongunnan thæt thæs monnes magas hycgan
12. thurh dyrne gethoht thæt hy to dælden unc
13. thæt wit gewidost in woruld rice
14. lifdon lath licost and mec longade

Zuerst begab sich mein Brotwart hinweg aus dem Land über der Wellen Spiel. Ich hatte Morgenkummer, wo mein Fürst des Landes wäre und machte mich auf den Weg zu einem Dienst als freundloser Flüchtling wegen meiner Bedürftigkeit. Es begannen jenes Mannes Angehörige zu denken mit heimtückischem Sinn, dass Sie uns beide trennten, dass wir beide sehr weit entfernt im Weltreich in großem Leid lebten, und ich hatte Sehnsucht.

Die erste Silbe des altenglischen Begriffs hlaforð wird etymologisch von hlaef für einen Laib Brot abgeleitet, die zweite Silbe ist die Vorgabe für neuenglisch Lord; hlaforð bedeutet also Herr und Ernährer und kann mit Brotwart übersetzt werden. Dieser Brotwart der Sprecherin begibt sich auf eine Seereise, die poetisch mit „über der Wellen Spiel“ ausgedrückt wird.

Die Rätselsprecherin charakterisiert sich selbst wegen ihrer leidvollen Bedürftigkeit als freundloser Flüchtling. Sie hat Kummer und Sorge am frühen Morgen (uht ceare) und macht sich notgedrungen, aber entschlossen auf den Weg zu ihrem Fürsten des Landes (leod fruma londes), um ihren Lebensunterhalt zu sichern. Aber sie kommt nicht zur Ruhe, denn sie muss Verfolgung und Verbannung durch die heimtückischen Angehörigen (magas) irgendeines Mannes befürchten.

Magas (Plural von mæg) ist ein altgermanisches Wort, das im Mittelalter als „Magen“ bekannt ist und mit einer Änderung des Vokals und einer gewissen Bedeutungsverschlechterung im Dialekt heute noch als „Mucke, Muckes“ oder auch „Meckes“ für Schwein oder als Schimpfwort gebraucht wird. Im Altenglischen steht das Wort magas für alle Mitglieder der Familie, die Haustiere eingeschlossen. Das geht auch ganz eindeutig aus dem ersten Rätsel hervor, in dem ein Jagdhund die Menschen seines Umfelds als „seine Leute“ bezeichnet.

Die Sprecherin führt das in der Einleitung geheimnisvoll angedeutete Elend, das sie ertragen muss, mit allgemein gehaltenen, immer noch dunklen Anspielungen weiter aus. Viele Fragen werden aufgeworfen, aber nicht beantwortet, zum Beispiel: Wer oder was ist der Brotwart der Sprecherin, der über der Wellen Spiel entschwindet, wer oder was ist ihr Fürst des Landes, zu dem

sie sich mit ihrem Kummer und ihrer Sorge am Morgen aufmacht und wer sind der erwähnte Mann und seine böswilligen Begleiter, die *magas* genannt werden und die mit hinterhältigem Sinn die Sprecherin von ihrem Fürsten des Landes trennen wollen, dass sie beide sehr weit voneinander entfernt im Weltreich in großem Leid leben müssen?

Trotz oder gerade wegen der vielen offenen Fragen hat der Rätselautor sein Ziel erreicht. Er hat alle Rater darauf eingestimmt, dass es sich bei dem Rätselgegenstand um eine Frau handelt, der von den Angehörigen (*magas*) eines Mannes großes Leid und Verfolgung droht. Der zweite Teil des Kernelements lautet im Original und in der Übersetzung:

15. Het mec hlaford min her heard niman
16. ahte ic me leofra lyt on thissum lond stede
17. holdra freonda forthon is min hyge geomor
18. tha ic me ful gemæcne monnan funde
19. heard sælign e hyge geomorne
20. mod mithendne morthor hycgende
21. blithe gebæro ful oft wit beotedan
22. thæt unc nege dælde nemne death ana
23. owiht elles eft is thæt onhworfen
24. is nu swa hit no wære
25. freond scipe uncer seal ic feor ge neah
26. mines fela leofan fahthu dreogan

Es gelobte mein Brotwart Herheard, mich einzunehmen.
Ich hatte wenig liebe Leute in dieser Landesstätte.
wenig vertraute Freunde, deshalb ist mein Gemüt traurig,
obwohl ich einen eng verbundenen Mann fand,
einen hartherzigen, innerlich unheilvollen,
der seine Absicht verhehlte und auf Mordwerk sann,
von Antlitz freundlich. Gar oft rühmten wir uns, dass uns
nichts voneinander trennen sollte, außer dem Tod allein.
Es ist nun, als sei die Freundschaft von uns beiden
niemals gewesen, Ich soll nun fern und nah,
die Fehde meines Vielgeliebten tragen.

Die Zeile 15 beginnt mit dem unscheinbaren Wörtchen *het*, der 3. Person Singular Präteritum zum Infinitiv *hatan*, mit den vielfältigen und abwechslungsreichen Bedeutungen „heißen, befehlen, anweisen, geloben, nennen, rufen, benennen, gerufen werden, genannt werden, versprechen“.

Der in Zeile 11 kurz erwähnte, bisher nicht identifizierte Mann wird von der Sprecherin als ihr Brotwart Herheard (*hlaforð min her heard*) vorgestellt.

Die erste Komponente *her* ist die Kurzform von altenglisch *here* „Heer, Herde, Schar, wüster Haufen“ und wird im militärischen Bereich bei den

Angelsachsen in Assoziation mit „Raub, Verwüstung, Verheerung“ nur für die dänischen Kriegsscharen verwendet, aber nie für die eigene Armee benutzt, die stets *fyrd* genannt wird.

Die Bedeutungsskala für die zweite Komponente *heard* reicht von „hart, tapfer, kriegstüchtig, kühn, stark“ über „streng, schwer zu ertragen, furchtbar, grausam“ bis zu „hartherzig, unbarmherzig“. Sie kann mit vielen namenbildenden Komponenten kombiniert werden, wie aus den Analogien, die sich als persönliche deutsche Vornamen erhalten haben, ersichtlich ist, beispielsweise Burghard, Eberhard, Eginhard, Erhard, Gebhard, Gerhard, Richard und so weiter.

Die Benennung *her heard* ist aber, analog dem Besitzwächter *ead wacer* im ersten Rätsel des Exeterbuches, kein *nomen proprium* (Eigennamen), sondern ein *appellativum*, ein sprechender Name, der auf die Funktion seines Trägers hinweist. In diesem neu entdeckten Rätsel ist *her heard* ein strenger Aufseher über einen wüsten Haufen. Zu dieser Interpretation passt auch das Verb *niman*, das im Altenglischen die Bedeutungen „empfangen, einnehmen, nehmen“ und, im Sinn von Gewaltanwendung, „wegnehmen, weggraffen, ergreifen, rauben“ hat.

Dieser *hartherzige*, innen unheilvolle, seine Absicht verbergende und auf Mord sinnende, von Antlitz freundliche *Herheard* verheißt oder verspricht, die Sprecherin mit Gewalt zu rauben, zu ergreifen oder sich einzuverleiben.

Die Genitivkonstruktionen *leofra lyt* und *holdra freonda* „wenige der Lieben und der holden Freunde“ sind eine Untertreibung oder *Litotes* und besagen, dass die Sprecherin „überhaupt keine Freunde“ in der Landesstätte hat, in der sie sich jetzt befindet. Das ist für sie sehr frustrierend und sie beklagt sich bitter darüber, obwohl sie in *her heard* den eng verbundenen Mann, der vollkommen zu ihr passt, gefunden hat, den sie trotz seines freundlichen Antlitzes als „unglücklich, innerlich unheilvoll, seine Gesinnung verhehlend und auf Mordwerk sinnend“ beschreibt.

Das Kompositum *lond stede* kommt nur an dieser Stelle in der altenglischen Literatur vor. Es ist der einzige Stabträger in der zweiten Hälfte von Zeile 16 und deshalb für die Alliteration erforderlich, seine Bedeutung ist nicht genau definiert, es kann praktisch alles bedeuten.

Die Sprecherin erzählt weiter, dass sie beide sich oft rühmten, dass nichts sie voneinander trennen könne, außer der Tod allein. Aber das ist nun plötzlich alles anders, es ist so, als hätte es eine Freundschaft zwischen ihr und *her heard* niemals gegeben.

Was sich verändert hat, erfahren wir im dritten und letzten Abschnitt des Kernelements, der lautet:

27. heht mec mon wunian on wudu bearwe

28. under ac treo in tham eorth scræfe

29. eald is thes eorth sele eal ic eom oflongath
30. sindon dena dimme duna up hea
31. bitre burg tunas brerum beweaxne
32. wic wynna leas - ful oft mec her wrathe begeat
33. from sith frean - frynd sind on eorthan
34. leofe lifgende leger weardiath
35. tho ic on uhtan ana gonge
36. under ac treo geond thas eord scrafu
37. thær ic sittan mot sumor langne dæg
38. thær ic wepan mæg mine wræc sithas
39. earfotha fela fothon ic æfre nemæg
40. thære modceare minregerstan / life begeat
41. ne ealles thæs longathes the mec on thissum

Der Mann (oder man) hieß mich wohnen im Waldeshain unter dem Eichenbaum in einer Erdhöhle.

Alt ist dieser Erdsaal, ich bin voller Sehnsucht.

Es sind dunkle Täler, aufragende Hügel,
bittere Burgumzäunungen mit Brombeerbüschen bewachsen,
ein Ort ohne Wonne. Sehr oft bedrückte mich hier
der Weggang meines Herrn. Freunde sind in der Erde
liebe lebende, die das Lager hüten,
wenn ich am Morgen allein unter dem Eichenbaum
durch diese Erdhöhle gehe.

Dort muss ich den sommerlangen Tag sitzen,
dort kann ich meine Verbannung beklagen,
die vielen Beschwerden, niemals vermag ich auszuruhen
von meinem Herzenskummer,
noch von allem Verlangen,
das mich in diesem Leben niederdrückt.

Das altenglische Wörtchen mon in der ersten Hälfte von Zeile 27 kann sowohl „der Mann“ als auch unpersönlich „man“ bedeuten, so dass entweder nur der vorher mit der Sprecherin eng verbundene her heard oder auch seine Angehörigen, die magas genannt werden, ihr gebieten, in einer Erdhöhle eorth scrafe oder einem Erdsaal eorth sele in einem Waldhain on wuda bearwe zu wohnen.

Der Verbannungsort wird mit under ac treo „unter einem Eichenbaum“ spezifiziert. Normalerweise wird im Altenglischen die Eiche nur als ac bezeichnet. Das Kompositum ac treo ist unüblich und kommt in der altenglischen Literatur sonst nicht vor. Obwohl eine Wiederholung in der angelsächsischen Dichtung stets zugunsten der Variation vermieden wird, verwendet

der Rätselautor den Begriff *ac treo* in diesem Text gleich zweimal, damit er auch beim Zuhörer ankommt und nicht verloren geht.

Der alte Erdsaal mit den dunklen Tälern, aufragenden Hügeln, bitteren Burgumzäunungen ist mit Brombeerbüschen bewachsen und aus menschlicher Sicht ein höchst ungemütlicher Ort ohne Wonne. Die Sprecherin ist voller Sehnsucht, denn sehr oft bedrückt sie hier der Weggang ihres Herrn. Da das altenglische Wort *leger* auch für Grab, Beerdigungsplatz, Kranken- oder Totenbett gebraucht wird, erwähnt die Sprecherin ausdrücklich, dass lebende liebe Freunde in der Erde lagern, wenn sie selbst am Morgen allein durch diese Erdhöhle geht und dort den sommerlangen Tag sitzen und fern und nah die Fehde ihres Vielgeliebten ertragen muss.

Damit liegt die Lösung des Rätsels klar auf der Hand, die durch das abschließende Rahmenelement in den Zeilen 42-53 untermauert wird:

42. a scyle geong mon wesan geomor mod
43. heard heortan gethoht swylce habban sceal
44. blithe gebæro eac thon breost ceare
45. sin sorgna gedreag sy at him sylfum gelang
46. eal his woruld wyn sy ful wide fah
47. feorres folc londes thæt min freond siteth
48. under stan hlithe storme behrimeth
49. wine werig mod wætre beflowen
50. on dreor sele dreogeth se min wine
51. micle mod ceare he ge mon to oft
52. wyn licran wic wa bith tham the sceal
53. of langothe leofes abidan.

Immer solle der junge Mann traurigen Sinnes sein,
hart des Herzens Gedanke, wie er haben solle
ein freundliches Wesen, aber auch Brustsorge.
Die Aufregung ständigen Kummers, aber auch alle
Freude der Welt sollen ihm zuteil werden, wenn
mein Freund friedlos sehr weit des fernen Volklandes
unter einer Steinklippe sitzt, vom Sturm bereift,
der im Gemüt deprimierte Freund, vom Wasser umflossen,
eine einsame Trauerhalle. Es erleidet mein Freund
großen Herzenskummer, er gedenkt zu oft des
angenehmeren Aufenthaltes. Wehe sei dem, der mit
Verlangen des Liebsten harren soll.

In den ersten drei Zeilen des abschließenden Rahmenelements (42-44) fasst die personifizierte Sprecherin noch einmal zusammen, wie sie im zweiten Teil des Kernelements *her heard* charakterisiert. Dabei wiederholt sie wörtlich die Halbzeile *blithe gebæro* „von Antlitz freundlich“ und äußert den Wunsch,

dass her heard so bleiben möge. Wenn auch in mörderischer Absicht, soll er sie sich doch immer mit einer freundlichen und zufriedenen Miene einverleiben, damit der Kreislauf erhalten bleibt.

In den Zeilen 47-51 spricht die Sprecherin unvermittelt auf ihren zuerst im Rätsel erwähnten Ernährer über, der mit seiner Reise über das Meer ihr Unglück initiiert hat und der alle Freuden dieser Welt genießt, dem aber die Aufregung ständiger Sorge nicht erspart bleibt, wenn er friedlos sehr weit entfernt, vom Sturm bereift und vom Wasser umflossen als eine einsame Trauerhalle mit großem Herzenskummer unter einer Steinklippe sitzt und des wohnvollereren Aufenthaltes in seinem Volkland folc lond gedenkt. Mit folc lond bezeichnen die Angelsachsen leihweise überlassene parzellierte Bodenflächen zur land- und forstwirtschaftlichen Nutzung, an denen kein Eigentum erworben wird und die deshalb nicht weiter veräußert werden dürfen.

Der vom Rätseldichter intendierte klagende Tenor durchzieht das Gedicht von der ersten bis zur letzten Zeile und schließt mit der Klage „Wehe sei dem, der mit Verlangen des Liebsten harren soll“.

Analog dem ersten Rätsel des Exeterbuches wird auch in diesem Text ein außergewöhnliches naturwissenschaftliches Phänomen dargestellt und zwar eine Lebensgemeinschaft zwischen zwei ungleichartigen Pflanzen, die in ihrer Versorgung mit Nährstoffen aufeinander angewiesen sind und einzeln nicht bestehen oder nicht gut gedeihen können. Zusätzlich sind Haustiere involviert.

Wenn man die biologischen Grundlagen dieser Symbiose kennt, ist das Rätsel leicht zu lösen. Dass Hunderte von Interpreten, die sich in der Neuzeit daran versucht haben, gescheitert sind, liegt in erster Linie an der genialen Verschlüsselung des altenglischen Rätselautors, zum Teil aber auch an dem Umstand, dass die ersten Bearbeiter in der ersten Hälfte des 19. Jh. den Platz der Überlieferung in der Gruppe der Rätsel nicht beachten, die Rätselstruktur des Textes nicht erkennen und das Rätsel mit einem unzutreffenden Titel versehen, der zu einem fehlerhaften Vorverständnis und verhängnisvollen Vorurteilen führt.

Der zuerst eingeführte Herr und Brotgeber der Sprecherin ist die später ganz offen zweimal genannte Eiche, die der Rätselautor als Eichenbaum stilisiert, um ein männliches Pendant zu der weiblichen Sprecherin zu schaffen. Die Eiche gilt als der Monarch des Waldes, und der Wald wird von den Angelsachsen Volkland genannt. Daraus resultiert der Fürst des Landes.

Die Eiche wird gefällt und ein Schiff daraus gebaut, das sich seiner selbstverständlichen Bestimmung gemäß ofer ytha gelac über das Spiel der Wellen begibt. Die Sprecherin verliert ihren Brotwart, ohne den sie nicht existieren kann und muss sich schon am frühen Morgen auf die Suche machen, um einen neuen Ernährer zu finden. Aber auch bei ihm findet sie keine Ruhe, weil die

in einer wüsten Schar auftretenden Angehörigen jenes Mannes, die so genannten *magas*, darauf sinnen, sie heimtückisch von ihrem Brotwart her heard zu trennen, der sich dabei besonders hervortut sich und damit brüstet, dass er sie raubt und sich einverleibt, so dass sie mit ihm eng verbunden ist und sich die beiden rühmen können, dass sie sich nie mehr voneinander trennen, außer durch den Tod.

Aber dann ist doch alles anders, so als hätte es die Freundschaft der beiden nie gegeben. Her heard und seine *magas* haben die Sprecherin in eine Erdhöhle unter einer Eiche verbannt, wo auch ihre lebenden Lieben und Freunde das Lager hüten und wo sie den langen Sommertag sitzen muss, was sie verdrießt und langweilt. Dort erlebt sie sehr oft den Weggang ihres Herrn und erleidet das immer wiederkehrende alte Leid und Elend, das sie am Anfang beschreibt, denn jedes Mal, wenn die Eiche gefällt wird, verliert sie ihren Brotwart und muss sich einen neuen Fürst des Landes suchen.

Die *magas* sind die Schweine, die Kräuter und Früchte verzehren und den Boden abweiden und zerstören, den dänischen Invasoren vergleichbar, die Dörfer und Städte plündern und verwüsten und her heard ist ein strenger Hirtenhund, der die Schweineherde zusammenhält.

Die namentlich nicht genannte Sprecherin des Rätsels ist durch viele Einzelheiten so gut charakterisiert, dass es nicht schwer fällt, sie zu identifizieren. Es ist eine Trüffel, die in dem Rätsel ihren Lebenslauf erzählt, ihre niemals endenden Leiden, ihre Verbannung und Isolation. Beginnend mit dem Verlust der ihren Lebensunterhalt sichernden Eiche, spielt sie alle Möglichkeiten und Veränderungen durch, die sich durch Verbreitung, Standort- und Generationswechsel ergeben können und gelangt wieder zu ihrem etablierten Aufenthalt in einer Erdhöhle unter einer Eiche.

Als die im Boden wühlenden Schweine die Trüffel unter der Eiche entdecken und ausgraben, drängt sich her heard mit unbarmherziger Gewalt vor, verhehlt sein Gemüt und sinnt auf Mordwerk, indem er die Trüffel schnappt und mit freundlicher Miene verschlingt. Im Magen des unheilvollen und innen beklagenswerten Hundes hat die Trüffel keine Lieben und keine holden Freunde und ist deshalb sehr traurig, obwohl sie in dem Hund den mit ihr eng verbundenen Mann gefunden hat, der völlig zu ihr passt. Der Verdauungsprozess im Magen und Darm des Hundes führt normalerweise zu keiner anderen möglichen Trennung voneinander, als allein durch den Tod. Mit dem späteren Ausscheiden ihrer magensaftresistenten, unverdaulichen Sporen unter einer anderen Eiche ist plötzlich alles anders, so als wäre es nie gewesen und der Kreislauf fängt wieder von vorne an.

Die Familie der Trüffeln oder Tuberaceen gehört botanisch zu der Ordnung der Tuberales und der Klasse der Ascomycetes. Von diesen Schlauchpilzen gibt es weltweit ungefähr dreißigtausend beschriebene Arten, darunter

auch die einer eigenen Gattung angehörende *Tuber melanosporum*, die mit ihrem Wohlgeschmack den höchsten Rang unter den Speisepilzen einnimmt. Rund 32 Trüffelarten sind auf dem europäischen Kontinent und in Großbritannien verbreitet. Sie wachsen unterirdisch in einer Tiefe von 2 - 10 Zentimetern unter hohen Waldbäumen, besonders unter Eichen, in lichten Hochwäldern. Die Trüffel besteht aus dem Myzelium, das mit den Eichenwurzeln eine Symbiose zu gegenseitigem Nutzen eingeht und dem Fruchtkörper, der die Ascosporen produziert. Der Baum gibt organische Kohlenstoffverbindungen an die Trüffel ab und die Trüffel sorgt mit Spurenelementen, wie Phosphat und anderen Nährsalzen, für ein gesundes Wachstum des Baumes.

Bei der so genannten ektotrophen Mykorrhiza dringen die Pilzfäden nicht in die Wirtszellen der Eiche ein, sondern ummanteln die lebenden Baumwurzelspitzen mit einem dichten Hyphenmantel. Dieser Gang der Pilzfäden durch das gelockerte Erdreich ist im Rätsel in den Zeilen 35-36 beschrieben mit *tho ic on uhtan ana gonge under ac treo geond thas eorth scrafu*. Wenn ich am Morgen allein unter dem Eichenbaum durch diese Erdhöhle gehe.

Die Trüffel ist standorttreu und bildet jahrzehntelang mit demselben Baum eine Mykorrhiza. Ihre kompakten, fleischigen Fruchtkörper wachsen gruppenweise an den gleichen Stellen unter hohen Bäumen, die in größeren Abständen voneinander stehen. Man findet sie dort, soweit die Wurzeln des Baumes reichen. Wird der Wald abgeholzt, ist auch die Trüffel aus dem Gebiet verschwunden. Werden an gleicher Stelle oder in der Nähe wieder Bäume angepflanzt, gibt es dort nach einigen Jahren auch wieder Trüffel. Die Pilzfäden suchen sich unterirdisch ihren Weg zu den Wurzeln eines Baumes, oder die Sporen werden durch Tiere verbreitet, wie im Rätsel beschrieben.

Bei der Entwicklung ihrer Fruchtkörper und den Aktivitäten ihres Myzels hebt die Trüffel das Erdreich nicht an, sondern bewegt sich durch die von Baumwurzeln gebildeten unterirdischen Hohlräume, die im Gedicht als Erdhöhle und Erdsaal *eorth scraefe* und *eorth sele* bezeichnet werden. Diese unregelmäßigen Zwischenräume formen, wie im Rätsel bemerkt, düstere Täler, aufragende Hügel oder scharfe Burgumzäunungen und sind mit den Wurzeln der unter der Eiche stehenden Brombeerbüsche durchwachsen.

Seit dem Altertum sind die Speisetrüffeln bekannt und werden von Feinschmeckern geschätzt. Wegen ihres aromatischen Dufts dienten sie auch als Aphrodisiakum. Von vielen Wild- und Haustierarten sind sie sehr begehrt, besonders von Schweinen, die unter Eichen gleich zwei bevorzugte Leckerbissen finden, Eicheln über und Trüffeln unter der Erde. Insekten orientieren sich aus einer Entfernung von mehr als einer halben Meile an dem Wohlgeruch, den der Pilz ausströmt, wie man bei Versuchen festgestellt hat, und bei Sonnenschein schwärmen oft so genannte Trüffelfliegen über den unterirdischen Lagerstätten.

Häufig werden abgerichtete Schweine eingesetzt, um die Trüffeln zu suchen und auszugraben. Gleiches gilt für Hunde. Früher mussten sogar Ziegen und in Russland Bären dazu herhalten, die Trüffeln ausfindig zu machen. Im Jahre 1720 wurden erstmalig zehn dressierte Trüffelhunde von August dem Starken aus Italien nach Deutschland eingeführt.

Die Trüffel entlässt ihre Ascosporen niemals aktiv, sondern gibt sie erst frei, wenn die Trüffelwand zerfällt oder aufgebrochen wird. In der Regel werden die Sporen durch Säugetiere verbreitet, wie es von dem angelsächsischen Autor verrätselt wird.

Das Rätsel gibt einen Einblick in die angelsächsische Kultur und Lebensart. Es zeigt das ausgeprägte Interesse der Angelsachsen an den Vorgängen in der Natur, ihre aus präziser Naturbeobachtung der Tier- und Pflanzenwelt gewonnenen wissenschaftlichen Erkenntnisse und die schöpferische Kraft des altenglischen Dichters mit Ideenreichtum und Kombinationsgabe einen derart komplizierten Sachverhalt in einer so einmaligen literarischen Kunstfertigkeit darzustellen, dass er nach der Wiederentdeckung in der Neuzeit jahrhundertlang der richtigen Deutung widerstehen konnte.

Erste Hinweise auf Speisetrüffeln finden sich bei dem griechischen Schriftsteller Theophrast (372–287). Er beschreibt in der mit seinem Lehrer Aristoteles begründeten Pflanzenbiologie die Trüffel als ein sonderbares Gebilde, das unter Eichen oder anderen Bäumen wächst, aber weder Wurzel noch Stängel, Ast, Zweig, Blatt, Blüte, Frucht, Rinde, Mark, Fasern oder Gefäße hat, dem also alles fehlt, was sonst das Wesen einer Pflanze ausmacht. Plinius der Ältere (23–79) zählt die Tubera schon zu den fleischigen Pilzen und meint, dass sie entweder aus in Gärung befindlicher feuchter Erde oder aus den Eichenwurzeln entstehen. Er betrachtet sie als einen Auswuchs der Erde (*callus terrae*) und ist sich nicht sicher, ob dieses fehlerhafte Produkt (*vitium terrae*) überhaupt wächst oder von Anfang an seine kugelige Form und Größe hat, da es, wie bereits erwähnt, beim Wachsen die Erde nicht emporhebt.

Mit Einführung des Christentums geraten die naturwissenschaftlichen Kenntnisse über die Trüffeln, die den Angelsachsen schon bekannt waren und die der altenglische Dichter in dem Rätsel präsentiert, vollkommen in Vergessenheit. Das ist daraus zu ersehen, dass die ersten Veröffentlichungen nach der Erfindung des Buchdrucks die Ideen der antiken Schriftsteller über die Trüffeln übernehmen. Beispielsweise wiederholt der Botaniker Hieronymus Bock (1498–1554) die These, dass sich die wurzellose, weder Blüten noch Samen hervorbringende Speisetrüffel durch übermäßige Feuchtigkeit aus Erde, Baumwurzeln und anderen verrotteten Stoffen entwickle und führt als unhaltbare Begründung an, dass sie vorwiegend bei gewittrigem Wetter entstehe.

Und in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts (1583) stellt Andrea Cesalpino die These auf, dass die aus zerfallenden Pflanzen entstehende Trüffel nur Nahrung aufnehmen und wachsen, aber sich nicht fortpflanzen kann und versteht sie als eine Zwischenstufe zwischen Pflanzenwelt und unbelebter Natur.

Fünf Jahre später veröffentlicht Giambattista della Porta (1538–1615) seine Beobachtungen, dass sich die Trüffel durch Sporen vermehrt. Aber seine fundamentale Wiederentdeckung, die schon den Angelsachsen im 6. Jh. bekannt war, wird nicht beachtet. Noch über hundert Jahre wird von der Wissenschaft die Meinung vertreten, die Trüffel entstehe aus feuchter Erde und verfaulendem Holz.

Erst im 18. Jh. beginnt die moderne wissenschaftliche Forschung die symbiotischen Beziehungen zwischen Trüffeln, Eichen und Säugetieren nach und nach wieder zu enthüllen, die schon im Rätsel mit so großer Sachkenntnis geschildert werden.

Literaturverzeichnis

- Bambas, Rudolf C. (1963): Another View of the Wife's Lament, *Journal of English and Germanic Philology*, LXII, 303-309
- Bosworth, Joseph / Toller, T. Northcote (1882): *An Anglo-Saxon Dictionary*, Oxford
- Chambers, Raymond W. / Förster, Max / Flower, Robin (Hrsg. 1933): *The Exeter Book of Old English Poetry*, Faksimile, Published and Printed for the Dean and Chapter of Exeter Cathedral, London
- Christensen, Clyde M. (1951), *The Molds and Man, An Introduction to the Fungi*, Minneapolis · London
- Clark Hall, John R. (1969): *A Concise Anglo-Saxon Dictionary* with a Supplement by Herbert D. Meritt, Cambridge
- Davidson, Clifford (1975): Erotic Women's Songs in Anglo-Saxon England, *Neophilologus*, LIX/3, S. 451-462
- Ellis, Deborah (1979): The Wife's Lament in the Context of Early English Literature, *Journal of Women's Studies in Literature I*
- Fitzgerald, Robert P. (1963): The Wife's Lament and the Search for the lost Husband, *Journal of English and Germanic Philology*, LXII, 769-777
- Grein, Christian (1883): *Kleines angelsächsisches Wörterbuch*, Kassel
- Immelmann, Rudolf (1920): *Des Mädchens Klage, Forschungen zur Altenglischen Poesie*, Berlin
- Johnson, William C. Jr. (1983): The Wife's Lament as Death Song; in: Greene, Martin (Hg.), *The Old English Elegies, New Essays in Criticism and Research*, London · Toronto
- Lench, Eleonor (1970): The Wife's Lament - A poem of the living Dead, *Comitatus, A Journal of Medieval and Renaissance Study*, I, 3-23, Los Angeles
- Löwenthal, Fritz (1914): *Studien zum germanischen Rätsel, Germanistische Arbeiten*, Heidelberg

- Lucas, Angela M. (1969): The Narrator of the Wife's Lament reconsidered, *Neuphilologische Mitteilungen*, LXX, 282-297
- Mitchell, Bruce (1972): The Narrator of the Wife's Lament, *Neuphilologische Mitteilungen*, LXXIII, 222-234
- Raven, Peter H. u. a. (Hg. 1985): *Biologie der Pflanzen*, übersetzt von Rosemarie Langenfeld-Heyser, Berlin · New York
- Renoir, Alain (1977): A Reading of the Wife's Lament, *English Studies*, LVIII, 4-19
- Rissanen, Matti (1969): The Theme of Exile in the Wife's Lament, *Neuphilologische Mitteilungen*, LXX/1, 90-104
- Schücking, Levin L. (1906): Das angelsächsische Gedicht von der Klage der Frau, *Zeitschrift für Deutsches Altertum und Deutsche Literatur*, XLVIII, 436-449
- Searle, William George (1897): *Onomasticon Anglo-Saxonicum, A list of proper names from the time of Beda to that of King John*, Cambridge
- Stefanovic, Svet. (1909): Das angelsächsische Gedicht „Die Klage der Frau“, *Anglia*, XXXII, 339-433
- Stevens, Martin (1968): The Narrator of the Wife's Lament, *Neuphilologische Mitteilungen*, LXIX, 72-90
- Stevick, Robert D. (1960): Formal Aspects of the Wife's Lament, *Journal of English and Germanic Philology*, LIX, 21-25
- Strasburger, Eduard u. a. (³¹1978): *Lehrbuch der Botanik für Hochschulen*, Auflage neu bearbeitet von Dietrich von Denffer u. a. Mit 1.031 Abbildungen, 51 Tabellen und einer farbigen Karte, Stuttgart · New York
- Swanton, Michael J. (1964): The Wife's Lament and the Husband's Message, *Anglia*, LXXXII, 269-290
- Sweet, Henry (1897): *The Student's Dictionary of Anglo-Saxon*, Oxford
- Thorpe, Benjamin (Hg. 1842): *Codex Exoniensis, A Collection of Anglo-Saxon Poetry*, London
- Trautmann, Moritz (1894): Botschaft und Klage der Frau, *Anglia*, XVI, 207-225
- Turner, Sharon (⁶1836): *History of the Anglo-Saxons from the Earliest Period to the Norman Conquest*, Band III, London
- Wanley, Humphrey (1705): *Antiquae Literaturae Septentrionales Liber Alter*, 280-281, Oxford
- Ward, John A. (1960): The Wife's Lament: An Interpretation, *Journal of English and Germanic Philology*, LIX, 26-33
- Wentersdorf, Karl P. (1970): The Situation of the Narrator's Lord in the Wife's Lament, *Neuphilologische Mitteilungen*, LXXI, 604-610
- (1981): The Situation of the Narrator in the OE Wife's Lament, *Speculum*, LVI, 492-516
- Ziegler, Konrat (Hg. 1950): *Paulys Realencyclopädie der classischen Altertumswissenschaften*, 40. Halbband, Waldsee

Renate Laszlo M. A., 56460 Höhn, Postfach 1

Mittellatein und die Karls-Renaissance

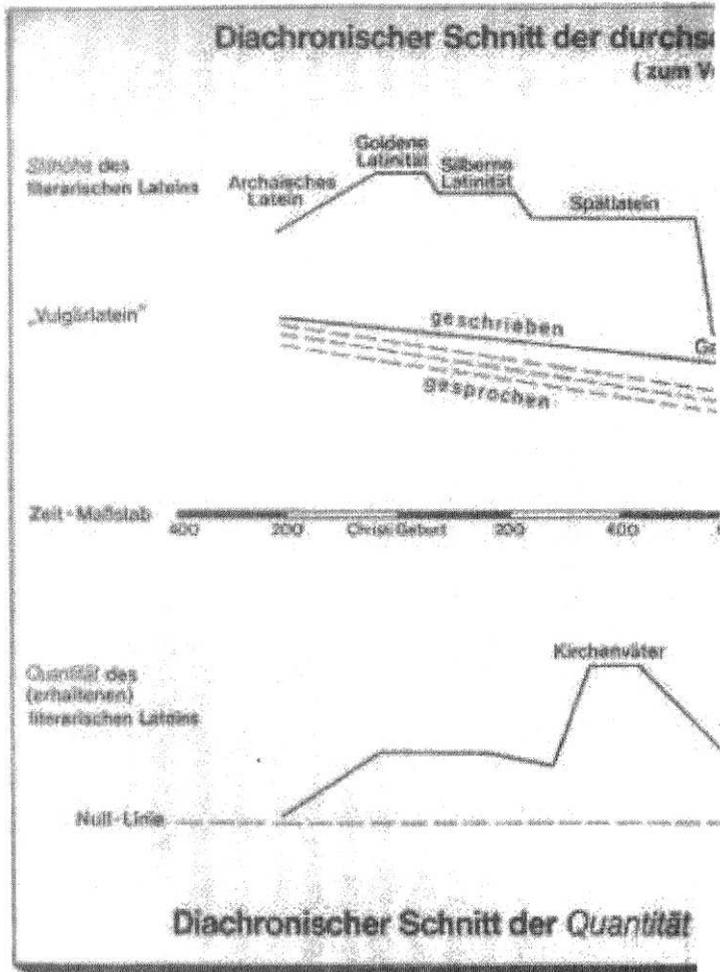
Heribert Illig · Jens Kämmerer

Welcher Sprache sonst werden rund 1.000 Jahre zugewiesen? Nicht dem Italienischen, nicht dem Französischen oder Deutschen, nicht dem Klassischen Latein – allein dem Mittellatein! Aber seine Abgrenzung scheint sehr schwer zu fallen, stolpert doch z.B. *Wikipedia* [↔ Mittellatein] über seine eigenen Definitionen:

- Bis -240 Frühlatein
- 240 – -75 Altlatein
- 75 – +1. Jh. Klassisches Latein
- 2. – 8. Jh. Spätlatein
- 9. –15. Jh. Mittellatein
- 15. –17. Jh. Humanistisches Latein
- ab 17. Jh. Neulatein.

Demnach begänne Mittellatein erst mit der Kaiserkrönung Karls d. Gr. Aber so wird das auch in diesem Lexikon und in diesem Artikel keineswegs gesehen, wie die Auflistung wichtigerer mittellateinischer Autoren, also von Schriftstellern, Theologen und Geschichtsschreibern ab dem 6. Jh. deutlich macht (die Anzahl der Schreibenden ist vorangestellt):

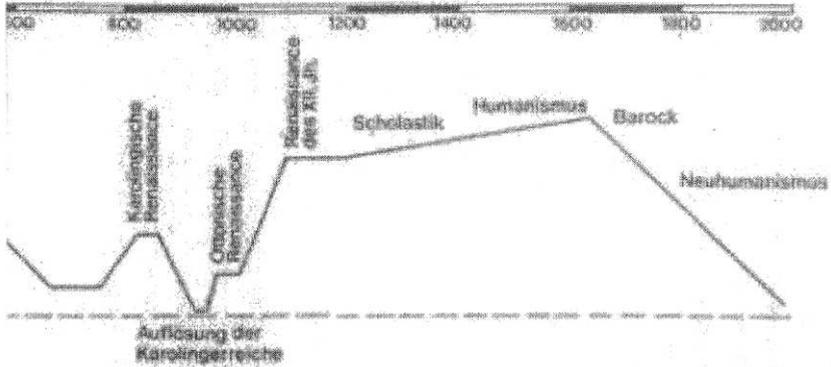
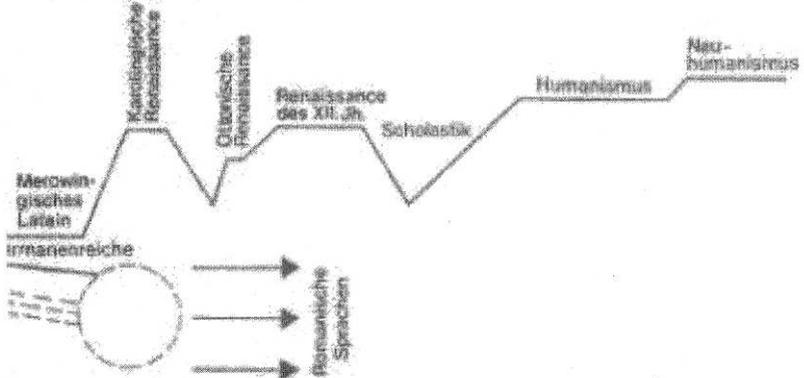
- 9** Schriftsteller des 6. Jh.:
Boethius, Cassiodor, Columban v. Luxeuil, Eugippius, Gildas, Gregor v. Tours, Gregor d. Große, Jordanes, Venantius Fortunatus
- 7** Schriftsteller des 7. Jh.:
Adamnanus v. Hy, Aldhelmus v. Malmesbury, Jonas v. Bobbio, Isidor v. Sevilla, Eugenius v. Toledo, Fredegar, Julian v. Toledo
- 8** Schriftsteller des 8. Jh.:
Alkuin, Ambrosius, Autpertus, Arbeo v. Freising, Winfrid Bonifatius, Beda Venerabilis, Paulus Diaconus, Paulinus v. Aquileia
- 30** Schriftsteller des 9. Jh.:
Von Agius v. Corvey bis Walahfrid Strabo
- 3** Schriftsteller des 10. Jh.:
Ekkehart I. v. St. Gallen, Hrotsvit von Gandersheim, Widukind v. Corvey
- 2** Schriftsteller des 11. Jh.:
Hermann v. Reichenau, Anselm v. Canterbury
- 12** Schriftsteller des 12. Jh.:
Petrus Abaelardus, Bernhard v. Clairvaux, Hugo v. St. Viktor, Geoffrey v.



- Linkspaltige Legende:
- Stilhöhe des literarischen Lateins
- „Vulgärlatein“
- Zeit-Maßstab
- Quantität des (erhaltenen) literarischen Lateins
- Null-Linie

Zur besseren Lesbarkeit vergrößerte Grafik

Mittleren Stilhöhe des literarischen Lateins (Vergleich Vulgärlatein)



des literarischen Lateins (nur die erhaltene Produktion)

© W. Berschin 1998

Sonstige Beschriftung: Archaisches Latein | Goldene Latinität | Silberne Latinität | Spätlatein | Merowingisches Latein | Karolingische Renaissance | Ottonische Renaissance | Renaissance des XII. Jh. | Scholastik | Humanismus | Neuhumanismus || Germanenreiche | Romanische Sprachen || Kirchenväter || Auflösung der Karolingerreiche

der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg: Mittellatein [rkuni]

Monmouth, Bernardus Silvestris, Otto v. Freising, Johannes v. Salisbury, Alanus ab Insulis, Archipoeta, Petrus v. Blois, Walter v. Châtillon, Walter Map

7 Schriftsteller des 13. Jh.:

Thomas v. Celano, Johannes de Garlandia, Albertus Magnus, Caesarius v. Heisterbach, Thomas v. Aquin, Johannes Duns Scotus, Jacobus de Voragine

2 Schriftsteller des 14. Jh.:

Wilhelm v. Ockham, Konrad v. Megenberg [wiki → Mittellatein].

Demnach beginnt Mittellatein nicht erst unter Karl, sondern bereits im 6. Jh. Befragen wir deshalb einen Kenner wie Karl Langosch (1903–1992), einst Professor für mittellateinische Literatur an der Universität zu Köln. Aus seinen zahlreichen Schriften zu diesem Thema greifen wir eine heraus [1965], um hier im Vorwort zu finden:

„Das Mittellatein führte durch das ganze Jahrtausend des Mittelalters hin, also von etwa 500 bis etwa 1500, ein kraftvolles Leben und dehnte sich, mit der christlichen Kirche eng verbunden, über das ganze Abendland aus; es war dessen erste Buchliteratur und behielt auch nach dem vollen Erstarren der volkssprachigen Literaturen das Übergewicht; dessen Masse läßt sogar während der ersten Hälfte des Mittelalters das Muttersprachige auf dem Kontinent fast gar nicht in Erscheinung treten. Das mittelalterliche Europa besaß demnach eine überall betriebene und vorherrschende Literatur in ein und derselben Sprache“ [Langosch, 1 f.].

Sie verbreitete sich über ganz Europa, bis Island, Skandinavien, einen Teil Russlands und Ungarn. Ein Spezifikum diese Sprache war der Umstand, dass sie nur selten Muttersprache, sondern eine erst in der Schule gelernte Sprache darstellte [ebd. 2 f.]. Das zugrunde liegende Latein wurde übernommen, aber ergänzt und erweitert. Mittellatein bildet kein spätes Anhängsel,

„weil die mittellateinische Literatur die römische quantitativ nicht etwa allein infolge der Gunst der jüngeren Überlieferung, sondern noch mehr durch die Menge der Produktion um ein vielfaches übertraf“ [ebd. 3].

Hier muss widersprochen werden. Es war nicht allein die Schreibwut von Klerikern, die im Streit mit häretischen Geistern und im Kampf um Seelen ungeheuer viel Pergament beschriften ließ. Darüber hinaus haben sich die Christen mit allen Kräften bemüht, der antiken Kultur den Garaus zu machen [Bergmeier 2012; vgl. Illig 2012a]. Insofern darf man sich auf der hier abgedruckten Grafik nicht über den ‘Berg’ der Kirchenväter wundern.

Diese Grafik stellt die Universität Heidelberg allen an mittellateinischen Studien Interessierten zur Verfügung; früher wäre sie vielleicht noch ins

Stammbuch geschrieben worden [sie stammt von Prof. Walter Berschin, möglicherweise 1980]. Sie zeigt *in der unteren Hälfte* die *Quantität* des literarischen Lateins von -400 über „Christi Geburt“ bis +2000. Wegen Bergmeier lässt sich davon ausgehen, dass der Kurvenanstieg ab -200 kontinuierlich bis zum Plateau der Kirchenväter hinaufgereicht hat – und dass dann die Christen viele antike Schriften vernichtet haben. Der Rückgang nach +430 bis zur Renaissance des 12. Jh. wäre plausibel, wäre da nicht der isolierte Höcker der karolingischen Renaissance. Die Autorenliste aus *Wikipedia* zeigt noch deutlicher, wie viel mehr Autoren damals schöpferisch tätig gewesen sein sollen als vorher oder nachher. Würde nicht auf glatte Jahrhunderte abgestellt, sondern auf die karolingische Hoch-Zeit von 770 bis 870, stiege die Anzahl sogar von 30 auf 33 Autoren, stießen doch mit Alkuin, Paulus Diaconus und Paulinus von Aquileia drei Autoren hinzu, die zeitweilig am Hofe Karls gelebt haben sollen. Entsprechend würde sich die Anzahl der vorkarolingischen Autoren des 8. Jh. von acht auf fünf reduzieren.

Wegen des ‘Karolingerhöckers’ im Zentrum des mittellateinischen ‘Durchhängers’ prüfen wir auch *den oberen Teil der Grafik*: Sie zeigt die durchschnittliche Stilhöhe des literarischen Lateins, die *Qualität*, sofern sie sich ebenso präzise einschätzen lässt wie die Quantität.

Hier bildet erwartungsgemäß die *Goldene Latinität* um die Zeitenwende das ‘Allzeithoch’, das auch im Humanismus nicht erreicht wird. Damit scheidet u.a. die Möglichkeit aus, dass z.B. Gianfrancesco Poggio Bracciolini die von ihm gefundenen Cicero-Briefe selbst verfasst hat [vgl. Illig 2012b]. Auch die *Silberne Latinität* des +2. Jh. liegt noch über dem humanistischen Niveau. Der Einbruch des *merowingischen Lateins* ist verständlich, wenn man den Hinweis von Langosch [127] zu Paulus Diaconus im späteren 8. Jh. bedenkt:

„Seiner Sprache und seinem Stil ist im allgemeinen Gutes nachzusagen. Sein Latein ist frei von *merowingischer Zügellosigkeit und rhetorischem Prunk*. Es hebt sich von dem eines Gregor von Tours durch stärkere Anlehnung an die antike Norm ab, stellt aber kein klassisches dar, sondern eins mit mittelalterlichen Eigenheiten“ [Hvhg. HJ/JK].

Umgekehrt betont er [ebd. 64] bei Venantius Fortunatus: „Die Sprache hielt er *frei von Schwulst und bildete die Sätze übersichtlich*.“ Dazwischen ist die geringe Qualität des merowingischen Lateins anzusiedeln. Nur ein Stück besser ist das *Latein der ottonischen Renaissance*, wobei diese Einschätzung dadurch verfälscht wird, dass ihren wenigen Werken die Dramen der Hrotswith von Gandersheim zugerechnet werden, obwohl sie erst aus der Zeit um 1500 stammen [Tamerl].

Vor den wenigen ottonischen Werken hat das Latein sein zweitschlechtestes Tief überstanden. Wegen ihm entsteht der erstaunlich große ‘Tafelberg’

der *karolingischen Renaissance*. Der Aufstieg zu ihm ist insofern rätselhaft, als er steiler und weiter hinaufführt als jemals sonst; noch rätselhafter ist sein Abstieg, der überhaupt erst die neuerliche, ottonische Renaissance ermöglicht. So hätte die Gelehrsamkeit unter Karl eine erstaunliche Sprachhöhe erreicht, um danach sofort wieder abzusacken, als hätte es die Karolinger nie gegeben.

Hier illustriert die Grafik aus dem Lehrbuch überdeutlich, dass die Karolingerzeit eine willkürlich erzeugte Episode ist, vergleichbar der allgemeinen Beobachtung von Ferdinand Gregorovius [I: 498]:

„Die Erscheinung des großen Karls konnte jetzt mit einem Blitzstrahl verglichen werden, der aus der Nacht gekommen, die Erde eine Weile erleuchtet hatte, um dann wiederum die Nacht hinter sich zurückzulassen.“

Eine Renaissance, die nichts befruchtet hat, eine Scheinblüte, ein Fälschungsprodukt. Ihr eigentlicher Wurzelboden wird ebenfalls von der Grafik deutlich gemacht, liegt doch das Niveau der *Renaissance des 12. Jh.* exakt so hoch wie in den karolingischen Jahrzehnten. Vor allem im 12. Jh. wurde die Karlszeit mit den entsprechenden Schriften ausgestattet!

Die *Teilgrafik zum „Vulgärlatein“* liefert noch eine weitere Bestätigung. Ihr zufolge beginnen sich die romanischen Sprachen ab 900 zu entwickeln. Ähnliches könnte für die Entwicklung der deutschen Sprache gelten. Doch bekanntlich entsteht (auf dem Freisinger Domberg?) bereits um ca. 780 der *Abrogans*, ein lateinisch-althochdeutsches Glossar mit über 3.500 Worteinträgen. Insofern müsste eigentlich Althochdeutsch deutlich früher in breiten Umlauf geraten als die entstehenden romanischen Sprachen. Doch nach bisherigem Verständnis bricht das so prächtig keimende Althochdeutsch bereits 814 weitgehend ab, um von 880 bis 1060 gänzlich auszusetzen. Lässt man die wenigen althochdeutschen Texte, wie etwa den *Abrogans*, in der Zeit vor 1060 entstehen, dann beginnt das Althochdeutsche im gleichen 10. Jh. wie die romanischen Sprachen [vgl. Illig 1996, 62-68].

Es ist der Fakultät in Heidelberg hoch anzurechnen, dass sie eine so sprechende Grafik ihren potentiellen Studenten gleich zum Einstieg gönnt. Sie sollte ihnen während des Studiums auch die Möglichkeit geben, den erratischen Kurvenverlauf zu kritisieren und zu korrigieren.

Literatur

- Bergmeier, Rolf (2012): *Schatten über Europa. Der Untergang der antiken Kultur*; Aschaffenburg
- Berschlin, Walter (1980): *Griechisch-lateinisches Mittelalter. Von Hieronymus zu Nikolaus von Kues*; Bern u. a.
- Gregorovius, Ferdinand (1978): *Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter vom V. bis*

- zum XVI. Jahrhundert; München (1859-1872)
- Illig, Heribert (2012a): Untergang der antiken Kultur. Rolf Bergmeier benennt den Hauptverantwortlichen. Eine Rezension; *Zeitensprünge* 24 (2) 342-344
- (2012b): Blinder Glaube an Poggio Bracciolini. Stephen Greenblatts Annäherung. Eine Rezension; *Zeitensprünge* 24 (2) 453-459
- (1996): *Das erfundene Mittelalter. Die größte Zeitfälschung der Geschichte*; Düsseldorf
- Langosch, Karl (1965): *Profile des lateinischen Mittelalters. Geschichtliche Bilder aus dem europäischen Geistesleben*; Darmstadt
- Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg: *Mittellatein*
rkuni = <http://www.uni-heidelberg.de/institute/fak9/mlat/index.html>
- Hier nachfolgende Unterpunkte: Das Fach Mittellatein / Einführungsheft / Anhang / 9. Durchschnittliche Stilhöhe des literarischen Lateins =
<http://www.uni-heidelberg.de/institute/fak9/mlat/tutorium.html#9>
- Tamerl, Alfred (1999): *Hrotsvith von Gandersheim. Eine Entmystifizierung*; Gräfel-fing
- wiki = *Wikipedia Enzyklopädie* → entsprechender Artikel

Heribert Illig, 82166 Gräfel-fing
Jens Kämmerer, 99974 Mühlhausen

Was wissen wir vom frühen Islam?

Heribert Illig

Karl-Heinz Ohlig, Volker Popp, Christoph Luxenberg und andere der Inârah-Gruppe haben ab 2005 darauf hingewiesen, dass für sie der Islam dunkle Anfänge zu haben scheint. Ihre Sicht wird hier vorgestellt, unter Bezug auf einen frühen Gewährsmann: Ignaz Goldziher sagte am 06. 09. 1900 unter anderem:

„Schon seit langem begnügt man sich mit dieser bequemen Behauptung: Der Islam ist auf einmal entstanden und sofort in vollendeter Form in Erscheinung (wörtlich: ins „helle Tageslicht“) getreten. [...]

Indem wir die reichen Materialien dieser Tradition, in der die Muslime Dokumente sehen, die ihr heiliges Buch bestätigen, auswerten, gehen wir weit über die kritisch-rationale Methode hinaus, die die muslimische Schultradition seit dem zweiten Jahrhundert Hedschra angewandt hat.

Wir sind strenger und umsichtiger hinsichtlich dieser Literatur geworden. Niemand, der seriös Islam-Studien betreibt, würde es wagen, die Mohammed und seinen Gefährten zugeschriebenen Aussprüche als Quelle zu benutzen, um ein Bild vom frühen Zustand und den ursprünglichen Lehren des Islam zu entwerfen. Die moderne historische Kritik lässt uns gegen eine solche vorsintflutliche Betrachtungsweise auf der Hut sein“ [IN2, 415].

Ohligs Zweifel

Karl-Heinz Ohlig stellt gleich auf der ersten Seite des Sammelbands [IN1, 7] klar, dass der Koran kaum Hinweise auf den Propheten bringt. Vielmehr beziehen wir unser einschlägiges biographisches ‘Wissen’ aus wenigen späteren Werken:

1. Ibn-Hisham, gest. 834: Die Sira,
2. al-Waqidi, gest. 822: Geschichte der Kriegszüge,
3. Ibn-Sa’ad, gest. 845: Klassen (Generationen),
4. at-Tabari, gest. 922: Annales,
5. Sechs Hadithsammlungen des späteren 9. Jh. [IN1, 7],

wobei er Punkt 5 später als „Sekundäre« Quellen“ aussortiert [IN3, 14].

Daraus leitet sich ab, dass die Gestalt Mohammeds historisch dunkel bleibt oder sogar in Frage steht, ebenso die Verkündung des Korans in Mekka und Medina, zumal auch erst im 9. Jh. behauptet wird, das zentrale Werk sei unter dem Kalifen Osman (644–656) zusammengestellt worden [IN1, 8].

„Die ersten beiden »islamischen« Jahrhunderte liegen im Dunkel der Geschichte, und es bleibt unerklärlich, wieso die Bildung islamischer

Großreiche keine Zeugnisse hinterlassen haben soll, noch nicht einmal bei den Gegnern der Araber, den viel schreibenden Byzantinern, oder bei Juden und Christen unter angeblich islamischer Herrschaft“ [IN1, 9].

Ist damit die Zeit von 622 bis nach 800 bereits leergeräumt? Muss sich die These des erfundenen Mittelalters nur noch um das verbleibende Jahrhundert bis 911 kümmern? Die genannten Autoren haben jedoch mit chronologischen Kürzungen nichts im Sinn. Ohlig [IN1, 9 f.] formuliert sein eigentliches Ziel:

„In diesem Buch wird der Versuch unternommen, anhand der wenigen datierbaren und lokalisierbaren Zeugnisse – Münzen und Inschriften – Konturen der Entwicklung in den beiden ersten Jahrhunderten aufzuzeigen. Es wird nachgewiesen, daß es sich bei den Münzfunden aus dieser Zeit und auch bei den Inschriften im Felsendom zu Jerusalem in Wirklichkeit um christliche Texte und Symbole handelt, in denen eine syrisch-arabische Theologie dokumentiert ist: Gott ist ein einziger, und gepriesen (muhammad) sei sein Gesandter (Jesus).

Diese und vergleichbare Aussagen [...] dokumentieren den stolzen Versuch eines arabischen Christentums und der von ihm geprägten Reiche zur Schaffung und Wahrung eine eigenen Identität. Ebenso wird deutlich, dass es – lange vor dem Aufkommen der Vorstellung von einer Hidschra – eine arabisch-christliche Zählung der Jahre von 622 an gab, die erst später muslimisch umgedeutet wurde. Bis gegen Ende des 8. Jahrhunderts waren die Regionen des Vorderen Orients und Nordafrikas offensichtlich beherrscht von arabisch-christlichen Stammesführern, die Omayyadenherrscher und wohl auch noch die frühen Abbasiden waren Christen.“

Diese Paukenschläge sind insbesondere von Christoph Luxenberg [IN1, 141] vorbereitet worden, der die arabische Inschrift im Felsendom ganz neu übersetzt und interpretiert. Muhammad sei kein Eigennamen, sondern ein Gerundiv, das „als Eulogie (»gelobt sei«) auf den »Knecht Gottes«, nämlich *Jesus, Sohn der Maria* bezogen ist“. Für Luxenberg gilt, „dass mit dem Begriff »islām« kein Eigennamen, sondern die »Übereinstimmung« mit der Schrift gemeint ist“. Diese Schrift sei aber nicht der Koran, sondern das Evangelium [IN1, 142]. Nicht kritisiert wird die Entstehungszeit von Schrift und Felsendom; sie bleiben dem Kalifen ‘Abd al-Malik erhalten, der von 685 bis 705 regiert hat, nun aber wohl als Christ.

Die Gültigkeit dieser Interpretation bleibt heiß umstritten; nicht umsonst ist der Name Christoph Luxenberg ein der Vorsicht geschuldetes Pseudonym. Nun sah und sieht es Günter Lüling als seine ureigenste Aufgabe, die Arbeit der Islamkundler des 19. und frühen 20. Jh. hochzuhalten, die sich klar darüber waren, dass der Koran frühchristlichen Quellen entspringt. Lüling selbst wies nach, wo überall frühchristliche Strophenlieder in den Koran ein-

gegangen sind, wenn auch verändert und entstellt. Die Buchautoren tragen dem Rechnung, indem sie seinen Anteil nennen und schnell übergehen:

„Spätestens seit Günter Lüling [1974; HI] findet sich die Vermutung, dass es schon vor Mohammed eine Art von Urkoran mit Hymnen aus einem arianischen Milieu gegeben habe, der später von Mohammed und frühen muslimischen Gemeinden bearbeitet wurde. Diese zunächst stark hypothetischen Aussagen wurden bestätigt, wenn auch von ganz anderen methodischen Ansätzen her, durch die Arbeiten von Christoph Luxenberg“ [Ohlig in IN1, 11].

„Vor Luxenberg hatte G. Lüling mit seiner Theorie der Hymnologie etwas davon gespürt (auch Tor Andrae, und andere vor ihm, wie Aloys Sprenger, Wilhelm Rudolph, usw.), wenn er auch in seiner Methode uns persönlich nicht ganz überzeugt hat. Leider wurde sein Buch fast totgeschwiegen, ganz besonders in Deutschland, vielleicht nicht nur weil seine Methode und seine Theorie der Hymnologie nicht immer überzeugt haben, sondern wahrscheinlich auch wegen des Nöldekeschen, dann Spitalerschen Dogmas von der »klassischen Sprache« des Korans, das so sehr vom »*imaginare*«, der islamischen Einbildung bezüglich der Koransprache beeinflusst wurde“ [Gilliot in IN1, 168 f.].

Claude Gilliot nennt nur bei Rudolph die Zeitstellung: 1922 für *Die Abhängigkeit des Qorans von Judentum und Christentum*; Stuttgart. Die der anderen wird hier nachgetragen: Andrae Tor 1923: *Der Ursprung des Islams und das Christentum*, und Aloys Sprenger 1865, speziell 1889: *Mohammed und der Koran. Eine psychologische Studie*, Hamburg.

Es gibt also sehr alte Wurzeln der eigentlich selbstverständlichen Sichtweise, dass eine neue Religionsgründung, die sich auf Judentum und Christentum stützt, von diesen auch entsprechend beeinflusst sein muss.

Volker Popp [IN1, 16-123] bemüht sich, Münzen als Zeitgeber für die dunklen ersten beiden Jahrhunderte zu nutzen, hat aber mannigfache Probleme.

Da wurden in Ägypten „von 617–628 Münzen geprägt, welche Chosrau II. nach der Art eines christlichen Herrschers zeigen“ [ebd. 24].

In der Omayyadenzeit (660–750) zeigt die erste datierte Münze des Arabischen Reichs noch Inschriften, die in der Tradition des 651 untergegangenen Sassanidenreichs auf Aramäisch geschrieben sind [ebd. 31]. Kalif ‘Abd al-Malik (685–705; 65–86 H.) wirft bezeichnende Probleme auf [ebd. 41 f.]:

„Wie geht nun die traditionelle Islam-Numismatik mit der Datierung einer Münze des ‘Abd al-Malik auf das Jahr 60 um? Da nach der historischen Literatur der Abbasidenzeit diese Datierung nicht verständlich ist, wird sie auch als nicht zulässig angesehen und es wird unterstellt, dass man sie nach einer persischen Ära zu lesen habe. Somit ist es möglich, die Zahlen-

angabe 60 der Münze als die persische Darstellung des Jahres 72 der Hiğra zu verstehen. Jetzt passt das Datum auch zu den durch die Literatur bekannt gewordenen Daten der Herrschaft 'Abd al-Maliks. [...]

Die Synchronisation der auf den Münzen vermerkten Datierungen mit den Datierungen nach literarischen Quellen verlangte den Bearbeitern ein hohes Maß an Einfühlungsvermögen ab. Auch Gewissensentscheide waren nicht zu vermeiden. Dies äußert sich in Bewertungen nach folgendem Muster: »An die nach der Hiğra datierten Münzen würden sich die hier in Frage stehenden Münzen mit P.Y.Ä.- [= Post Yazdgard Ära/VP; ab 632 n. Chr./HI] Datierung anschließen. Obgleich sich eine glatte Emissionsabfolge ergibt, scheint es verwunderlich, dass mit der Hiğrazählung begonnen wurde und danach eine Umstellung auf P.Y.Ä.-Zählung erfolgte“.

Denn in diesem Fall wäre von der früher eingeführten und ab da ständig benutzten Hidschra-Ära abgewichen worden. Spezialist hierfür ist Heinz Gaub, der 1973 zum Unwillen von Popp [IN1, 43] befand:

„»Die chronologische Einordnung und historische Würdigung des einzelnen numismatischen Dokuments können erst dann vorgenommen werden, wenn dieses in einem Koordinatensystem von Primärangaben verankert ist« (H. Gaub, Arabosasanidische Numismatik, a.a.O. S. 135). Wir erfahren nicht wie dieses Koordinatensystem aussehen soll und wie die Angaben beschaffen sein müssen, damit sie zu Primärangaben taugen.“

Die Probleme sind allgegenwärtig und verlangen immer wieder andere Korrekturfaktoren [Popp in IN1, 60]:

„Die Datierung auf das Jahr 53 der Araber wurde bisher immer manipuliert, so dass eine Berechnung auf das Jahr 65 der Hiğra das Ergebnis war. Dies nach der Vorgehensweise: a) was sagt Tabari, b) welche Datierung gibt Tabari vor. Danach wird der Faktor entwickelt, welcher nach Belieben zu der Zahlenangabe der Münze hinzugerechnet wird.“

Insofern sind numismatische Angaben mit großer Vorsicht zu genießen. Ein hartes Fazit hat Popp 2007 [IN2, 57; Hvhg. HI] gezogen:

„Hier hilft nur völliger Neubeginn. Zahlenangaben, welche ohne Angabe einer Ära sich auf Münzen finden, können weder für die Ära eines Propheten der Araber noch für die Ära eines späten Sassaniden stehen. Sie stehen für eine Ära, welche ihren Beginn mit dem Sieg des Herakleios [622; HI] verknüpft, die Ära der arabischen Prägeherrn. Diese prägen die Münzen im Namen ihrer Herrschaft, *nicht* nach der historiographischen Darstellung des 9. Jh. n. Chr., als man erstmals Details von der Flucht des Propheten der Araber erfuhr, die ihn von dem Ort Mekka, welchen die Besitzer des Koran bis dato gar nicht kannten, nach Medina führte.“

Es gibt weitere Auffälligkeiten:

„Die Ablösung der [sassanidischen] Dynastie besiegelte das Absterben des Zoroastrismus. Lebendige Religion Irans war fortan nur noch das nestorianische Christentum. Im ostiranischen Raum hatte auch der Buddhismus eine starke Stellung.

Somit kann es nicht verwundern, dass der Metropolit der nestorianischen Christen von Marw den letzten zoroastrischen Großkönig Irans, den Sassaniden Yazdgard, zu Grabe tragen ließ [651]. Die Kreuzeszeichen auf den arabosassanidischen Silbermünzen von Marw verwundern nur die Anhänger einer islamischen Geschichte nach den literarischen Quellen des 9. Jahrhunderts“ [Popp in IN1, 52 f.].

Schließlich die (wohl zu kurz greifende) Auflösung der datierungstechnischen Schwierigkeiten, erklärt sie doch nicht die wechselnden Diskrepanzen zur Ära der Araber:

„Die Datierungen folgen einer Ära der Araber. Diese setzt im Jahre des byzantinischen Sieges über die Sassaniden 622 ein. Von diesem Jahr an datiert die Selbstherrschaft der Araber. Der christliche Araber Maavia, arab. Mu‘āwiya, tritt im Jahr 20 der arabischen Ära (642) die Nachfolge des byzantinischen Kaisers Herakleios als Beherrscher des vormals byzantinischen Orients an. In seiner Inschrift an den Bädern von Gadara in Palästina gebraucht er die traditionellen Datierungen. An erster Stelle steht die Ära der Stadt (colonia), darauf folgt die Datierung nach dem byzantinischen Steuerjahr, an dritter und letzter Stelle folgt die Datierung auf das Jahr nach den Arabern. Wann das Verständnis der Datierung nach einer arabischen Ära auf eine Datierung nach dem arabischen Festkalender, dem Mondjahr und der Ära des Propheten der Araber verändert wurde, lässt sich aus den Datierungen der Inschriften nicht entnehmen, da die aus der Literatur bekannt gewordene Hiğra des Propheten der Araber in den Inschriften nicht erwähnt wird“ [Popp in IN1, 119 f.].

Zuvor wurde von Popp klargestellt, dass der Islam nicht um 622 kreiert worden ist:

„Länger als zehn Jahre hatte sich al-Ma‘mūn im Osten des Arabischen Reichs, in Hurāsān (Chorasan) aufgehalten, bevor er sich in Bagdad niederließ. Die dortigen Verhältnisse, welche der »Traditionelle Bericht« für die Zeit nach 127 der Araber schildert (749), bestanden sicher eher am Ende der Herrschaft Hārūn al-Rašīds. Der historische Prototyp des Abū Muslim der Literatur ist der Imām al-Ma‘mūn, welcher von Osten kommend mit seinen ostiranisch-arabischen und türkischen Heerscharen im Jahr 204 nach den Arabern in Bagdad einzog. Der Islam, so wie er nach ihm verstanden wurde, war sein Werk“ [Popp in IN1, 115].

Nachdem Harun al-Raschid 809 gestorben sein soll, wird damit der Beginn

des Islam auf das 9. Jh. und die Zeit von Kalif al-Mamun (813–833) verlegt. Dies wird noch deutlicher hervorgehoben:

„Somit fiel es, 150 Jahre später, zu Zeiten, die man fälschlicherweise für das Kalifat Harûn al-Raschîds und seines Sohnes Ma'mûn hält, nicht schwer, diese Ära nach den Arabern durch eine Ära nach der *hijra* des arabischen Propheten zu ersetzen. Gleichzeitig ersetzte man den Kalender nach dem Sonnenjahr durch einen arabischen Fest-Kalender nach dem Mondjahr. Erst seit der Entdeckung der Inschrift von Gadara sind wir in der Lage, diesen Schritt vom Kalender nach der Sonne zum Kalender nach dem Mond, von der Zählung nach der Schlacht von 622 als dem symbolischen Beginn der Befreiung der christlichen Araber Irans vom heidnischen Unterdrücker zur Zählung der *hijra* eines Propheten der Araber nachzuvollziehen“ [Popp in IN2, 59].

Beiläufig ist anzumerken, dass die soeben zitierten, völlig unterschiedlichen Schreibweisen, die Popp in den Jahren 2005 und 2007 verwendet – Hârûn al-Rašîd bzw. Harûn al-Raschîd oder *hijra* bzw. *Hiġra* – dem Verfasser Anlass sind, die betont eigenwilligen, zur pseudo-wissenschaftlichen Insider-Sprache tendierenden Transkriptionen wie auch die permanenten Vokalwechsel zu ignorieren und selbst auf alle Sonderzeichen zu verzichten.

Demnach will Mohammed als Rückprojektion und Fiktion verstanden sein, die Hidschra-Rechnung bezieht sich auf den Sieg von Herakleios über die Perser (Befreiung der Araber). Gemäß *Wikipedia* [↔ Karl-Heinz Ohlig] werden diese Thesen „in der Fachwelt bislang aber in der Regel nicht akzeptiert und oft als unwissenschaftlich zurückgewiesen und stellen eine extreme Außenseiterposition dar“. Im krassen Gegensatz dazu steht Tilman Nagel mit seiner voluminösen Mohammed-Biographie [2008].

Obwohl mittlerweile weitere einschlägige Literatur von der Inârah-Gruppe veröffentlicht worden ist [IN2; IN3], liegt noch kein irgendwie stringenter Geschichtsverlauf vor, der die beiden ersten Jahrhunderte nach der Hidschra wiedergeben könnte (wofür gerade jene Verständnis haben, die diese Zeit ohnehin streichen).

Deutlich wird immerhin, wie oft die dafür offenbar erfundene Geschichte als Varianten früherer Geschichtsschreibung aufgedeckt werden kann. Da wird etwa Kaiser Herakleios als neuer Alexander erkennbar. „Was wir glauben, von Herakleios zu wissen, erklärt nicht, was ihn 630 n. Chr. als Sieger nach Jerusalem führte“ [Popp in IN2, 25 f.]. Das spricht in keinem Fall dagegen, dass im erfundenen Mittelalter Herakleios ab 614 nur noch als erfundene Gestalt weiterbesteht. Parallelen werden auch gefunden zu David, zu Christus, oder zu Jason [ebd. 27], insbesondere wird Herakleios nach 618 als Vasall Christi gesehen (basileus), der dem christlichen Endreich vorsteht [ebd.

50 f.], während der Perserkönig im Gewand des Pharaos auftritt [ebd. 39]. Anzu-
merken ist, dass Herakleios 622 keineswegs die Perser besiegt, sondern nur
den Feldzug gegen sie begonnen hat [wiki → Karl-Heinz Ohlig].

Das Ende von Kalif Muawija, der von 660 bis 680 herrscht, „liegt im
Dunkel. Die Vita der ihm nachfolgenden Söhne ist wohl ein Produkt frommer
Literatur“ [Popp in IN2, 67].

„Die ungeheuren Umwälzungen der von den Historiographen als *fitna*
bezeichneten Auseinandersetzungen kann man nur in einem kurzen Szena-
rio vorstellen: Die Auseinandersetzung zwischen den westlichen Arabern
und den östlichen Arabern in den letzten Lebensjahren Mu’āwiyas und
nach seinem Tod werden in der Historiographie des 9. Jahrhundert unter
Verwendung aller Personen und Requisiten geschildert, über die man zu
dieser Zeit in Mesopotamien verfügte. Dies bedeutet, dass Kalifen auftre-
ten, deren Kalifat aber im 1. Jahrhundert nach den Arabern noch gar nicht
geschaffen war, dass Helden (‘Alī) zu Märtyrern werden, deren Rollen als
Genossen eines christologischen Prädikats im 1. Jahrhundert nach den
Arabern noch überhaupt nicht besetzt sind, da es in den Anfängen noch
um die Erwartung der Wiederkehr des Messias Jesus ging und nicht um
die Fleischwerdung eines christologischen Prädikats, und dass alle Perso-
nen des muslimischen Welttheaters Texte sprechen, welche erst im 9.
Jahrhundert Sinn machen“ [Popp in IN2, 69].

Doch gleichzeitig beharrt Popp darauf, dass z.B. ‘Abd al-Malik der Erbauer
des Felsendoms ist [IN2, 75]. Hier gibt es noch beträchtliche Friktionen, die
wohl darauf zurückzuführen sind, dass die fragliche Zeit nicht in Frage
gestellt wird.

Hier lösen wir uns von Ohlig und Popp, um die omayyadische Architektur
als Beweismittel dafür zu prüfen, ob diese Dynastie christlich war oder nicht.

Omayyaden (660–750)

Der Felsendom, gemäß Interpretation seiner Inschrift im Jahr 72 H., d.h.
691/92 n. Chr. vollendet, stellt keine omayyadische Baukunst dar, sondern
nach üblicher Sicht „die Übernahme des frühchristlich-byzantinischen Zen-
tralbautyps“ [wiki → Felsendom]. Popp sieht seine architektonischen Vorbilder in
der sassanidischen Architektur der Feuertempel [IN2, 75]. Für beide Wurzeln
kommt der Felsendom um bis zu 100 Jahre zu spät. Er lässt sich also, wenn
man sich von dem als Bauherrn nicht tradierten Abd al-Malik und von der
Hidschra-Rechnung löst, viel dichter an seine Vorbilder heranbringen. (Der
Kalifenname ist übrigens in der Inschrift durch den von al Mamun ersetzt
worden, während die Jahreszahl geblieben ist [Avi-Yonah, 161].)

Für diese Früher-Datierung spricht auch, dass die Grundmauern des Felsendom mörtellos in sehr hartem Granodiorit aufgeführt sind, die Fundamente in Beton [wiki → Felsendom]. Beides entspricht römischer Bauart, wie sie noch in der Spätantike, aber danach nicht mehr eingesetzt worden ist.

Die Mosaik unter der Kuppel sollen von byzantinischen Künstlern stammen. Nun kennen wir nach dem letzten Mosaik aus der Zeit Justinians I. († 565), nach dem Verklärungsmosaik im Katharinenkloster, über Jahrhunderte hinweg – angeblich wegen des Bilderstreits – keine byzantinischen Großmosaik mehr. Wenn im frühen 10. Jh. die Omayyaden in Córdoba Musikanten von Byzanz erbitten und auch bekommen, dann hätte Konstantinopel Handwerker eines ausgestorbenen Kunstzweigs geschickt. Hier dürften die byzantinischen Mosaiken des Felsendoms und (bislang 691/92) und der Omayyaden-Moschee in Damaskus (705) das missing link innerhalb der Realzeit bilden.

Es gibt nun 22 sog. omayyadischen Wüstenschlösser [vgl. Scheck, 206-245], die meist tatsächlich in der Wüste liegen, aber auch in fruchtbaren Oasen wie der von Jericho (Khirbet el-Mafjar). Dort gibt es Personenbildnisse, dazu sogar Stuckplastiken von einem Fürsten und einer Haremsdame, andernorts Gewölbemalerei von Badenden, Arbeitern und Lastenkamelen (Qusair Amra), Pfeilerkapitelle in byzantinischer Steinmetztradition und eine berühmte ornamental gestaltete Fassade (Mshatta; heute in Berlin). Hinweise auf den Islam fehlen hingegen.

„Lange Zeit war wissenschaftlich umstritten, ob diese Anwesen tatsächlich der frühislamischen Epoche, dem omayyadischen Jahrhundert (661–750 n. Chr.) zuzuordnen seien – nicht zuletzt deshalb, weil verschiedene Wüstenschlösser an älteren Baubestand anschließen: das syrische Qasr el-Heir (West) etwa an ein ghassanidisches Kloster, das seinerseits auf ein römerzeitliches Bauwerk zurückgeht, el-Qastal an ein Kastell des Limes Arabicus, Qasr el-Kharaneh und Qusair Amra an ältere Karawansereien. Dazu kommen unmittelbare Übernahmen antiker oder spätantiker Festungsanlagen durch omayyadische Fürsten – Beispiele sind Qasr el-Hallabat und Qasr el-Azraq. Ausschlaggebend für die Zuweisungsproblematik aber war der Eklektizismus der Wüstenschlösser, waren ihre stillschweigenden Anleihen bei den Bauformen des römisch-byzantinischen Kastells, des syrisch-byzantinischen Bades und der parthisch-sassanidischen Vier-Iwan-Halle.

Im Mittelpunkt der Debatten stand über Jahrzehnte hinweg das Wüstenschloß Mshatta. Man suchte seine Bauherren im byzantinischen wie im sassanidischen Reich, bei den Lakhmiden wie bei den Ghassaniden, und entsprechend schwankten die Datierungen zwischen 293 n. Chr., dem 4. bis 6. Jh. und schließlich dem omayyadischen 8. Jh.“ [Scheck, 207].

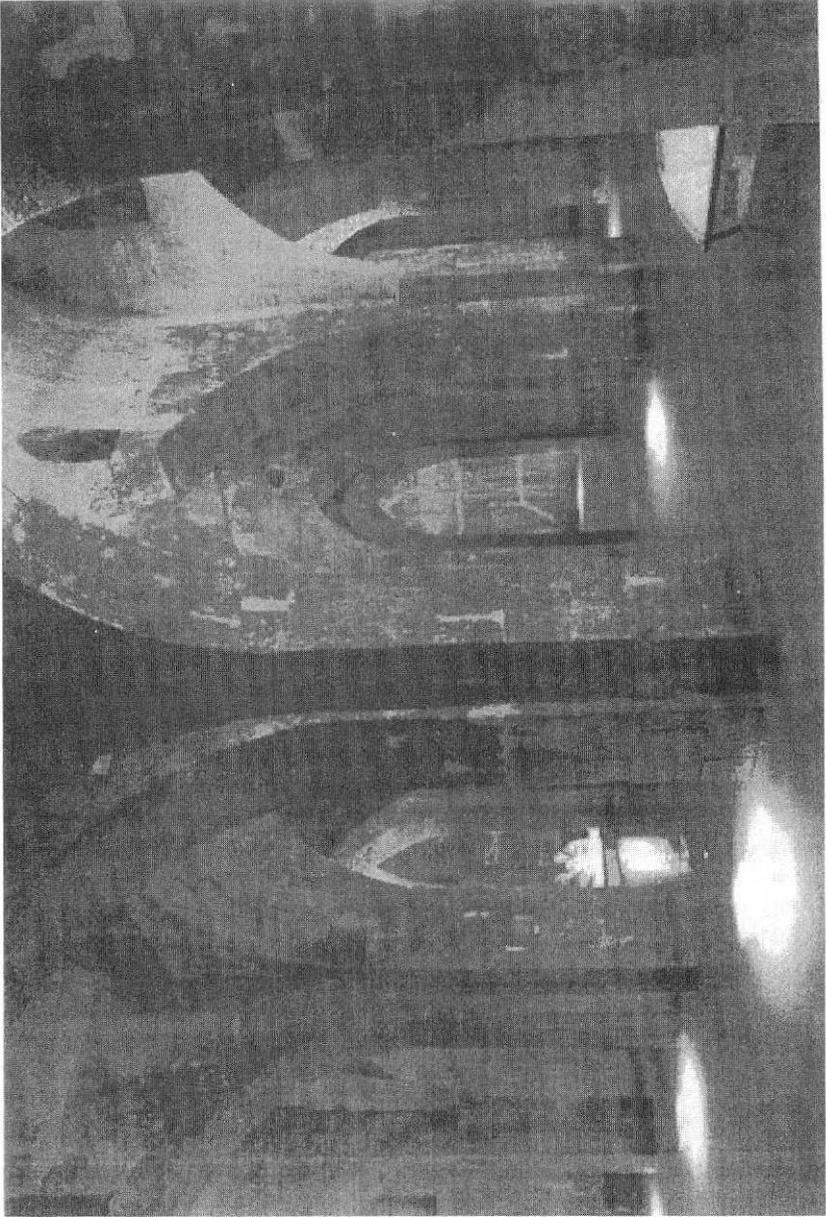
Knapp formuliert: Weil die Omayyaden in schriftlicher Tradierung existierten, aber ohne Bauwerke dastanden, wurde ihnen ein ganzer Bautenkomplex zugewiesen. Tatsächlich dürfte er vom 6. Jh. über 614||911 bis ins frühe 10. Jh. gereicht haben, solange der Islam sein Abbildungsverbot noch nicht 'flächendeckend' durchgesetzt hatte. Die im musivierten Spruchband genannte Datierung 72 für den Felsendom ergäbe bei Umrechnung in 70 Sonnenjahre und dem Arabeginn bei 544 exakt das Jahr 614, also das Jahr von Jerusalems Einnahme durch die persischen Sassaniden. Wenn diese unmittelbar danach den Bau begonnen haben und er wäre tatsächlich in fünf Jahren vollendet worden, so ergäbe sich aus 614||911 die Fertigstellung im frühen 10. Jh. Hier wäre parallel zur Entstehung des Islam noch christlich gebaut worden.

Entspricht das der Sicht der Zeiteinsparter? Weder Manfred Zeller noch Klaus Weissgerber noch ich selbst haben die Existenz Mohammeds bestritten, sondern sein Wirken vorwiegend im 6. Jh. gesehen: Zeller [1993, 87] sah die Hidschra bei 544, Weissgerber [2009, 426] die Geburt Mohammeds bei 544 und den Beginn der Zeitrechnung bei 576. Er wies bereits darauf hin, dass die hier auf S. 190 genannte biographische Schrift des 9. Jh. einen Vorläufer von Ibn Ishaq hatte, der 768 gestorben sei [ebd. 413]; vermutlich eine der vielen künstlichen Veralterungen. Andreas Birken [2005, 110] sieht zwar – unter Bezug auf Fred Donner [1998] – eine Überlieferungsschwäche im ersten Islam-Jahrhundert, verweist aber z.B. auf 212 Werke aus den beiden ersten Hidschra-Jahrhunderten, die historische Themen behandeln [ebd. 106]. Hier ist noch kein Gleichklang hergestellt.

Abbasiden (750–1258)

Die Abbasiden sollen ihre Glanzzeit – passend zu Karl d. Gr. – bereits unter Harun ar-Raschid um 800 erlebt und um 900 stark geschwächt gewesen sein, aber regional überdauert haben. Nach Ohlig und Popp könnten auch die frühen Abbasiden noch Christen gewesen sein (s. S. 191). Hier ist auf ein ganz spezielles Bauwerk zwischen Tel Aviv und Jerusalem hinzuweisen.

„Ein noch vollkommen erhaltener Bau aus der Abbasidenzeit ist die Zisterne Bir al-Unaijija in Ramla, die 789 unter dem Kalifen Harun ar-Raschid vollendet wurde. Sie ist als unregelmäßiges Viereck (24x20,50 m) angelegt und hat im Innern 3 Pfeilerreihen. Diese Pfeiler bilden 6 Kreuzgewölbe, die jeweils in 4 Zellen unterteilt sind. Das ergab insgesamt 24 Zellen, und da jede eine Öffnung nach oben besaß, konnten 24 Menschen gleichzeitig Wasser schöpfen. Das architektonisch Neue an diesem Bauwerk ist die Verwendung von Spitzbögen; hier sehen wir das älteste Beispiel für die planmäßige Nutzung einer Erfindung, die sich im Mittelalter über ganz Europa verbreitete.“ [Avi-Yonah, 172].



Die mit Spitztonnen gewölbte Zisterne von Ramla [*fundgrube*]

„Dies ist das erste Beispiel für Spitzbögen in der islamischen Architektur“ [ebd. 276]

Seit ich das Bauwerk vor gut 30 Jahren besichtigt habe, wirkt es auf mich wie aus der Zeit gefallen. Da entwickeln sich Spitzbogen und -tonnen vom Boden aus zum Teil ohne irgendein Kapitell oder eine Kreuzrippe, eine überaus klare, schnörkellose Anlage. Es gibt aber auch schmale Gesimse, ähnlich wie in der Aachener Pfalzkapelle und wie in etlichen französischen Kirchen des 11. Jh., die sich aber nach unten, nicht nach oben verbreitern. Die Zisterne hat – mit dem Erdreich als Widerlager – eine gute Statik und riskiert Fensteröffnungen im Gewölbeansatz und Öffnungen in ihrer Scheitelregion.

Es gibt durchaus Kirchen im Abendland, die diesem Typus entsprechen. Vor allem die Stiftskirche Sainte-Marie in *Quarante* nördlich von Narbonne, die ebenfalls die kleinen Fenster im Gewölbeansatz zeigt und das Aachener Gesims, um ansonsten auf Schmuck zu verzichten. Sie hat aber keine Spitz-, sondern eine Rundtonne, in den Seitenschiffen Kreuzgratgewölbe und wurde 1053 geweiht [Aubert, 522]. 17 Jahre früher ist in Katalonien Sant Vicenç de *Cardona* fertig geworden [Toman, 184 f.]. Hier wird auf jede Kapitellform verzichtet, die Mauern, durch wenige Lisenen gegliedert, steigen ungebrochen auf, das Vierungsgewölbe wird durch kleine Öffnungen durchbrochen. Beide entstammen dem relativ einheitlichen Kunstraum beiderseits der Pyrenäen, der auch islamischen Einflüssen unterworfen war. *Cluny* III (1089) war dann die erste Kirche mit einer Spitztonne, ohne dass bereits Kreuzrippen – der eigentliche gotische Baufortschritt – eingebaut worden wären.

Hier zwischen 1040 und 1090 ist Ramla anzusetzen, wenn man davon ausgehen, dass der französische Spitzbogen ein Importprodukt aus dem Hl. Land war. Es wird wegen der im Bau erhaltenen Datierung auf 172 H. (789 n. Chr.) und damit in die Zeit Harun al-Raschids datiert. Es wird zu prüfen sein, auf welches Ereignis in der Zeit um 614||911 sich die Datierung bezogen hat.

Der Palast von *Uchaidir* wird auf 778 n. Chr. datiert. Er lag 120 km südwestlich von Bagdad und wurde „die Grüne“ genannt, weil das Landgut über Kanäle Tigriswasser erhielt. Hinter dem spitzbogigen Hauptportal öffnete sich die große Vorhalle. Sie

„besitzt ein weites Kielbogengewölbe [Spitztonne; HI]. Es wird von mächtigen Rundpfeilern getragen. Die gesamte Anlage kündigt die frühromanische Architektur des Abendlandes an, die sich 200 Jahre später entwickeln sollte“ [Stiertlin, 123].

Bis zur Spitztonne von Cluny III wären nach herrschender Lehre sogar 300 Jahre vergangen. Die eigentlich zu niedrigen Säulen mit ihrem unbeholfenen Übergang zu den Wänden – Pfeiler wären die elegantere Lösung gewesen – finden wir in der ehem. Prioratskirche Saint-Martin in *Chapaize*. Sie stammen aus der Zeit um 1030 [Toman, 123].

Das bedeutet: Der scheinbar nahtlose Übergang von den Omayyaden zu den Abbasiden im Jahr 750 ist ein Konstrukt. Die den Omayyaden zugeschriebenen Bauten gehören in den Zeitraum 540–614||–930, die den frühen Abbasiden zugewiesenen Bauten ins späte 10. und vor allem 11. Jh. Die Suche nach Geschichte im 7./8. Jh. erübrigt sich für Ohlig und Popp.

Literatur

- Aubert, Marcel (²1973): *Romanische Kathedralen und Klöster in Frankreich*; Wiesbaden
- Avi-Yonah, Michael (1973): *Das Heilige Land. Buchers Führer zu den Zentren der Kultur*; Luzern · Frankfurt a.M.
- Birken, Andreas (2005): Die Entstehung des Korantextes und der frühen islamischen Geschichtsschreibung; *Zeitenprünge* 17 (1) 96-110
- Donner, Fred M. (1998): *Narratives of Islamic Origines – The Beginnings of Islamic Historical Writing*; Princeton
- fundgrube* = Archäologische Fundgrube Israel; in Botschaft des Staates Israels, Bern. Offizieller Blog (bei Google-Bilder zu finden mit Ramla + Zisterne)
- Goldziher, Ignaz (1900): Neu gelesen: Islam und Parsismus (Islamisme et Parsisme); *IN2*, 415-439
- IN1 = *Inârah 1* = Ohlig, Karl-Heinz / Puin, Gerd-Rüdiger (2005): *Die dunklen Anfänge. Neue Forschungen zur Entstehung und frühen Geschichte des Islam*; Berlin (die Bezeichnung *Inârah 1* entstammt dem 3. Band der Reihe)
- IN2 = *Inârah 2* = Ohlig, Karl-Heinz (Hg. 2007): *Der frühe Islam. Eine historisch-kritische Rekonstruktion anhand zeitgenössischer Quellen*; Berlin (zitiert nach ²2010; die Bezeichnung *Inârah 2* entstammt dem 3. Band der Reihe)
- IN3 = *Inârah 3* = Groß, Markus / Ohlig, Karl-Heinz (2008): *Schlaglichter. Die beiden ersten islamischen Jahrhunderte*; Berlin
- Lüling, Günter (1974): Über den Ur-Qur'ân. Ansätze zur Rekonstruktion vorislamischer christlicher Strophenlieder im Qur'ân; Erlangen
- Nagel, Tilman (2008): *Mohammed – Leben und Legende*; München
- Scheck, Frank Rainer (²2011): *Jordanien. Völker und Kulturen zwischen Jordan und Rotem Meer*; Ostfildern
- Stierlin, Henri (1996): *Islam · Band I · Frühe Bauwerke · Von Bagdad bis Córdoba*; Köln
- Toman, Rolf (1996): *Romanik. Architektur · Skulptur · Malerei*; Köln
- Weissgerber, Klaus (2009): Mekka, Muhammad und Ali. Chronologische Überlegungen (Islamica VII); *Zeitenprünge* 21 (2) 398-427
- wiki = *Wikipedia Enzyklopädie* ↔ bezeichneter Artikel
- Zeller, Manfred (1993): Der Iran in frühislamischer Zeit (bis zum 10. Jh.); *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 5 (3) 87-110

Abgedankt und ausgetrickst

Eine Reminiszenz von Johannes Glötzner

Wir sind seit dem 28. 02. 20:00 nicht mehr Papst. Das lässt mich erst 8 und dann 38 Jahre zurückblicken, immer den Umstand vor Augen, dass gerade Benedikt XVI. stets die Vereinigung von Glauben und Vernunft anstreben wollte. Bezeichnenderweise hielt er 1959 seine Antrittsvorlesung als Fundamentaltheologie über das Thema „Der Gott des Glaubens und der Gott der Philosophen“. Können die beiden zu einer Dualität verschmelzen oder bleiben die Sphären getrennt? Die Frage spielte auch in der berühmt-berüchtigten Regensburger Rede von 2006 eine zentrale Rolle, zitierte er doch Kaiser Manuel II. Palaiologos u. a. mit dem Satz: „›Gott hat kein Gefallen am Blut, sagt er, ›und nicht vernunftgemäß zu handeln, ist dem Wesen Gottes zuwider.‹“ So wird es sich lohnen, die Vernunft aufzuspüren.

Wir sind Papst

„Wir sind Papst!“ titelt heute, am 20. 04. 2005, die BILD-Zeitung.

„Wir sind Papst!“ schwante mir schon vor 30 Jahren, als ich in der Nr. 16 (Thema: „Kirche, Staat und Demokraten“) der Zeitschrift VORGÄNGE [4/1975; 105 ff.] folgenden (strichweise prophetisch anmutenden) Artikel schrieb:

An ihrer Sprache sollt ihr sie erkennen oder Die Tricks des Theologen Joseph Ratzinger

Joseph Ratzingers „Einführung in das Christentum“, 1968 erstmalig erschienen, gehört zu den meistgekauften theologischen Schriften in der Bundesrepublik: Die Ausgabe des Kösel-Verlags erreichte bereits 11 Auflagen, zu denen inzwischen mehrere Auflagen als dtv-Taschenbuch hinzukamen [heute irgendwo jenseits der 100.000]. Der dtv-Umschlag nennt das Buch großspurig „eine Summe der modernen Theologie“, verfaßt in einer Sprache, die auch dem Nichttheologen verständlich ist“. Gerade mit der Sprache, mit den Sprachmitteln dieses Buches möchte ich mich befassen, ohne näher auf den Inhalt einzugehen.

Es ist nicht verwunderlich, daß dieses Buch ‘ankommt’: Ratzinger versteht es, kunstvoll gedrechselte Sätze in geschliffener Sprache aneinanderzureihen. Auf den ersten Blick erscheint alles so schön, so richtig, so einleuchtend (und Ratzinger betont auch immer wieder, wie recht er hat, und wie logisch er ist), man läßt gerne dieses leicht dahinplätschernde Gesäusel über sich ergehen, bis es einem zu dumm wird, bis man daran geht, die Sache, die

Sprache, die „Argumentations“-Weise etwas näher zu untersuchen. Dann kann es einem ergehen wie Frau Alving in Ibsens „Gespenster“, die Pastor Manders gegenüber bemerkt:

„Da war es, daß ich Ihre Lehren an meinem eigenen Saum prüfen wollte. Nur einen einzigen kleinen Stich wollte ich auftrennen; aber als ich den gelöst hatte, riß das Ganze auf. – Da erkannte ich, daß alles nur Maschinennäherei war.“

Joseph Ratzingers Maschinennäherei besteht darin, daß er alles, was er behauptet (aber gerade in den wichtigsten Aussagen kaum wirklich entwickelt, geschweige denn beweist), als absolut logisch und schlüssig hinstellt, während er auf andere Lehrmeinungen gar nicht näher eingeht, sondern sie schlecht und lächerlich zu machen sucht.

Es geht in dem Buch um Glaubensfragen, speziell um das „Glaubensbekenntnis“. Aber Ratzinger sagt nun nicht – wie man vielleicht erwarten könnte: Das ist meine Meinung; so könnte man das auffassen; es gibt aber noch andere Interpretationsmöglichkeiten; aus dem und dem Grund neige ich eher zu dieser Ansicht. Nein: Ratzinger meint nicht, entwickelt nicht, wählt nicht, er hat gar nicht die Möglichkeit dazu; denn bei ihm entwickelt sich alles von selbst: Es „ergibt sich zwingend“, bzw die „Logik ist zwingend“, und zwar nicht irgendeine, sondern die „innere Logik“ zwingt; mit einer „inneren Notwendigkeit“ (und das wird des öfteren betont) geht da alles vor sich. Da kann man nichts machen. Das liegt einfach an der „unbestreitbaren Schlüssigkeit des Systems“, an der „Unausweichlichkeit“ der von Ratzinger „entwickelten Logik“. Das wird jeder „sofort erkennen“, der „näher“ oder „genauer zusieht“. Und wenns jemand nicht erkennen sollte, dann liegt das weder an den (nicht vorhandenen oder nicht plausiblen) Argumenten des Autors, noch an der (Nicht-)Schlüssigkeit des Ganzen, sondern am Leser: Der hat eben nicht genau genug hingeguckt. Der gehört dann eben zu jenen anderen, die sich dieser „unausweichlichen Logik“ nicht beugen wollen, aus „verstecktem Stolz“ oder aus „Vernunftstolz“, zu jenen „unkritischen“, die sich so „kritisch gebärden“, um „nur ja nicht etwa rückständig“ zu erscheinen [...]. Nein, da möchte man nicht dazugehören, zu diesen „unernsten“, ja „unehrlichen“ mit ihrer „Widersprüchlichkeit, die man beinahe als tragisch bezeichnen möchte“ (eine Wallung der Rührung für diese ach so bedauernswerten Geschöpfe), zu denen, die „wohlklingende Allgemeinheiten“ auftischen, welche „den Ohren der Zeitgenossen schmeicheln“; zu denen, „die sprachlich nicht exakt vorgehen“ [...] und „alles durcheinandermischen, was man gern zusammenhängen sehen möchte“.

Mit solchen und ähnlichen schmeichelhaften und pauschalen Urteilen bedenkt Ratzinger seine Gegner, die er kaum je beim Namen nennt, kaum je durch Zitate zu Wort kommen läßt. Dann müßte er sich nämlich damit ausein-

anderssetzen. So aber kann er nach Belieben Popanze errichten und überwinden, um dann als siegreicher Drachentöter von dannen zu ziehen, neuen Aufgaben entgegen. Wie sagte doch Machiavelli so schön? Der Fürst solle sich „mit List Feinde schaffen, damit er durch ihre Überwindung seinen Ruhm vergrößere“! Am besten sind natürlich fingierte Feinde; ein solcher wird im Kapitel „Ein modernes Klischee des ‚historischen Jesus‘“ aufgebaut: Eine wahre Meisterleistung auf dem Gebiet der Überwindung von (in der Form gar nicht vorhandenen) Gegnern mittels Lächerlichkeit, Übertreibung und geschickter Wortwahl (hier z.B. Klischee, Vulgarisierungsform, vorgeben, abstrus, absurd; Hypothesen-Konglomerat).

Der Beginn dieses Kapitels klingt ganz sachlich, behutsam, vertrauensereckend: „Wir müssen langsam vorgehen. Wer war eigentlich Jesus von Nazareth? Wie verstand er sich?“ Diese Fragen werden nun quasi aus der Sicht des Gegners beantwortet:

„Wenn man dem Klischee glauben dürfte, das sich als Vulgarisierungsform moderner Theologie heute weithin auszubreiten beginnt, wären die Dinge etwa so verlaufen: Den historischen Jesus müßte man sich als eine Art von prophetischem Lehrer vorstellen ...“

Und so geht es dann weiter, schön im Konjunktiv und zwar über zwei Seiten hinweg: immer wieder „sei“ (15x), „habe“ (10x), werde, hätte, könne, müsse ... (Man setze irgendeinen plausibel klingenden Satz in den Konjunktiv, dann wirkt er bedeutend unglaubwürdiger, unwahrscheinlicher!) Weitere Zitate gefällig? Bitte sehr:

„Halten wir uns nicht dabei auf, daß eine so inhaltslose Botschaft, mit der man vorgibt, Jesus besser zu verstehen, als er sich selbst verstand, schwerlich jemandem etwas hätte bedeuten können. Hören wir lieber etwas zu [wem eigentlich?], wie es weitergegangen sein soll. Aus Gründen, die nicht mehr recht zu konstruieren seien, sei Jesus hingerichtet worden [...] Danach sei auf eine auch nicht mehr recht [schon wieder!] erkennbare Weise der Auferstehungsglaube entstanden [...]“

Natürlich hat es Ratzinger dann nicht mehr nötig, auf irgendein Argument näher einzugehen. Nach dem letzten „sei“ kommt auch gleich sein Urteil:

„Das Ganze ist für den historisch Denkenden [Ratzinger zählt sich offenbar zu diesen] ein absurdes Gemälde, auch wenn es heute scharenweise seine Anhänger findet; für meinen Teil gestehe ich freilich, daß ich, auch vom christlichen Glauben abgesehen [?], lieber und leichter zu glauben imstande bin, daß Gott Mensch wird, als daß ein solches Hypothesen-Konglomerat zutrifft“.

(Raffiniert: nur zwei Alternativen aufzuzeigen und dann die unwahrscheinlichere auszuschließen. Die andere stimmt dann unweigerlich, oder?) Das

dürfte genügen: Es spricht für sich selbst und das Niveau des Obertheologen Joseph Ratzinger.

Noch ein kleines Schmankerl als Dreingabe: Ratzinger spricht gerne (wie auch obige Zitate zeigen) in der Wir-Form, wohl um den Leser gleich in seine Gedanken- bzw. Glaubenswelt miteinzubeziehen oder einfach weil er von sich eingenommen ist: der Papst verwendet ja auch den Pluralis majestatis. Im Abschnitt über die Dreifaltigkeit benutzt nun Ratzinger das Bibelwort „Laßt uns den Menschen machen“ als Argument dafür, daß Gott in mehreren Personen existiert („... daß Gott im Gespräch mit sich selbst zu stehen scheint. Es gibt ein Wir in Gott“). Womit auch die 3-Faltigkeit Ratzingers bewiesen sein dürfte.

Johannes Glötzner, graegs@gmx.de

*

Es gibt nicht viele Äußerungen, die ein Papst oder ein zukünftiger Papst über die Chronologiekritik im frühen Mittelalter getätigt hat. Genau genommen nur eine einzige, die hier nach seiner Abdankung noch einmal in Erinnerung gerufen werden darf:

„Natürlich kann man an allem Geschichtlichen zweifeln, wie wir immer wieder sehen. Da wird zum Beispiel jetzt von einem Privatgelehrten Karl der Große geleugnet, ja, die ganze Geschichte zweier [sic] Jahrhunderte wird als gefälscht hingestellt und so weiter. Gut, wir waren nicht dabei. Und die geschichtliche Urkunde gibt uns zwar Kunde, aber sie bringt uns nicht mit dem Faktum selbst in Berührung.“

So auf S. 467 der Gespräche Peter Seewalds mit Joseph Kardinal Ratzinger: *Salz der Erde + Gott und die Welt*; dva München, Sonderausgabe 2006. Die Erstausgabe von *Gott und die Welt* ist im Jahr 2000 erschienen, fünf Jahre vor unserer Papstwerdung. Dort stand der Passus auf S. 171, in dem Abschnitt „Jesus – eine Erfindung?“ Ratzingers Antwort:

„Ich finde es viel richtiger, daß man einfach mal fragt: Gibt die Gestalt, so wie sie im Neuen Testament da ist, Sinn? Und meine Antwort wäre: Nur so, wie sie da ist, gibt sie überhaupt Sinn. Nur so hat sie Größe und konnte sie Auslöser solcher Ereignisse werden. Meiner Überzeugung nach ist deshalb – trotz aller Quellenkritik, von der man auch viel lernen kann – das Vertrauen zu den Evangelien voll gerechtfertigt.“

So sprach der Kardinal, den der Befreiungstheologe Leonardo Boff im Rückblick auf sein Papsttum als „einen Würgeengel der Kirche“ bezeichnet hat (in einem SPIEGEL-Interview [Nr. 12/2013, vom 18. 03., S. 88 f.]).

Neues von der bikameralen Psyche Die Aktivitäten der *Julian Jaynes Society*

Andreas Otte

Einleitung

Im Mai 1988 auf dem letzten *GRMNG*-Treffen referierte Heribert ILLIG erstmals über die These von Julian JAYNES (1920–1997) zur Entstehung des Bewusstseins [1976]. 1990 griff er das Thema wieder kurz auf in einer Rezension eines Buches über die *Frühformen des Erkennens am Beispiel Altägyptens* [Illig 1990], um dann 1995 endlich den Vortrag von 1988 in einer überarbeiteten Form schriftlich zu präsentieren [Illig 1995]. Nach mehr als zehn Jahren beschäftigte sich Stefan DIEBITZ [2006] in den *Zeitensprüngen* erneut mit der These, als er über die Psychohistorie des Frühmenschen schrieb. Seitdem ist die bikamerale Psyche kein Thema mehr in den *Zeitensprüngen* gewesen.

Die These

Die Theorie von Julian JAYNES lässt sich grob in vier Haupthypothesen fassen:

1. **Bewusstsein basiert auf Sprache.** Gleich zu Anfang ist es wichtig, darauf hinzuweisen, dass Jaynes ein sehr eng gefasstes Verständnis des Begriffes Bewusstsein hat. Dieses bezieht sich ausschließlich auf die Fähigkeit zur Selbstreflektion. Das ist für Jaynes Bewusstsein. Sensorische Aufnahmefähigkeit und Reaktion, sowie Lernfähigkeit gehören nicht dazu. Bewusstsein ist eine erlernte Fähigkeit, basierend auf der Entwicklung einer komplexen, metaphorischen Sprache und erst entstanden, nachdem sich auch die Schrift durchgesetzt hatte. Entsprechend des von Jaynes gesehenen Zusammenhangs zwischen der Sprachentwicklung und der Ausbildung des Bewusstseins, werden Kinder ohne Bewusstsein (im Sinne Jaynes') geboren.
2. **Das Bewusstsein ist eine relative späte Entwicklung.** Jaynes datiert die Entwicklung des Bewusstseins auf etwa -1200, wobei er den gesamten Prozess ausdrücklich auch heute noch nicht als abgeschlossen ansieht. Aber um -1200 gibt es einen merklichen, katastrophisch induzierten Umschlagpunkt, den er versucht, in der Literatur und in bildlichen Darstellungen nachzuweisen. Eine wichtige Rolle spielen dabei Traumbeschreibungen. Das Beispiel schlechthin für Jaynes ist der Unterschied zwischen den Darstellungen menschlichen Verhaltens in der *Ilias* und der *Odyssee*, wobei für Jaynes zwischen beiden Werken mindestens 100 Jahre liegen, sie also auch nicht von einem Autor stammen.

3. ***Vor der Entwicklung des Bewusstseins war die Psyche zweigeteilt.*** Verhalten in ungewöhnliche Situationen wurde vor der Entwicklung des Bewusstseins durch akustische Halluzinationen bestimmt. Diese „Kommandos“ wurden als die „Stimme“ der Häuptlinge, Könige oder Götter interpretiert. Akustische Halluzinationen sind auch heute noch ein weit verbreitetes Phänomen unter Kindern (imaginäre Freunde), Universitätsstudenten, Individuen in Isolation und unter Stress usw., dessen Auftreten als ein Überrest der damaligen Psyche gedeutet wird. Auch die Schizophrenie findet so eine Erklärung.
4. ***Die akustischen Halluzinationen werden in den Sprachzentren der rechten Gehirnhälfte erzeugt und von den Sprachzentren der linken Gehirnhälfte wahrgenommen.*** Die neurologische Forschung der letzten 30 Jahre hat das Zweikammermodell im wesentlichen bestätigt. So zeigen Gehirnschans während akustischer Halluzinationen Aktivitäten in den Sprachzentren der rechten Gehirnhälfte, nicht der linken.

Aus chronologie-kritischer Sicht ist die Datierung des Umbruches fraglich. Diese Datierung rutscht in der kurzen Chronologie etwa auf die Zeit um 500 v. Chr. [Illig 1995, 212], und der Umbruch hat wesentlich weniger Zeit benötigt, als auf Basis der Standard-Chronologie allgemein von Anhängern Jaynes und von diesem selbst angenommen wurde. Heribert ILLIG betrachtet den Ansatz von Jaynes als im Durcheinander der Standard-Chronologie steckengeblieben [Illig 1990, 56] und vermutet hier die Ursache für den nie erschienenen zweiten Band [Illig 1995, 209]. Interessanterweise werden aber diese chronologischen Verwerfungen und Probleme, so mein Eindruck, von den Anhängern der These überhaupt nicht als problematisch wahrgenommen. Dementsprechend würde wohl auch ein Versuch, die These von Jaynes mit anderen zeitlichen Ansätzen anzugehen, trotz des hohen Erklärungspotenzials bei diesen Personen auf Unverständnis stoßen.

Die Entstehung der Religionen vor dem Hintergrund dieser Theorie ist ein umfangreiches und ergiebiges Thema, welches neben Jaynes auch von anderen Autoren immer wieder aufgegriffen wurde und wird. So schrieb James COHN [2007] z.B. über die Entwicklung des Bewusstseins am Beispiel der vermuteten Reihenfolge und Datierung der jüdisch/alttestamentarischen Texte. Auch in diesen Texten lässt sich der Umbruch und die Entwicklung des Bewusstseins veranschaulichen. Für Jaynes basiert die Ausformung der Religionen in ihrer modernen Form zu der damaligen Zeit auf dem breiten Verlust der kommandierenden „Stimmen“ und der verehrenden Hinwendung zu den wenigen Personen, die diese Stimmen noch uneingeschränkt hören konnten. Die alternativen Überlegungen von Gunnar HEINSOHN in *Die Erschaffung der Götter* [2012] zur Entstehung der Religionen, die Stefan DIEBITZ [2006] immer wieder zum Vergleich mit Jaynes heranzieht, haben durch die kürzlich geäu-

Berte Kritik [Illig 2012] an seiner Blutopfer-These deutlich an alternativer Erklärungskraft verloren.

Die größte Hürde für das Verstehen der These von Jaynes besteht sicherlich in den unterschiedlichen im Umlauf befindlichen Definitionen des Begriffes *Bewusstsein*. Die ersten 60 Seiten seines Buches [2000] verwendet er auf die Definition dieses Begriffes (das, was zur Selbstreflektion fähig ist) und trotzdem scheint das in vielen Fällen nicht gereicht zu haben, denn ein Großteil der geäußerten Kritik beruht auf einem viel weiteren Begriffsverständnis des jeweiligen Kritikers. Das trifft nach meinem Eindruck wenigstens zum Teil auch auf die von Stefan DIEBITZ [2006] geäußerte Kritik zu. Ein anderer Teil mag auf Ungenauigkeiten in der deutschen Übersetzung des Buches von Jaynes zurückzuführen sein. Besonders Brian McVEIGH [2007] hat sich intensiv mit diesen Missverständnissen und ihren möglichen Ursachen auseinandergesetzt. Wenn Jaynes frühe Zivilisationen als aus Menschen bestehend beschreibt, die noch kein Bewusstsein hatten, dann bedeutet das nicht, dass es sich um 'Zombies' handelte. Wenn Jaynes diese Menschen als „Marionetten“ oder „Schlafwandler“ bezeichnete, dann meinte er damit fehlende private Ambitionen, fehlendes Selbstverständnis, fehlende Selbstreflektion und einen fehlenden inneren Dialog sowie die Unfähigkeit, das Konzept *Zeit* als einen linearen Ablauf zu begreifen. Der Mensch der Zweikammer-Psyché war intelligent, hatte Sprache, war hoch sozial, konnte denken und Probleme lösen. Ihm fehlte nur der selbstreflektierende Bewusstseinsraum.

Die Entstehung der *Julian Jaynes Society*

Als Jaynes 1997 starb, bestand bei vielen seiner Leser und Anhängern seiner Theorie noch etwas Hoffnung, dass der vor langer Zeit angekündigte zweite Band zu seiner These mit dem Titel *The Consequence of Consciousness* vielleicht doch noch posthum erscheinen würde. Nachfragen blieben jedoch erfolglos, niemand schien etwas von dem Manuskript zu wissen. Diese Aktivitäten führten aber immerhin noch 1997 zur Gründung der *Julian Jaynes Society* durch Marcel KUIJSTEN. Die Gesellschaft definiert sich selbst wie folgt:

„Die *Julian Jaynes Society* ist eine wissenschaftliche Gesellschaft, fokussiert auf die Erkundung von Jaynes' Theorie der Entstehung des Bewusstseins und des bikameralen Geistes als auch den vielen Themen rund um die Theorie. Sie fungiert auch als Herausgeber.

Die primären Ziele der *Julian Jaynes Society* sind die Förderung von Diskussionen über und ein besseres Verständnis des Lebens, der Arbeit und Theorien von J. Jaynes (1920–1997), die Auswirkungen seiner Theorie des Bewusstseins und des bikameralen Geistes, das Thema des Bewusst-

seins im Allgemeinen sowie die Relevanz der akustischen Halluzinationen für die menschliche Erfahrung.

Die Gesellschaft wurde im Jahr 1997 kurz nach seinem Tod gegründet mit dem ursprünglichen Ziel der Zusammenführung an seinen Ideen Interessierter und der Auffindung von Jaynes' unveröffentlichten Schriften“ [Kuijsten 1997b; Übersetzg. AO].

Bald wurde klar, dass das Manuskript nicht existierte. Nur ein paar Kapitel lagen vor, die ursprünglich zum ersten Band gehören sollten, dann aber gestrichen wurden [Kuijsten 2006, xi]. Es wurde schnell deutlich, dass bei so wenig unveröffentlichtem Material, ein zweiter Band das Werk mehrerer Leute sein müsste, die sich bereits in der Vergangenheit mit der These beschäftigt hatten. Im Frühjahr 2005 nahm das Projekt Formen an und bereits 2006 erschien *Reflections on the Dawn of Consciousness*, eine Zusammenarbeit von 12 Autoren, darunter einige wenige bereits veröffentlichte Zeitschriftenbeiträge von Jaynes. Ebenfalls 2006 wurde das seit 2002 jährlich von der Gesellschaft durchgeführte Symposium über Bewusstsein in eine Konferenz umgewandelt, die seit dem zumeist alle zwei Jahre abgehalten wird. Die aktuellen Ziele der *Julian Jaynes Gesellschaft* sind [Kuijsten 1997-2012; Übersetzung AO]:

- „• Die Herausgabe von Büchern und Artikeln (gedruckt und elektronisch), die für das Thema des Bewusstseins und der Theorie der bikameralen Psyche relevant sind.
- Veröffentlichung eines Newsletters, des *Jaynesian*, mit einschlägigen Essays, Buchbesprechungen und Mitteilungen.
- Veröffentlichung von Audio-CDs mit Vorträgen von Jaynes sowie anderen, die seine Theorie diskutieren.
- Die Aufrechterhaltung eines Mitgliedsbereichs mit schwer zu findenden Artikeln, EBooks, Konferenzvideos, Audiovorträgen, Buchbesprechungen, Mitglieder-Essays und vielem mehr.
- Das Organisieren von Jaynes-bezogenen Vorträgen und Workshops während thematisch passender Konferenzen zum Thema Bewusstsein, z.B. der *Toward a Science of Consciousness*-Konferenz in Tucson, Arizona.
- Reviews von Artikelentwürfen und Manuskripten von Autoren über Jaynes' Theorie, um ihre Genauigkeit sicherzustellen.
- Förderung der alle zwei Jahre stattfindenden Julian-Jaynes-Konferenz über Bewusstsein, organisiert von Prof. Scott Greer von der *University of Prince Edward Island*.
- Die Aufrechterhaltung eines öffentlichen Diskussionsforums.“

Aktuelle Aktivitäten

2012 ist nun endlich die *Julian Jaynes Collection* erschienen [Kuijsten 2012]. Dieser Buchband enthält seltene und schwer erhältliche Artikel, Vorträge, Interviews und tiefgehende Diskussionen, die einerseits mit Missverständnissen über Jaynes' Theorie aufräumen und andererseits tiefer in bereits untersuchte Bereiche vorstoßen wie auch neue Bereiche betreten, z.B. die Natur des Selbst, Träume, Emotionen, Kunst, Musik, Therapie und die Konsequenzen für die Zukunft des Bewusstseins. Damit und mit den bereits 2006 veröffentlichten Beiträgen, ist ein wesentlicher Teil des Werkes wieder verfügbar.

Insgesamt bleibt der Eindruck einer lebendigen und aktiven Vereinigung, die sichtlich bemüht ist, nicht nur das Bestehende zu erhalten, sondern die These des berühmten Psychologen aktiv weiter zu entwickeln. Die nächste Konferenz findet übrigens vom 5.6. bis 8.6. 2013 in Charleston (USA) statt. Information sind auf der Webseite der Gesellschaft verfügbar [Kuijsten 2013].

Literatur

- Cohn, James (2007): *The Minds of the Bible: Speculations on the Cultural Evolution of Human Consciousness*; http://www.julianjaynes.org/publications_cohn.php
- Diebitz, Stefan (2006): Versuche einer Psychohistorie des Frühmenschen; *Zeitensprünge* 18 (1) 239-250
- Heinsohn, Gunnar (2012): *Die Erschaffung der Götter. Das Opfer als Ursprung der Religion*; Gräffelfing
- Illig, Heribert (1990): Der Schnee von gestern – Eine Rezension; *VFG* 2 (5) 55-56
- (1995): Die Entstehung des Bewußtseins nach Jaynes. Eine runderneuerte Rezension; *Zeitensprünge* 7 (2) 208-212
- (2012): Altes Blutopfer in Gegenwart und Zukunft; *Zeitensprünge* 24 (2) 266-288
- Jaynes, Julian (2000): *The Origin of Consciousness in the Breakdown of the Bicameral Mind*; Boston · New York (Reproduktion der Ausgabe von 1990; 1976)
- (1988): *Der Ursprung des Bewußtseins durch den Zusammenbruch der bikameralen Psyche*; Reinbek (amerikanische Erstausgabe 1976, Boston)
- Kuijsten, Marcel (1997): *The Julian Jaynes Society*; <http://www.julianjaynes.org/>
- (1997-2012): [about-julian-jaynes-society.php](http://www.julianjaynes.org/about-julian-jaynes-society.php)
- (2006): *Reflections on the Dawn of Consciousness. Julian Jaynes Bicameral Mind Theory Revisited*; Henderson
- (2012): *The Julian Jaynes Collection*; Henderson
- (2013): [conference/julian-jaynes-consciousness-conference-program.php](http://www.julianjaynes.org/conference/julian-jaynes-consciousness-conference-program.php)
- McVeigh, Brian J. (2007): *Elephants in the Psychology Department: Overcoming Intellectual Barriers to Understanding Julian Jaynes's Theory*; http://www.julianjaynes.org/publications_mcveigh.php

Andreas Otte, 33813 Oerlinghausen, Dalbker Str. 54 a,
andreas.otte@chrono-rekonstruktion.de

Hochdeutsch in seinen regionalen Varianten

Mathias Dumbs

Wann darf ein Hochdeutsch als richtig oder falsch gelten, wann ist Kritik an einem Schreibstil berechtigt? Sicherlich gibt es bindende Grenzen für den Sprachgebrauch, die allerdings unterschiedlich weit gezogen werden können. Sie gehen fließend in Stilvorlieben über. Wie sich ein Mensch zur deutschen Sprachnorm stellt, hängt dabei nicht nur von persönlichen Vorlieben, sondern auch von regionalen Prägungen ab.

1. Sprachherrschaft

Wer kennt sie nicht, gerümpfte Nasen oder spitze Bemerkungen, wenn eine Formulierung anderen nicht gefällt? Thomas Mann hat in den Buddenbrooks karikaturhaft einen Herrn Alois Permaneder aus Bayern auftreten lassen und dessen Besuch in Lübeck mit entsprechenden Reaktionen garniert (vgl. Mann insb. 6. Teil, 5. Kapitel, S. 326 f.: Tonys Scham über Permaneder). Johann Wolfgang von Goethe fühlte sich während seiner Leipziger Studien von den Vertretern der „Meißnischen Mundart“ „pedantisch“ gemäßregelt [Goethe, 6. Buch, 43 f.]. Im heutigen Rechtschreib-Duden wird die Perfektform des Verbs „stehen“ als „ich habe gestanden“ konjugiert. Die süddeutsche Variante „ich bin gestanden“ wird als eine Abweichung vom Standard immerhin toleriert (→ stehen). Gibt es also, bei aller Vielfalt, dennoch ‘richtigeres’ oder ‘falscheres’ Deutsch? Hat der Meißener Dialekt, dessen Machtverfall Goethe [43] zufrieden konstatierte, in einer späteren preußischen Hegemonie einen Nachfolger gefunden, die noch heute fortdauert? Löst sich die deutsche Sprache auf, wenn an die Stelle einer vorherrschenden Region mehrere regionale Varianten treten, die alle als richtig gelten können, sich aber dennoch nicht vollständig gleichen? Wo aber sind die Grenzen zu ziehen zwischen dialekttypischen ‘Grammatikfehlern’ und regionalen Spielarten einer einzigen Hochsprache [Goethe, 42 f.]? Wann gehen zwingende Sprach- in freigestellte Stilfragen über?

2. Ausgewählter Sprachgebrauch

Regionale Sprachprägungen dürften sich im Hochdeutschen niemals ganz vermeiden lassen. Sie zeigen sich schon darin, wie häufig und wofür Fremdwörter oder Begriffe, die solchen Ursprungs sind, benutzt werden [vgl. Heinroth, 152 f.]. Je nach Region werden sie mehr oder weniger als solche empfunden. Entsprechend gibt es ortsgebundene Vorlieben für Synonyme. Eine Suppe

kann lecker oder fein schmecken. Das nördliche „lecker“ verdrängt die süddeutsche Variante allmählich so sehr, dass vielen schon das Bewusstsein für den Wandel verloren gegangen ist. Ob ich als Verkleinerungsform das ursprünglich nördliche „-chen“ oder das dem Süden entstammende „-lein“ gebrauche, ist inhaltlich neutral; in der Hochsprache steht dennoch das „-chen“, solange nicht klangliche Gründe entgegenstehen [Wellmann, Rz. 827]. Es mag zwar gelingen, durch Verbote, Tabus oder Sitten bestimmte Sprachvarianten als falsch zu brandmarken und damit aus der Hochsprache zu verdammen, obwohl sie regionale Dialekte beherrschen. Nicht unterbinden lässt sich hingegen die Tendenz von Autoren, aus dem offiziell anerkannten Begriffsspektrum eine zwangsläufig auch regionaltypische Auswahl zu treffen. Unbewusste Nachahmung, der Konformitätsdruck der Gesellschaft oder vorbeugende Anpassung an gesellschaftliche Strömungen bewirken allerdings auch hier, dass die Menschen ihren Wortgebrauch aneinander angleichen.

3. Sprachtypische Denkweisen

Spiegeln sich darin, wie Autoren mit dem Hochdeutschen umgehen, individuelle Zugänge zur beschriebenen Wirklichkeit? Ein jeder Mensch blickt auf seine Weise in die Welt, seine Art zu reden und zu schreiben gleicht niemals vollständig der eines anderen. Und trotzdem gibt es kollektive Sichtweisen, typische Eigenheiten einer Region [Dumbs 2013]. Im Südbadischen liebt man das Plusquamperfekt; gegenüber dem Gestrigen wird mit Vorliebe das Vorgestrige mit einem „ich hatte gemacht“ abgegrenzt (kritisch vor anderem Hintergrund Helmer [346]). Gibt es Gründe, warum ein Süddeutscher an einer Bushaltestelle gestanden „ist“, während der Norddeutsche dort gestanden „hat“? Eignet der Norddeutsche sich das Stehen an, sorgt er aktiv für diesen Zustand, während der Süddeutsche einfach steht, das Stehen als bloßen Zustand beschreibt? Passt dazu, dass im Norden eher das Imperfekt, die Verlaufsform für Vergangenes, bevorzugt wird, die den Menschen handelnd zeigt, wogegen der Süden ins Perfekt und Plusquamperfekt drängt, weil diese Formen abgeschlossene Ereignisse besser einfangen? Ab wann werden Zeitformen ‘falsch’ gebraucht, Sprachgewohnheiten ‘unrichtig’, zwingt die Sprachnorm ein bestimmtes Denken auf [vgl. Goethe, 43 f.]? Vereinheitlicht die Norm das menschliche Denken, übt sie dadurch geistige Herrschaft aus? Oder ermöglicht die Hochsprache umgekehrt erst überregionales Verständnis, indem sie den einzelnen aus ortstypischen Beschränkungen löst, über die gemeinsame Sprache für kulturellen und gedanklichen Reichtum sorgt [vgl. Duden 1911, S. VII]?

4. Begrenzte Standardisierung

Wie legitim ist es, einem Menschen kollektive Eigenschaften zuzuschreiben? Einerseits gibt es bekannte Unterschiede im Dialekt, es gibt Karten, die den Gebrauch beispielsweise von Mohrrüben – Möhren – Karotten oder Kartoffeln – Erdäpfeln – Grumbeeren – bestimmten Orten und Regionen zuordnen [König, 204 ff.]. Andererseits wurde unsere moderne Gesellschaft in großem Umfang erst durch Kriegsflüchtlinge und dann durch die moderne Mobilität durcheinandergewürfelt, Zeitung [Thoma, 711] und Fernsehen tun das ihre dazu, den Sprachgebrauch anzugleichen. Die Hochsprache versuchte stets schon einen einheitlichen Sprachstandard durchzusetzen. Dennoch bleiben auch hinter dem uniformer gewordenen Bild noch regionale Unterschiede sichtbar, wie sie auch in den Sprachvarianten des Rechtschreib-Dudens ihren Niederschlag gefunden haben. Ein jeder richtet sich auf seine Weise in den Unterschieden ein, wird vielleicht herkunftlos, versucht regionale Eigenheiten zu wahren, oder wechselt gar eine Identität gegen eine andere aus, wenn er sich nach einem Umzug an einen fremden Ort anpasst. Manche sind hingegen in verschiedenen Stilen geübt, sprechen Dialekte und die Hochsprache problemlos nebeneinander, wechseln zwischen den Sprachformen hin und her. Das kann je nach Charakter zu innerem Frieden führen, den Sprecher jedoch auch innerlich fast zerreißen [Goethe, 44].

5. Individuelle Abweichungen

Sogar regionaltypische Ausdrucksweisen, die in die Hochsprache hineinspielen, passen besser oder schlechter zu den Bewohnern ihrer Region [Dumbs 2013, 17]. Sprache lässt sich als eine Art Mantel, der Gedanken einkleidet, begreifen. Sie ist ein standardisiertes Ausdrucksmittel für individuelle Botschaften. So sehr Sprache Horizonte eröffnet, kanalisiert und verengt sie Botschaften zugleich. Sie normiert ihren Gegenstand und löst ihn dadurch von den individuellen Eigenheiten des Sprechers. Manchen Menschen passt dieses Gewand besser als anderen, nicht jeder findet sich gleich leicht in ihm zurecht. Regionale Sprachvarianten spiegeln die Einstellungen und Vorlieben einer bloßen Mehrzahl der Bewohner der Region wider. Sprache ist insofern statistischer Natur. Andere Menschen, statistische 'Ausreißer', harmonisieren mit ihrer Sprache weniger oder passen gar nicht zu ihr. Sie leben mühsamer mit ihren Ausdrucksmitteln, müssen mit ihren Worten stärker kämpfen. Wenn nachfolgend regionale Eigenheiten geschildert werden, sind solche Abweichungen stets mitzudenken [Jaspers, 28 f., auch 64]. Sie treten zu der Schwierigkeit hinzu, aus der Vielfalt des Sprachgebrauchs überhaupt in größerem Maßstab regionale Eigenheiten herauszukristallisieren.

6. Regionale Eigenheiten

Regionaltypische Verhaltensweisen gehen noch dazu nur mehr oder weniger deutlich ins Hochdeutsche ein. Feststellbar erscheint mir dennoch einerseits ein Ost-West-Unterschied im heutigen deutschen Sprachgebiet, wobei der heutige 'Osten' im wesentlichen mit der früheren Mitte zusammenfällt, da nur noch Österreich weiter nach Osten vordringt. Der Westen strebt danach, Sachverhalte möglichst sachlich und präzise zu beschreiben. Die ehemalige Mitte neigt zu überspitzten, provozierenden Aussagen, die die Sachaussage in eine Richtung betonen und dadurch teils deutlich überzeichnen. Der Osten scheint zu einer gefühlsbetonten Ausdrucksweise zu tendieren. Vielleicht ließe sich diese Folge durch das Gegensatzpaar objektbezogen – gefühlsorientiert kennzeichnen. Daneben tritt ein Nord-Süd-Unterschied. Der Süden spricht eher gemächlich, das Zentrum deutlich schneller, in die Tiefebene hinein verlangsamt sich wieder die Sprache, ohne doch die süddeutsche Gemächlichkeit anzunehmen [Mann 6. Teil 5. Kap. Brief v. 2.4.1857, S. 296]. Mit der Geschwindigkeit verändert sich die Satzstruktur, die im Norden die flüssige, assoziationsreiche Lektüre fördert, während der Süden eher auf einzelnen, gegenständlichen Aussagen beharrt. Dahinter steht vielleicht die Polarität eines eher sprach- und anschauungsorientierten Denkens. Die Ost-West- und Nord-Süd-Unterschiede überlagern sich; sie führen für jede Region zu einem eigenen, ihr typischen Bild der gesprochenen und, abgeschwächt, der geschriebenen Sprache.

7. Vielfache Gruppenzugehörigkeiten

Die Einteilung des deutschen Sprachraums in Ost-West- und Nord-Süd-Unterschiede mag manchem zu grob erscheinen. Sie kann jedoch einige Verhaltens- und Spracheigenheiten in einer ersten Näherung erklären. Die Unterschiede relativieren sich in der Wirklichkeit durch fließende Übergänge zwischen den Extremen. Noch dazu spielen andere Faktoren in sie hinein, die die beschriebenen Aspekte überlagern und über sie dominieren können. Politische Eigenheiten, die beispielsweise in der Schweiz stark ausgeprägt sind, beeinflussen das Vokabular bereichsweise stark. Benachbarte Sprachen wie das Französische oder Italienische färben auf den Gebrauch des Deutschen ab. Jede Berufsgruppe pflegt den ihr eigenen Chargon [Lord Macmillan; Thoma]. Naturwissenschaftler versuchen, eher gegenstandsbezogen zu denken, Geisteswissenschaftler tendieren dazu, Aussagen aus Begriffsassoziationen zu folgern [Lorenz, 30 f.; Jhering, insb. 249, 252 f., 255, 274]. Der Protestantismus ist vorrangig schriftorientiert, der Katholizismus gibt nichtsprachlicher Information neben dem Wort ein größeres Gewicht [Bohrer, 149; Weizsäcker, 73]. Daneben entwickeln Familien ihren eigenen Sprachgebrauch. Der einzelne Mensch

nimmt an vielen Gruppenbildungen teil. Schließlich ist er auch in sprachlicher Hinsicht mehr oder minder individuell [Thoma, 709]. Aus diesen Zugehörigkeiten formt sich ein jeder eine bald besser, bald schlechter gelungene Synthese [Dumbs 2012, 244 f.].

Literatur

- Bohrer, Karl Heinz (2012), *Granatsplitter, Erzählung einer Jugend*, München
Duden, Die deutsche Rechtschreibung (²⁵2010), Mannheim · Zürich
- Duden, Konrad (*1911, 9. Neudruck), *Orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache, Nach den für Deutschland, Österreich und die Schweiz gültigen amtlichen Regeln*, Leipzig · Wien
- Dumbs, Mathias (2013), *In heimatlicher Fremde*, Freiburg
- (2012), Zur Verständlichkeit juristischer Entscheidungen aus naturwissenschaftlicher Sicht, *Der Sachverständige*, Heft 7-8/2012, 240-245
- Goethe, Johann Wolfgang von (1855), Wahrheit und Dichtung, *Goethe's sämtliche Werke in vierzig Bänden*, Einundzwanzigster Band, Stuttgart · Tübingen
- Heinroth, Katharina (1971), *Oskar Heinroth, Vater der Verhaltensforschung, 1871 – 1945*, Stuttgart
- Helmer, Ulrike (1996), Nachwort, in: Fanny Lewald, *Jenny*, München, 323-347
- Jaspers, Karl (1979), *Die Schuldfrage, Für Völkermord gibt es keine Verjährung*, München
- Jhering Rudolf von (¹³1924), *Scherz und Ernst in der Jurisprudenz, Eine Weihnachtsgabe für das juristische Publikum*, Leipzig
- König, Werner (1978), *dtv-Atlas zur deutschen Sprache, Tafeln und Texte, Mit Mundartkarten*, München
- Lorenz, Konrad (²1999), *Die Rückseite des Spiegels, Versuch einer Naturgeschichte menschlichen Erkennens*, Taschenbuchausgabe, München · Zürich
- Macmillan, Hugh Pattison, Lord (1937), The Professional Mind, in *Law and Other Things*, Cambridge, 240-262
- Mann, Thomas (1932), *Buddenbrooks, Verfall einer Familie*, ungekürzte Sonderausgabe, Berlin
- Thoma, Ludwig (1925), Einiges über Stil, Bildung und anderes, in *Gesammelte Werke*, Erster Band, München, 709-711
- Wellmann, Hans (*1974), Die Wortbildung, in Günter Drosdowski (Hrsg.), *Duden, Grammatik der deutschen Gegenwartssprache*, Mannheim u. a.
- Weizsäcker, Carl Friedrich von (1991), *Der Mensch in seiner Geschichte*, München · Wien

Mathias Dumbs, 78166 Donaueschingen, Am Schellenberg 1

Die rückgerechneten Sonnenfinsternispaare von 418 / 447 AD und 939 / 968 AD

Norbert Giesinger

Die zwei rückgerechneten Sonnenfinsternisse vom 19. Juli 418 und vom 23. Dezember 447 nahmen in der Diskussion um die Phantomzeittheorie eine wichtige Rolle ein. Krojer [2003] nimmt in seinem Buch über die Präzession darauf Bezug, ausgiebig auch Starke [2010, 180 ff.]. Basis sind die Überlegungen von Dieter B. Herrmann [2000], der schreibt:

„Besonders wichtig ist für unsere weiteren Argumente noch eine nicht-byzantinische Quelle, nämlich Hydatius, der in Aquae Flaviae (Chiaves - heute Chaves in Portugal) lebte. Er berichtet von dem Ereignis, das an diesem Beobachtungsort sehr bedeutend war. Nachrechnungen zeigen, daß die Finsternis in Chiaves fast total gewesen ist. Gegenüber den byzantinischen Quellen ergibt sich auch bei Hydatius dasselbe Datum, fälschlicherweise jedoch als Wochentag der Donnerstag anstelle des Freitags; auch ist keine Uhrzeit angegeben“.

Bischof Hydatius von Aquae Flaviae

Aquae Flaviae gilt als das heutige Chaves, im Norden Portugals dicht an der spanischen Grenze. Von seiner Person wissen wir nur aus der ihm zugeordneten Chronik. Es gibt keine andere Quelle, außer wenigen Briefen, die die Existenz eines Hydatius bezeugen. Die Jahresangaben der Chronik sind oft unstimmig, zur Überlieferungskette und zu Verformungen ist die Schrift von Carmen Cardelle de Hartmann [1994] sehr instruktiv. Seit 1993 liegt von Richard W. Burgess eine moderne Ausgabe der Chronik in englischer Übersetzung vor.

Der wohl kurz vor 400 geborene Hydatius gehörte, wie man aus der Chronik schließen kann, zu einer Familie der Oberschicht, da es ihm möglich war, um das Jahr 406 als Kind an einer Pilgerreise in den römischen Orient teilzunehmen, wo er bis Alexandria gelangte und unter anderem auch dem Kirchenvater Hieronymus begegnet sein soll. Er trat 416 in den Klerus ein, 427 wurde er Bischof. Er dürfte von diesem Zeitpunkt bis zu seinem Tod gut 40 Jahre später in Aquae Flaviae residiert haben. Im Jahr 447 war er prominent genug, um gemeinsam mit anderen Klerikern von Leo dem Großen brieflich mit der Organisation einer Provinzialsynode betraut zu werden, die aber wohl nie zusammentrat. Es spricht alles dafür, dass er um 470 starb; wahrscheinlich hat sein Tod die Arbeit an der Chronik beendet.

Weitere Quellen zur Finsternis 418 AD
Der um 364 in Borissus (Kappadokien) geborene *Philostorgius*

Die Originalarbeiten von Philostorgius liegen nur in Form einer ausführlichen Epitome des auf nach 800 datierten byzantinischen Patriarchen Photios vor. Über eine heute vorliegende Handschrift aus dieser Zeit fand ich (allerdings ohne tiefgreifende Suche) keine Angaben. In der Literatur wird auf eine gedruckte „Quelle“ aus dem 17. Jh. verwiesen. Nach *Wikipedia* und Kirchenlexikon lebte Photios von ca. 810 bis 893 und war 858–867 und 877–886 Patriarch in Byzanz. Als Quelle dafür steht die *Suda*, ein byzantinisches Lexikon, entstanden vermutlich um 970.

Wenn man annimmt, dass sich Philostorgius in vorgerücktem Lebensalter, d.h. zur Zeit der genannten Finsternis 418, in seinem Heimatort Borissus in Kappadokien aufgehalten hat, besteht Übereinstimmung zwischen Bericht und Totalitätszone. 447 war Philostorgius vermutlich bereits verstorben. Er gilt als Autor einer griechischen *Kirchengeschichte* (um 430), deren Wortlaut und Inhalt auf indirekte Weise überliefert ist. Philostorgius selbst und sein Werk galten als ‚häretisch‘. Eine Epitome des Photios hat den Charakter der zwölf Bücher teilweise bewahrt, die von Joseph Bidez, einem belgischen Philologen, 1913 in aufwendiger philologischer Arbeit rekonstruiert worden sind.

Texte anderer Quellen zur Finsternis 418 AD sind bei Ginzel [hbar] aufgelistet. Eine Durchsicht zeigt aber, dass diese „Quellen“ praktisch informationsleer sind.

Die Überlieferung und die Quellen der Chronik des Hydatius

Die Chronik ist nur in einer Handschrift ungekürzt überliefert, in dem *Codex Berolinensis Phillips 1829*, der in der Staatsbibliothek zu Berlin - Preußischer Kulturbesitz aufbewahrt wird. Dieser Codex soll aus dem 9. Jh. stammen, eine physikalische Datierung scheint es nicht zu geben. *Eine spätantike Handschrift der Chronik ist nicht bekannt.* Sie enthält:

- die Chronik des Hydatius in den fol. 153M72V;
- die Chronik des Hieronymus in den fol. 1v-153v;
- die *Consularia Constantinopolitana*, in den fol. 173v-184r und
- den *Liber Generationis* in den fol. 184v-192v.

Zusammenfassungen der Chronik finden sich in mehreren späteren Handschriften aus dem 11.–13. Jh. Generell lassen sich zu Hydatius zahlreiche Negative, aber auch zwei positive Punkte anmerken:

- Hydatius ist nur aus der ihm zugeordneten Chronik bekannt;
- Viele „Datierungsfehler“, Bezug auf unterschiedliche Jahreszählungen;
- Laut Illig [1999, 148] gibt die Chronik Regierungszeiten von Päpsten falsch

an oder erwähnt die Päpste nicht.

- Die rückgerechnete Finsternis vom 17. 3. 443 war in Chaves fast total, es steht aber nichts dazu in der Chronik!
- + Die Chronik zeichnet ein plausibles Bild der Glaubenswirren in Iberien;
- + Quelle trotzdem von R. R. Newton [2000] als glaubwürdig eingestuft.

In Summe ergibt sich der Eindruck, dass Informationen einer spätantiken Quelle in der Abschrift *Chronik des Hydatius* in den fol. 153M72V im *Codex Berolinensis Phillips 1829* enthalten sind. Wie tiefgreifend die Verformungen, Änderungen, Interpolationen sein könnten, entzieht sich meiner Kenntnis, da ich aus Zeit- und Kostengründen das maßgebliche Werk von Burgess nicht studieren konnte, das eine englische Übersetzung bringt.

Herrmanns Argumentation [2000] gegen die Phantomzeit basiert auf diesen zugeordneten Berichten und auf dem Abstand der Finsternisse von **29,43 Jahren, genauer von 10.749 Tagen**. Beide Finsternisse waren nach aktuellen Rückrechnungen von Chaves aus um ca. 12:40 TD bzw. 14:42 TD sichtbar. Die Umrechnung von dynamischer Zeit TD in die wahre Ortszeit verlangt die Kenntnis von Delta-T (ΔT). Der NASA-Katalog verwendet das Delta-T-Modell von Morrison/Stephenson [2004]. Dessen Werte habe ich auch für die unten dargestellten Rückrechnungen verwendet.

Herrmann stellt in seinem Bericht [2000] fest, dass für den Ort Chaves zwei fast oder ganz totale Finsternisse mit einem Abstand von 29,43 Jahren nur einmal vorkommen. Er sieht das wie Krojer und Starke als sehr starken Hinweis bzw. „beinahe Beweis“, dass die Phantomzeit-Hypothese von Illig falsch sei, da eine solche Paarung für Chaves nur ein einziges Mal seit der Antike aufgetreten sein soll. Diese Aussage wird hier widerlegt!

Im Lauf meiner Untersuchungen zur Verschiebbarkeit aller rückgerechneten totalen und ringförmigen Finsternisse zwischen 20 und 1750 für den Sichtbarkeitsbereich der alten Welt habe ich diese gravierende Behauptung überprüft. Basis sind 270 ausgewählte Finsternisse aus dem im Web verfügbaren NASA-Katalog [Espanak], deren Totalitätszone längenmäßig im Bereich zwischen Island und Mittelasien und breitenmäßig zwischen Bergen (Nidaros) in Norwegen und Oberägypten liegt. Für einen derart großen Bereich der Erdoberfläche sind Paarungen zu erwarten. Die Prüfung mittels eines Basicprogramms ergab eine bedeutende Zahl an exakten Paaren mit Abstand 29,43 Jahre (s. Tabelle auf Folgeseite).

968 AD ist die Finsternis zwar 21 h früher, aber am gleichen Wochentag!

Abstand der Paarelemente: 19.07. 418, 12:40 TD, 23.12. 447, 14:42 TD
in Jul. Tagen: 10749,08; in mittl. synod. Monaten: **364,00**

Abstand der Paarelemente: 19.07. 939, 09:28 TD, 22.12. 968, 09:58 TD
in Jul. Tagen: 10749,02; in mittl. synod. Monaten: **364,00**

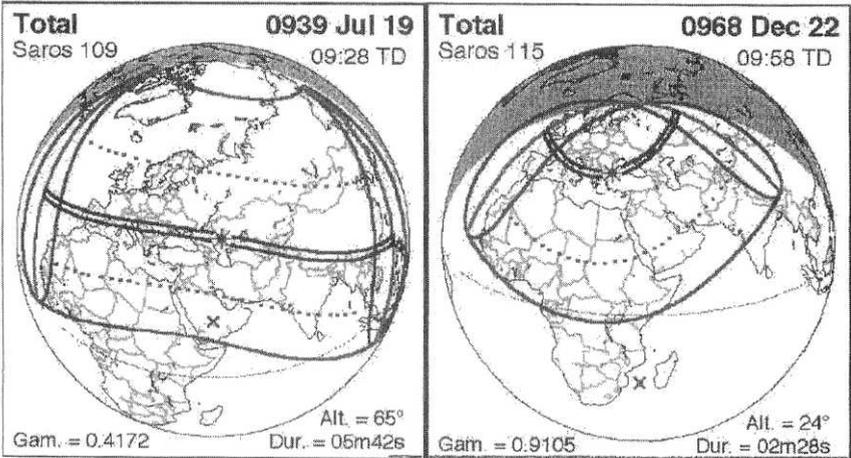
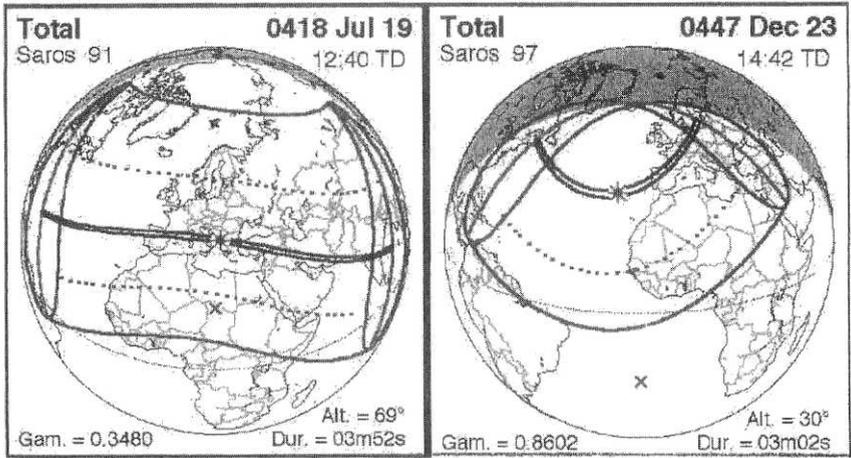


Abb. 1a,b: Finsternisse 19. 7. 418 und 23. 12. 447
Abb. 2a,b: Finsternisse 19. 7. 939 und 22. 12. 968 [NASA-Katalog]

Tabelle 1: Gefundene Paarungen von totalen und/oder ringförmigen Sonnenfinsternissen mit 29,53a Abstand. Suchzeitraum zwischen 01.01. 20 und 1750. Liste bis 1415 (Daten und Bilder aller Finsternisse im NASA-Katalog). Je Nummer werden die Paare mit einem Abstand von 29,43 Jahren genannt.

1	24.11.	29	30.04.	59	29	12.04.	758	16.09.	787
2	01.08.	45	05.01.	75	30	10.02.	780	16.07.	809
3	30.04.	59	03.10.	88	31	11.02.	807	17.07.	836
4	27.10.	83	01.06.	113	32	30.11.	810	05.05.	840
5	06.02.	129	13.07.	158	33	14.03.	834	18.08.	863
6	01.04.	135	04.09.	164	34	05.05.	840	09.10.	869
7	11.03.	183	14.08.	212	35	11.01.	856	16.06.	885
8	03.05.	189	07.10.	218	36	07.06.	894	11.11.	923
9	12.04.	237	16.09.	266	37	05.04.	916	09.09.	945
10	03.04.	265	07.09.	294	38	19.07.	939	22.12.	968
11	15.05.	291	18.10.	320	39	08.05.	970	12.10.	999
12	10.02.	305	17.07.	334	40	18.03.	1010	22.08.	1039
13	06.05.	319	09.10.	348	41	19.06.	1015	22.11.	1044
14	03.03.	332	17.08.	361	42	25.02.	1058	01.08.	1087
15	15.03.	359	18.08.	388	43	19.04.	1064	23.09.	1093
16	16.06.	364	20.11.	393	44	16.02.	1086	23.07.	1115
17	07.06.	373	11.11.	402	45	17.01.	1162	23.06.	1191
18	16.04.	413	30.09.	442	46	03.07.	1163	06.12.	1192
19	19.07.	418	23.12.	447	47	28.02.	1207	03.08.	1236
20	17.03.	443	20.08.	472	48	03.06.	1239	06.11.	1268
21	28.04.	458	01.11.	487	49	01.04.	1261	05.09.	1290
22	29.03.	507	01.09.	536	50	31.01.	1310	07.07.	1339
23	29.06.	512	03.12.	541	51	30.11.	1331	05.05.	1361
24	26.12.	604	01.06.	634	52	03.03.	1337	07.08.	1366
25	27.01.	632	02.07.	661	53	14.03.	1355	17.08.	1384
26	28.01.	659	03.07.	688	54	10.01.	1377	16.06.	1406
27	01.05.	664	05.10.	693	55	01.01.	1386	07.06.	1415
28	10.03.	704	14.08.	733					

Nr. 19 = Hydatius zugeordnet; Nr. 38 = Dublette von Hydatius' Paarung
 Nr. 55 = „Konzilsfinsternis“

Tabelle 2: Weitere Daten zu den „Hydatius – Paaren“:

418	Juli	19	12:40	TD	JulDat = 1873932.02778	Freitag
447	Dez	23	14:42	TD	JulDat = 1884681.11250	Dienstag
939	Juli	19	09:28	TD	JulDat = 2064226.51944	Freitag
968	Dez	22	09:58	TD	JulDat = 2074975.54028	Dienstag

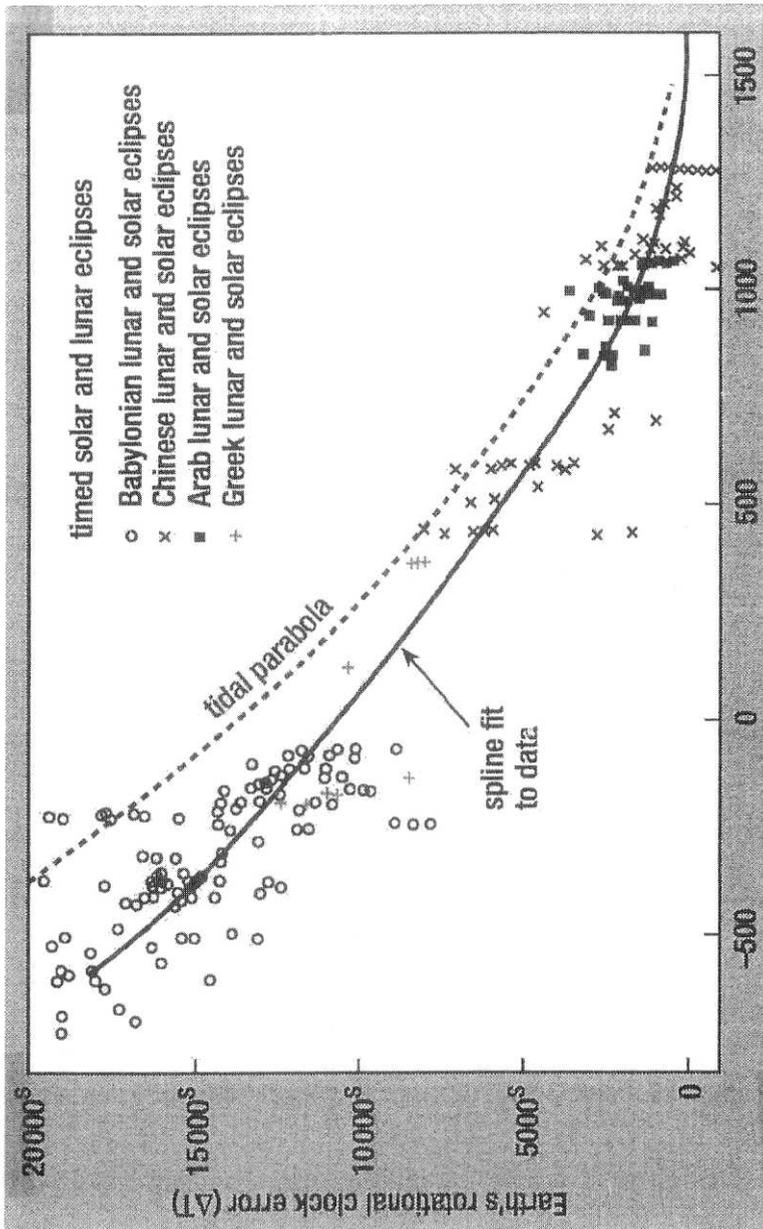


Abb. 3; Delta-T für Rückrechnungen nach Morrison/Stephenson [2004]
 (ΔT als Zeitdifferenz zwischen terrestrischer Zeit TT und Universalzeit UT)

Abstand der Paare: $190295,1d = 521,01$ julian. Jahre = 537 Mondjahre, *gleiches Kalenderdatum, gleicher Wochentag!*

Abstand in Saroszyklen der Paare 418/447 u. 939/968: exakt 1 Hypersaros. (Zur Erläuterung: 1 Saros = 18,030y; 1 Hypersaros umfasst 521,01y und ergibt zahlreiche Bezüge zwischen Finsternisgruppen.) Diese Saros-Inex-Kombination umfasst 6.444 Lunationen und 1.098 Finsternisperioden, wobei 1 Inex 28,945y umfasst, die Saros-Inex-Kombination genau 18 Inex. (Zu Basisperiode, Pingre Cycle, Hyper-Saros [Bergh]).

Tabelle 3: Zeit des Maximums (UT) und Finsternisgrad (%) für die 4 Paarelemente. Mit Delta-T [Morrison/Stephenson 2004], keine PhZ. Berechnung mit Programm Alcyone

Datum/Zeit						
Ort	19.07. 418	23.12. 447	19.07. 939	22.12. 968		
Chiaves	09:57 99,4%	13:28 100%	07:35 94,4%	8:35 88,6%		
Borissus	11:21 102,2%	14:17 50%	08:23 78,6%	9:40 94,1%		
Byzanz	11:08 99,1%	14:12 63%	08:13 88%	9:29 100,2%		
Rom	10:34 101,2%	13:57 84%	07:50 98%	8:59 100,8%		

Ganz wesentlich für die Bewertung astronomischer Rückrechnungen ist: Die Funktion Delta-T wurde in jedem Fall aus historischen Finsternisberichten gewonnen. Sie ist nur stabil, wenn eine große Zahl von Finsternissen mit historischen Methoden, aber nicht mit astronomischen Rückrechnungen in die Chronologie eingeordnet wird. Mit anderen Worten: Die ortsgenaue Zuordnung einer Finsternis im Jahr 447 bei einem Delta-T von etwa 2 Stunden zu Chaves hängt von der historisch abgeleiteten Genauigkeit von Delta-T ab.

Die Dublette von 19.07. 939 und 22.12. 968 zeigt, dass die auf Hydatius rückgerechnete Paarung im 10. Jh. fast eine Wiederholung findet. In der Dublette liegt zwar die Finsternis 968 auf dem 22. 12., d.h. etwa 21h früher, der Wochentag ist aber der gleiche – Dienstag – wie am 23.12. 447!

Die Finsternisgrade für Chaves in obiger Tabelle habe ich mit dem Finsternisprogramm Alcyone berechnet, das nicht nur die Auswahl aus etlichen Delta-T-Funktionen ermöglicht, sondern auch die freie Eingabe eigener Delta-T-Funktionen erlaubt.

Die Bilder im Nasa-Katalog passen zur Funktion von Morrison/Stephenson. In Rom und – nicht unbedeutend: *In Byzanz war die zweite Finsternis 968 AD total.*

Ergebnis: *Es existiert – contra Herrmann – für die alte Welt eine beträchtliche Zahl von Finsternispaarungen.* Dies ist von Bedeutung, da für viele Berichte der Beobachtungsort keineswegs sicher ist, muss ja der Berichtsort/ Wohnort des Berichterstatters nicht der Beobachtungsort sein.

Die Paarung von 939 AD und 968 AD passt nicht nur vom Datum, sondern auch vom Finsternis-Verlauf her auf den Nordosten von Portugal. Die Totalitätsspur verläuft zwar 968 AD wesentlich nördlicher als 447 AD, ist mit einer Größe von 89 % aber noch passend.

Bei Annahme einer Zeitlücke, z.B. Phantomzeit = PhZ = 297a zwischen 614 und 911, würde sich die Zentrallinienspur verändern und um einige Grade verschieben.

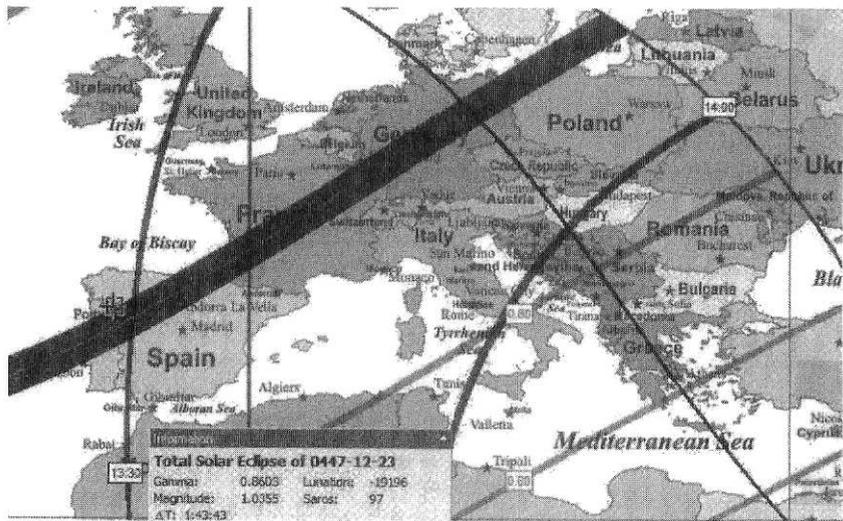
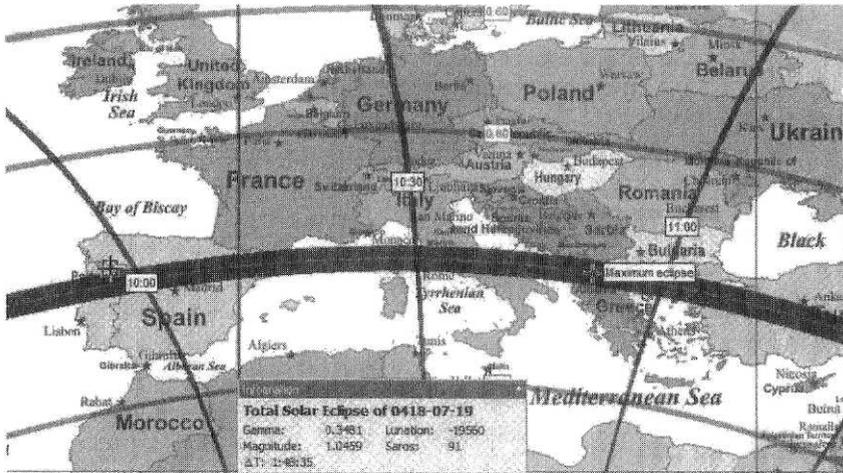
Die Berechnungsmodelle selbst haben Unsicherheiten über die Jahrtausende. Allerdings haben die heutigen Modelle/numerischen Methoden einen hohen Stand erreicht. Im Modell DE406 des *Jet Propulsions Laboratory* der NASA wird für den Bereich 3000 BC bis 3000 AD die Unsicherheit der Position des Erde-Mond-Baryzentrums in heliozentrischer Länge auf 20“ und in heliozentrischer Breite auf 15“ angegeben. Daraus kann man die Ortsunsicherheiten der Finsternisspur auf weniger als 10 km abschätzen. Ein so kleiner Wert ist für unsere Betrachtungen ohne Belang.

Zu den Hydatiusberichten und Chaves schreibt Herrmann [2000]: „In keinem Fall hat es jemals wieder zwei totale Sonnenfinsternisse für diesen Ort im Abstand von 29,4 Jahren gegeben!“

Der Satz stimmt nur näherungsweise. Die Hydatius-Chronik schreibt nicht, dass beide Finsternisse in Chiaves total waren. Die Berechnungen ergeben, dass dort höchstwahrscheinlich nur eine der Finsternisse (knapp) total war. Mit Ausnahme der Venus und eventuell Jupiter zeigen sich Sterne aber nicht bei 99,9 %, sondern wirklich erst bei 100 % der Finsternis, d.h. ab exakter Totalabdeckung. Am 11. 08. 1999 konnte ich mich, auf der Zentrallinie nahe dem Traunsee stehend, von dieser Tatsache überzeugen.

Die Finsternisse von 939 und 968 sind **nicht** in der Finsternisliste in Herrmanns Arbeit [2000] enthalten. Das kann man für das Ereignis 968 mit Größe = 0.886 akzeptieren, aber nicht für die Finsternis 939, denn deren Größe war mit 0.94 fast total (ft) und gehört in die Liste. Das Fehlen genau dieser Finsternis in Herrmanns Liste ist auffällig.

Es ergeben sich auch deutliche Unsicherheiten aufgrund der unsicheren Delta-T-Werte. Die Funktion von Morrison/Stephenson [2004] ist zwar die modernste, aber nicht notwendigerweise die für das Intervall 400–1000 genaueste Funktion. Die Unsicherheit von Delta-T kann man auch aus der enormen Streuung der aus den Finsternissen abgeleiteten Werte zwischen 400–1000 erahnen (zu unterschiedlichen Delta-T-Modellen siehe auch die Webseite von Robert von Gent).



Ergebnisse der Berechnungen mit Programm Alcyone für die beiden Finsternispaare für Delta-T nach MS2004. Die Finsternisse von 939 und 968 liegen 18 Saroszyklen nach den Finsternissen von 418 und 447.

Abb. 4: Chaves-Finsternis von 418. 0,995 bei Saros 91

Abb. 5: Chaves-Finsternis von 447. 1,00 bei Saros 97

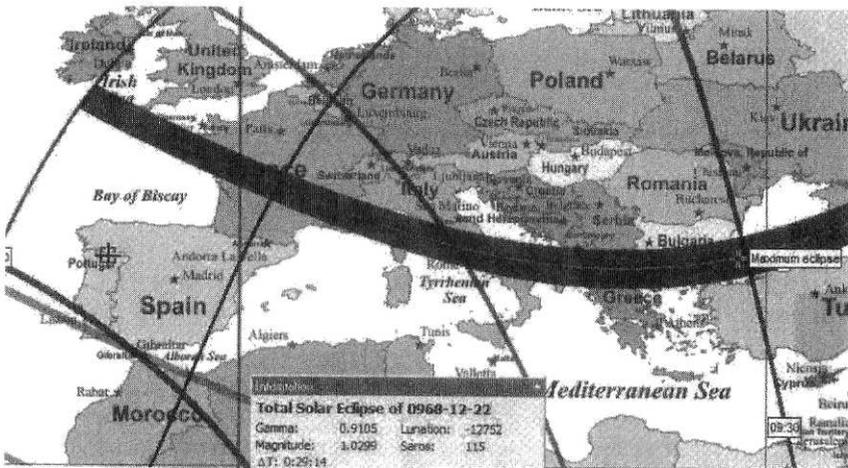
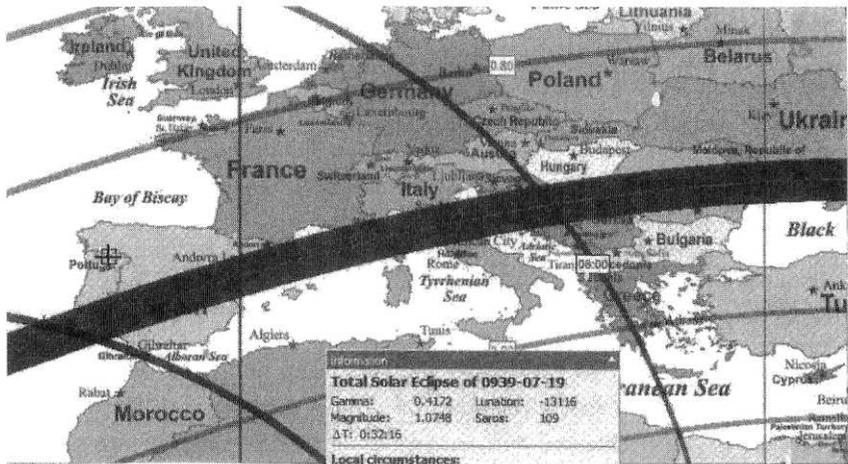


Abb. 6: Chaves-Finsternis von 939. Bedeckung 0,94 bei Saros 109
 Abb. 7: Chaves-Finsternis von 968. Bedeckung 0,89 bei Saros 115

Zudem – was bei bisherigen Präsentationen von Retrokalkulationen nicht beachtet wurde: Bei einer beträchtlichen Chronologiekorrektur – z.B. um die 297 Jahre 614||911 *muss* es wegen der dann deutlich geänderten Delta-T-Funktion (Verkürzung der Zeitachse, notwendiger Entfall der Funktionsstützpunkte innerhalb der Phantomzeit!) unweigerlich zu regionalen Verschiebungen (bis zu einigen 100 km) der Finsternisspuren kommen.

Die Möglichkeit, dass die Chronikberichte, die dem Finsternis-Paar 418/447 zugeordnet wurden, von den Erscheinungen von 939/968 beeinflusst wurden und in die Abschriften aus dem angeblich 9. Jh. Eingang fanden, ist in Betracht zu ziehen. Die Totalität der Finsternis in Byzanz von 968 gibt zu denken. Ab 950 wirkte der Chronist Diakonos [wiki ↔ Leon Diakonos], eine Nachforschung in seinen Werken könnte interessant sein.

Eine einfache Rückrechnung der Finsternisse im 10./11. Jh. auf die Finsternisse der Jahre 418 und 447 scheint mir möglich, bei den ortsgenauen Angaben für Chaves ist allerdings eine ortsgenaue Rückrechnung im 10. Jh. kaum denkbar.

Interessant ist auch: Auf welche Termine fallen die Finsternisse bei Streichen von 297a?

Bei Annahme $297a = 3674$ Lunationen = 297a 16d:

19.07. 418 → 02.07. 121

23.12. 447 → 07.12. 150

Die Finsternisspuren sind dann ähnlich: Die Spuren von 121 und 150 verschieben sich dann auf 16.06. 176 und 20.11. 147.

Die Spuren sind nicht gleich, da sich die Delta-T-Funktionen bei Existenz der 297-jährigen Phantomzeit deutlich verändern, was zu Spurverschiebungen von einigen Grad führen würde.

Eine modifizierte Delta-T-Funktion mit PhZ ist nicht einfach herzustellen. Die Verkürzung der Zeitskala reicht nicht, die in die PhZ und nahe daran fallenden Finsternisse müssen ausgeschieden werden. Das sind etliche Finsternisse aus arabischen Quellen und viele, enorm streuende Finsternisse aus chinesischen Quellen bzw. aus Abschriften.

Es bleiben dann für den Bereich 0–1000 nur sehr wenige Finsternisse als Stützpunkte übrig. Eine einfache lineare Delta-T-PhZ-Funktion kann aus der Delta-T-Funktion von Morrison/Stephenson [2004] gewonnen werden.

Finsternisfolgen mit Abstand 297a 16d zu den Finsternissen 418/447 und 939/968

In einer früheren Arbeit zu Mondfinsternissen und Jupiterbedeckungen tauchte für mich überraschend der mehrfach wiederkehrende Zeitabstand von 297a und 14-16 Tagen auf. Ich nenne den Zeitraum in der Folge T-Finsternis-

verschiebung (TFiVer). Eine Analyse zeigt, dass etwa 60 % der etwa 270 totalen und ringförmigen Finsternisse der alten Welt von Island bis in den Nahen Osten zwischen 20 und 1500 um TFiVer in die gleiche Großregion (nicht irgendwohin auf die Erde) verschiebbar sind.

Exakte Rückrechnungsfolgen von Finsternissen mit Zeitdifferenz TFiVer zur Finsternis 418: Spuren weltweit verteilt, Finsternis 939 gehört nicht zu dieser Sequenz.

zur Finsternis 418:

16.06. -176 , 02.07. 121 , 19.07. 418 , 04.08. 715 , 20.08. 1012 , 04.09. 1309

zur Finsternis 447:

20.11. -147 , 07.12. 150 , 23.12. 447 , 07.01. 745 (ab 25.01. 1042 keine Finsternis mehr)

zur Finsternis 939:

19.07. 939 (keine Finsternis zwischen 02.07. 48 und 04.09. 1236)

zur Finsternis 968:

04.11. 77 , 20.11. 374 , 07.12. 671 , 22.12. 968 , 08.01. 1266

Diesen wenigen Daten will ich keine Spekulationen folgen lassen. Klar ist aber, dass bei Annahme einer PhZ von 297a 16d sich die bisher datierten Finsternisse von 418 und 447 nahtlos auf die Jahre 121/150 verschieben lassen würden. Dieser nur wenige Perioden dauernde „Zyklus“ kann, muss aber nicht mit dem Wert der/einer PhZ zusammenhängen. Bemerkenswert ist: Bei 297a und 16 ± 1 Tag Dauer wird die Lunation erhalten und bei passenden Eckpunkten (je nachdem, welche Jahre im jul. Schaltjahrzyklus dies sind) auch der Wochentag. (Vgl. Tabelle 4 auf der Folgeseite)

Ausblick zu Rückrechnungen mit unterschiedlichen Delta-T

Zu den oben dargestellten Rückrechnungen von Finsternissen sowie zur Finsternis, die Theon von Alexandria 364 zugeordnet wird, sind „Variationen in Delta-T“ im Gang, d.h. Berechnungen und Darstellungen der Finsternispfade und Finsternisgrade mit von Morrison/Stephenson [2004] abweichenden Delta-T-Funktionen inklusive der „tidal function“ und mit einfachen, um die PhZ = 297a verschobenen Funktionen. Jan Beaufort [2009] hat, wie ich erst jetzt bemerkte, damals zur Finsternis des Theon von Alexandria und zur Problematik Delta-T wichtige Bemerkungen gemacht.

Ausblick zu weiteren Rückrechnungen und der Verankerung antiker Zeitzählungen

Die einem Bericht von Theon zugeordnete rückgerechnete Finsternis 364 erscheint für Alexandria mäßig partiell, weshalb berechtigte Zweifel an der

Tabelle 4: Ergänzende Anmerkungen nach Prüfung der Finsternisliste in der untersuchten Arbeit von Herrmann: Tabelle aus Herrmann und Ergänzungen (Kursiv)

Alle diese Finsternisse habe ich mit Software Alcyone und dem Delta-T Modell von Morrison/Stephenson 2004 nachgerechnet. Totale oder fast totale, ringförmige oder fast ringförmige Finsternisse in Chiaves, Länge = 7° 28' 12" West; Breite = + 41° 44' 1

Finsternisgröße bei Herrmann: t: total; ft: fast total; r: ringförmig; fr: fast ringförmig;

Datum	Art Finsternis nach Herrmann	Größe mit MS2004	Anmerkungen
19.07. 418	ft	0,995	
17.03. 443	fr	0,971	<i>Keine Überlieferung bekannt, auch nicht Hydatius</i>
23.12. 447	t	1,000	
24.02. 453	fr	0,927	<i>Bei Herrmann falscher Datumswert 24.12.</i>
12.04. 655	ft	0,981	
04.09. 666	t	1,013	
03.06. 718	ft	0,968	
09.01. 753	fr	0,923	
17.09. 833	t	0,992	
05.05. 840	ft	0,964	
17.06. 912	t	1,003	
17.08. 939	-	0,944	<i>Fehlt bei Herrmann Hypersaros zur Finsternis 418</i>
22.12. 968	-	0,886	<i>Fehlt bei Herrmann. Hypersaros zur Finsternis 447.</i>
01.07. 1079	t	0,951	
06.12. 1192	r	0,960	
27.11. 1201	r	0,954	
03.06. 1239	t	1,000	
26.06. 1321	fr	0,994	
17.08. 1384	ft	0,969	
16.06. 1406	t	1,006	
19.08. 1411	fr	0,963	
07.06. 1415	ft	0,981	<i>"Konstanzer Konzilsfinsternis", Größe 102 %. Die Anklage von Jan Hus fand zur Totalität statt.</i>
29.07. 1478	t	1,030	
16.03. 1485	ft	0,958	
21.08. 1560	ft	0,992	
07.03. 1598	ft	0,953	
10.07. 1600	ft	0,956	
27.01. 1683	r	0,928	

Zuordnung aufkommen. Verschiebungen und geänderte Delta-T zeigen interessante erste Ergebnisse. Die von Theon zur Datierung verwendete Ära Nabonassar ist anscheinend nach einem Keilschrifttext an eine rückgerechnete Mondfinsternis vom 09.04. 731 BC angekoppelt worden. Wenn das stimmt, bringen alle mit Nabonassar datierten astronomischen Erscheinungen unweigerlich Zirkelschlüsse mit sich.

Aus der mathematischen Chronologie von Ideler [1825] erfahren wir, dass bei Thukydides in seinem Werk *Über den peloponnesischen Krieg* erwähnte Finsternisse dem Theologen und Chronologen Petavius (Denis Pétau, 1583–1652) zu chronologischen Abstimmungen mit den Olympischen Spielen dienten [Ginzel, II: 374]! Er war ein Zeitgenosse des Chronologen Joseph J. Scaliger.

Die Chronologie nach Olympiaden (über attische Zählung nach Archonten, spartanische Zählung nach Ephoren und Zählung der Priesterinnen in Argos durch Timaios) ist – zumindest nach den ‘Abstimmungen des Petavius’ – an Finsternisse gekoppelt!

Über die Bemühungen zur Festlegung des Zeitpunktes der Gründung von Rom (ab urbe condita, 753 BC) mittels Rückrechnungen von Finsternissen, beginnend mit der Kalenderreform Julius Cäsars, berichtet Ginzel in seiner *Mathematischen Chronologie* [II: 195].

Wenn die alten Jahreszählungen an antiken Finsternisüberlieferungen und an in antiker Zeit gemachten Rückrechnungen hängen, dann hängen auch die Zählungen nach Anno Domini in den letzten tausend Jahren daran. Es ist dann keine Beweisführung pro oder contra Phantomzeithypothese mittels Finsternisrückrechnungen möglich. Die schon Jahrzehnte alte Bemerkung Illigs, dass bei Bewertung von Rückrechnungen mittels Finsternissen Vorsicht wegen Zirkelschlüssen notwendig ist, ist also gerechtfertigt.

Die Zeitsysteme, deren Struktur, Konstruktion und die Kopplungsmethoden an das für alle modernen Rückrechnungen verwendete julianische Datum JD, in denen alle Finsternisberichte bzw. deren Überlieferungen vorliegen, müssen weiter untersucht werden. Das ist bisher nicht in der notwendigen Tiefe geschehen, weder von Historikern noch von Astronomen. Die beiden Artikel in Heft 3/2003 [Illig; Beaufort] sehe ich als Menetekel!

Ein genaues Studium der Kalenderreform Cäsars, der Olympiadenzählung, der Ära Nabonassar kann weiter führen. Eine Untersuchung über die Art und Weise der chronologischen Abstimmungen des Petavius [wiki → Denis Pétau] könnte von großem Nutzen sein. Dies übersteigt aber meine Möglichkeiten und Fähigkeiten bei weitem. Kompetente Zeiteinsparer, aber nicht nur diese, seien hiermit zur Herkulesarbeit ermuntert!

Literatur

Vorbemerkung: Das beliebte freie Programm *Stellarium* ist für die Nachbildung historischer Finsternisse völlig ungeeignet – es enthält keine Berücksichtigung von Delta-T! Die Planetariumsprogramme *Redshift* geben keine Delta-T-Angaben und erlauben keine Auswahl und/oder Eingabe von Delta-T. Ähnliches gilt für *Celestia*.

Alcyone: Finsternisprogramm. Beschreibung:

http://www.alcyone.de/alcyone_eclipse_calculator.html

Beaufort, Jan (2003): Die Fälschung des Almagest und ihre Verdrängung durch Franz Krojer (Das Scheitern der Archäoastronomie II); *Zeitensprünge* 15 (3) 508-515

- (2009): Eine Sonnenfinsternis Theons von Alexandria. Vom Umgang mit antiken Finsternisberichten; *Zeitensprünge* 21 (1) 99-108

<http://www.fantomzeit.de/?p=1535>

bergh = Bergh, Sidney van den (o.J.): *A catalogue of Eclipse Cycles*;

<http://www.staff.science.uu.nl/~gent0113/eclipse/eclipsecycles.htm>

Bidez, Joseph (Hg. 1913): *Philostorgius: Kirchengeschichte*, Leipzig

Burgess, Richard W. (1993): *The "Chronicle of Hydatius" and the "Consularia Constantinopolitana"*. *Two contemporary accounts of the final years of the Roman Empire*; Oxford

Carmen Cardelle de Hartmann, Maria (1994): Philologische Studien zur Chronik des Hydatius von Chaves; Stuttgart, in *Palingenesia* Band 47

Demandt, Alexander (1970): *Verformungstendenzen in der Überlieferung antiker Sonnen- und Mondfinsternisse*; Mainz

Esenak, Fred (2009 last update): *Five Millennium Catalog of Solar Eclipses. -1999 to +3000 (2000 BCE to 3000 CE)*; NASA

Gent, Robert von (o. J.): *Delta-T Modelle*;

<http://www.staff.science.uu.nl/~gent0113/deltat/deltat.htm>

Ginzel, Friedrich Karl (1906/1911/1911): *Handbuch der mathematischen und technischen Chronologie*, 3 Bände, Leipzig. Bei Google books

hbar = *Ancient and early medieval eclipses in european sources*

<http://hbar.phys.msu.ru/gorm/atext/ginzele0.htm>

Herrmann, Dieter B. (2000): Herrmann: „Nochmals: Gab es eine Phantomzeit in unserer Geschichte?“; *Acta Historica Astronomiae*, Vol. 10

Ideler, Ludwig (1825): *Handbuch der mathematischen und technischen Chronologie*, 1. Band, Berlin. Bei Google books

Illig, Heribert (2010): Münzen zur Wikingerzeit; *Zeitensprünge* 22 (2) 435-456 (insbes. der Abschnitt über „Die Lösung der Rätselgleichung“)

- (2003): Rückweisung der bislang gewichtigsten Kritik an der Phantomzeitthese (Das Scheitern der Archäoastronomie I); *Zeitensprünge* 15 (3) 478-507

- (1999): *Wer hat an der Uhr gedreht?* München

Krojer, Franz (2003): *Die Präzision der Präzession*; München

- Download von Website möglich: <http://www.aryabhata.de/illig/demandt.pdf>

Meeus, Jean (1997): *Mathematical Astronomy Morsels*; Richmond (VA)

- (⁴1988): *Astronomical Formulae for Calculators*, Richmond (VA)
- Morrison, L. V. / Stephenson, F. Richard (2004): Historical values of the Earth's clock error DT and the calculation of eclipses; *Journal for the history of astronomy* Jg. 35, 327-336
- NASADeltaT = NASA/Meeus Katalog: Anmerkungen zu Delta T;
<http://eclipse.gsfc.nasa.gov/SEcat5/deltat.html>
- NASA/Meeus Katalog;
<http://eclipse.gsfc.nasa.gov/SEcat5/SEcatalog.html>
- Finsterniskarten siehe <http://eclipse.gsfc.nasa.gov/SEpubs/5MCSE.html>
- Newton, Robert Russell (1970): *Ancient astronomical observations and the acceleration of the Earth and Moon*; John Hopkins University Press 1970
- Pétau, Denis: Download <http://hbar.phys.msu.ru/gorm/fomenko/petavius.htm>
- Scaliger, Joseph Justus (1629); *Opus de emendatione temporum*; bei *Google books*
- (o. J.): Webdiskussion zu seinen Methoden:
http://de.geschichte-chronologie.de/index.php?option=com_kunena&Itemid=152&func=view&catid=4&id=4618
- Starke, Ronald (2010): *Astronomische Untersuchung zur Widerlegung der Chronologierevision*; München
- wiki = *Wikipedia* ↔ entsprechender Artikel

norbert.giesinger@aon.at

(Bei Bedarf Postadresse beim Autor per Mail erfragen)

Electric Universe 2013 – The Tipping Point

Ein Konferenzbericht

Andreas Otte

Einleitung

Wie bereits angekündigt [Otte 2012b, 706], fand die diesjährige Electric-Universum-Konferenz (Electric Universe 2013 – The Tipping Point) vom 3.1.–6.1. 2013 mit immerhin 170 Teilnehmern in Albuquerque statt. Knapp 40 Vorträge und 2 Panels waren auf $3\frac{1}{4}$ Tage verteilt und bildeten ein dicht gedrängtes Programm. Teilnehmern der letztjährigen NPA-Konferenz war die Lokalität bereits vertraut, für andere bildeten die kurzen Wege und der gelegentlich direkt am Tagungssaal verfügbare Kaffee eine willkommene Abwechslung gegenüber der Konferenz in Las Vegas [Otte 2012a, 212]. Ob allerdings Albuquerque im Winter für zukünftige Konferenzen wirklich eine tolle Idee ist, darf durchaus bezweifelt werden.

Im Westen (fast) nichts Neues

Wie in der abschließenden Abwägung [Otte2012a, 227] bereits vermutet, ist die Bereitstellung von interessanten EU-Themen im Jahresabstand für eine mehr als dreitägige Konferenz nicht ganz einfach. Das zeigte sich in der Konferenz an dem hohen Anteil von „sonstigen“ Beiträgen, d.h. Beiträgen, die nicht unbedingt zum Kernbereich des Themas *Elektrisches Universum* gehören wie auch an gewissen Wiederholungen. Erneut hielt z.B. Gerald POLLACK einen Vortrag über strukturiertes Wasser, der für Teilnehmer der vorjährigen Konferenz (geschweige denn der NPA-Konferenzen) nur wenig Neues brachte. Dieser Eindruck wurde noch dadurch verschärft, dass auch der seit kurzem in Pollacks Labor arbeitende Alireza MOAYED (ein Electric Universe-Stipendiat) zu diesem Thema vortrug. Auch Paul ANDERSON wiederholte seinen NPA-Vortrag vom Sommer, in dem er statistische Vergleiche zwischen elektrischen Entladungsmustern und geologischen Formationen anstellte. Lediglich für Teilnehmer nur der EU-Konferenzen war der Beitrag wirklich neu.

Nicht weiter überraschend war ein erneuter Versuch von David TALBOTT, seine Überlegungen zum Saturn-Mythos auf eine Stunde zu komprimieren. Es gelang ihm 'natürlich' auch diesmal nicht, das Thema im vorgegebenen Zeitrahmen unterzubringen. Der zweite Teil seines Vortrags ersetzte das wegen der krankheitsbedingten vorzeitigen Abreise von Marinus Anthony „Rens“ VAN DER SLUIJS ausgefallene Panel zur Mustererkennung als Fenster in die Vergangenheit.

„Sonstige“ Beiträge

Bei den „sonstigen“ Beiträgen fiel insbesondere der große Block von Vorträgen auf, die sich kritisch mit der Standard-Kosmologie auseinandersetzten, vertreten durch Stephen CROTHERS (*Unmöglichkeit schwarzer Löcher und Fehler der Relativitätstheorie*) [Youtube 2013c/d], James SORENSEN (*Halton Arp*), Ralph BIGGINS (*Vermessung des Kosmos*) und Ron HATCH (*GPS und Relativitätstheorie*). Besonders Stephen Crothers hatte die Lacher auf seiner Seite, als er die logischen und mathematischen Probleme der Theorien zu Schwarzen Löchern und der Relativitätstheorie präsentierte. Dieser Vortragsblock enthielt wirklich interessante Themen und hob sich durch Substanz deutlich von den anderen „sonstigen“ Beiträgen ab. Besonders Mae-Wan Ho (*Wasser ist elektrisches Leben, Befreiung von Wissenschaft und Phantasie*), die auch die ‘Keynote’ der Veranstaltung gab, kann als Vortragende durchaus als Reifall bezeichnet werden. Man sollte eigentlich von Vortragenden erwarten, dass sie für eine Veranstaltung ein wenig nach rechts und links auf die Titel anderer Vorträge schauen. Man konnte daher förmlich spüren, wie die Luft aus dem Saal wich, als Ho munter Wasser in größeren Mengen durch Schwarze Löcher ‘produzieren’ ließ. Insgesamt hinterließ die ‘Keynote’ einen ziemlich inkohärenten Eindruck, vielleicht auch deshalb, weil Ho’s meist gebrauchtes Wort die „Quantenkohärenz“ war, ohne auch nur mit einem weiteren Wort zu erklären, worum es sich dabei eigentlich handelt. Auch die Vorträge von Rupert SHELDRAKE (Morphische Felder) und Dean RADIN (Experimente zu parapsychologischen Themen) litten darunter, dass sie teilweise auf quantenphysikalischen Erklärungsmodellen aufsetzten, während ein Großteil der Zuhörer neben der Relativitätstheorie gerade die Quantenphysik als einen wesentlichen Teil des Problems der heutigen Physik ansieht.

Panels

Von den ursprünglich vorgesehenen drei Panels, also Podiumsdiskussionen mit Sachverständigen, fanden nur zwei statt. Im ersten Panel ging es um die aufstrebende Wissenschaft des Lebens. Ein Moderator suchte zunächst aus vorbereiteten und selbst überlegten Fragen einige aus und stellte sie abwechselnd den ‘Panelisten’. Danach war das Mikrofon frei für Fragen aus dem Publikum. Das zweite Panel beschäftigte sich mit offenen Fragen zum und typischen Missverständnissen im Zusammenhang mit dem Modell des Elektrischen Universums. Ursprünglich war das zweite Panel von den Initiatoren als eine lockere Diskussion über offene Fragen zum EU-Modell geplant gewesen, welche die Konferenzteilnehmer hätten verfolgen sollen. Die Organisatoren der Konferenz modifizierten das ursprüngliche Konzept aber dahingehend, dass zusätzliche, nicht gerade passende Panelisten aufgenommen und ein

unbekannter, externer Moderator verpflichtet wurde. Die ursprüngliche Idee wurde also in das Panel-Schema gepresst. Hier wurde eine Chance verpasst, ein neues Format zu testen. Die Panels dieser Konferenz waren bei weitem nicht so interessant wie die letztjährigen in Las Vegas.

Lichtblicke

Es gibt aber auch Positives zu berichten. Wie gewohnt war Mel ACHESON mit vier kleinen „philosophischen“ Beiträgen vertreten, die zum Nachdenken und Schmunzeln anregten. Evan CAMP, ein Lehrer und EU-Stipendiat (einer von insgesamt 13) lieferte einen wirklich vorzüglichen Vortrag darüber ab, wie man Schüler mit noch ungeklärter Wissenschaft ganz im Sinne des Lehrplans begeistern kann. Die eigentlichen ‘Kracher’ der Konferenz waren aber die Vorträge von Marinus Anthony VAN DER SLUIJS und von Bob JOHNSON.

Der Vortrag über *die sichtbare polare Weltachse in den Weltmythologien* von VAN DER SLUIJS wurde allerdings von Bill MULLEN präsentiert, da van der Sluijs, wie oben bereits erwähnt, wegen einer Erkrankung schon am ersten Tag der Konferenz wieder abreisen musste. Was sich im letzten Jahr mit der Veröffentlichung der *Traditionellen Kosmologie* [Sluijs] bereits andeutete, wurde nun Realität. Van der Sluijs attackierte, basierend auf seiner Analyse und Zusammenstellung der Weltmythologien, die Vorstellung einer einzelnen sichtbaren polaren Achse, einen wesentlichen Baustein von David TALBOTTs Saturn-These [Otte 2012a, 224]. Stattdessen sieht er mehrere Streamer über allen Erdteilen – auch in Übereinstimmung mit Birkelands Terrella-Experimenten, die ähnliche Effekte zeigten. Van der Sluijs ging auch auf deutliche Distanz zu Anthony PERATT, der ein singuläres Plasmaphänomen über dem Südpol für viele der weltweit aufgefundenen, außergewöhnlichen Petroglyphen verantwortlich macht [Peratt]. Van der Sluijs hat einige Expeditionen mit Peratt zur Katalogisierung der Petroglyphen unternommen und gemeinsam mit ihm zur Südpolthese veröffentlicht.

Es spricht für van der Sluijs, dass er in der Lage ist, sich von einmal gemachten Aussagen und Arbeiten zu distanzieren, wenn er mit neuen Daten konfrontiert wird und/oder ein Review alter Daten neue Informationen liefert. Mehr noch, er wirft Peratt inzwischen sogar ‘cherry picking’ vor, d.h. Unpassendes bei der weltweiten Untersuchung der Petroglyphen einfach ignoriert zu haben. Das deckt sich auch mit meinen eigenen Beobachtungen auf mehreren Reisen durch den Südwesten der USA während der letzten Jahre. Nicht nur dass bei einigen Petroglyphen Richtung und/oder Winkel für eine einzige Südpolkonfiguration nicht stimmen; auch haben die schwarzen, gesteinsbedeckenden Schichten, in die Petroglyphen oftmals gekratzt wurden, mit hoher Wahrscheinlichkeit gerade erst einen solchen Event zur Ursache. Die Petro-

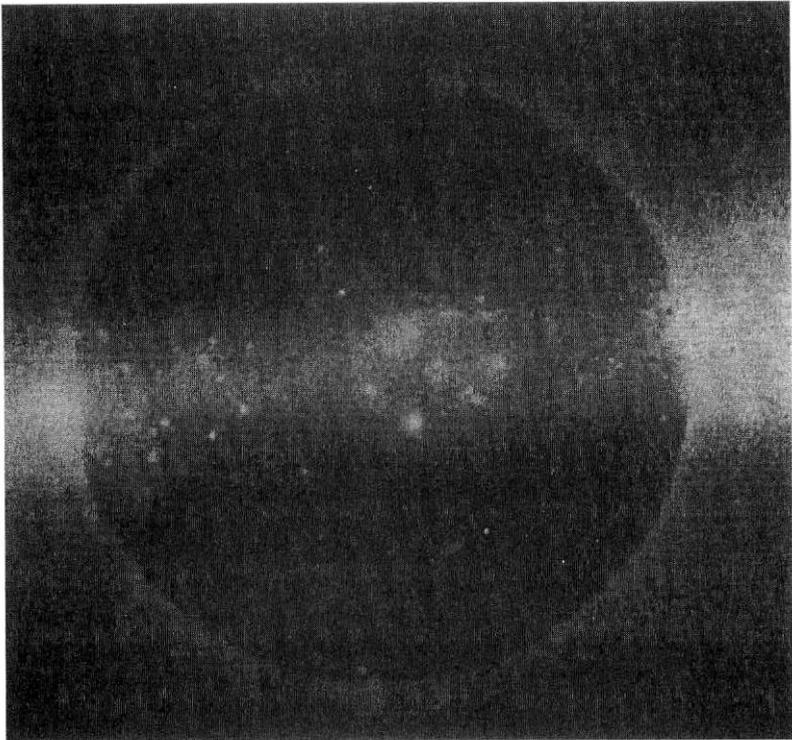
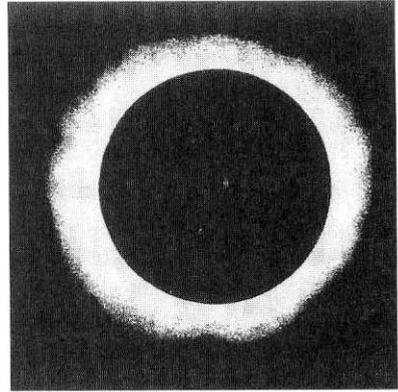
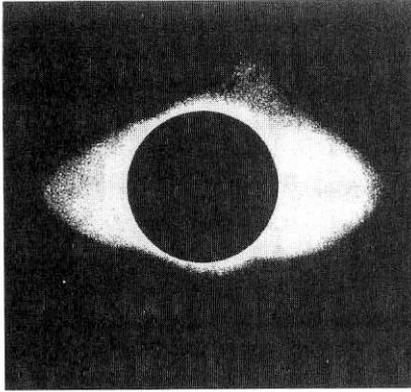


Abb. 1: Korona, Sonnenflecken-Minimum und -Maximum [Newton]

Abb. 2: Terrella als Kathode [Birkeland]

glyphen können also nicht im Angesicht des Plasma-Phänomens selbst erstellt worden sein, sondern sind wahrscheinlich später aus der Erinnerung der wenigen Überlebenden entstanden. Man darf gespannt sein auf VAN DER SLUIJS demnächst erscheinenden Band 5 seiner *Traditionellen Kosmologie*, in dem er seine Interpretationen der Daten der ersten vier Bände vorlegen wird.

Ein Szenario mit mehreren Plasma-Vortexen über der Erde stimmt auch gut mit dem Konferenzvortrag von Michael STEINBACHER überein, der auf Grund von Oberflächenmerkmalen und geologischen Überlegungen zu dem Schluss gekommen ist, dass ein solches Phänomen das Colorado Plateau heimgesucht hat. Ein etwa 400 Meilen durchmessender Ring, in etwa zentriert um 'Four Corners' (Utah, Colorado, New Mexico, Arizona als einziges Vierländereck in den USA), zeigt die nach seinen Überlegungen typischen Materialien (Basalte ohne Vulkane, Oberflächengranite, metamorphe Gesteine usw.) und Strukturen für ein solches Geschehen.

Die andere große Überraschung der Konferenz war der Vortrag von Bob JOHNSON. Er wagte es, das eigentlich schon seit Jahrzehnten in der Kosmologie des Elektrischen Universums nahezu unverrückbar gesetzte Modell der Sonne als einer Anode (positive Ladung gegenüber der Umgebung) in Frage zu stellen. Es ging wohlgemerkt nicht um das elektrische Modell an sich, sondern um notwendige Modifikationen angesichts neuer Daten. Er präsentierte zunächst die unterschiedlichen elektrischen Modelle für die Sonne und deren Entwicklung im Laufe der Zeit von Alfvén über Juergens/Milton zu Thornhill und Scott [Otte 2012a, 217-218]. Obwohl das gegenwärtige Modell der elektrischen Sonne deutlich besser ist als das thermonukleare, ist es doch nicht frei von Widersprüchen und Ungereimtheiten.

So widersprechen sich z.B. die Ideen von Alfvén und Juergens zum Stromkreis der Sonne. Ein Modell lässt Strom durch die Photosphäre fließen, das andere nicht. Scotts Modell [Otte 2008, 767] vereinigt beide Ideen, indem er den Strom über die Pole in die Photosphäre eindringen und am Äquator wieder verlassen lässt. Aber die Photosphäre umhüllt die gesamte Sonne, es gibt keinen Unterschied zwischen der Polarregion und dem Äquator. Oder: Die Korona der Sonne verändert zyklisch ihre Form, sie bildet in definierten zeitlichen Abständen einen Torus aus (Abb. 1). Dieser Torus soll nach Scott, so führte Johnson aus, eine ausgleichende positive Ladung liefern und die Sonnenflecken erzeugen. Das Problem ist nur, dass sich der Torus beim Sonnenfleckenminimum ausbildet und beim -maximum verschwindet. Auch die Quelle dieser positiven Ausgleichladung ist seiner Meinung nach noch nicht ausreichend erklärt. Andere Kritik bezieht sich auf nicht nachweisbare Driftströme, die das Modell vorhersagt, sowie unerwartete Elektronentemperaturen und -geschwindigkeiten.

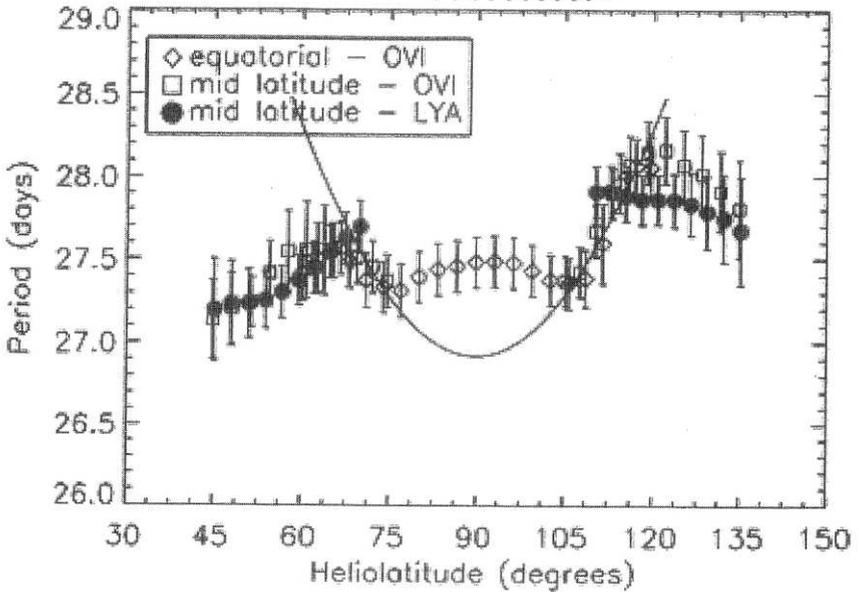
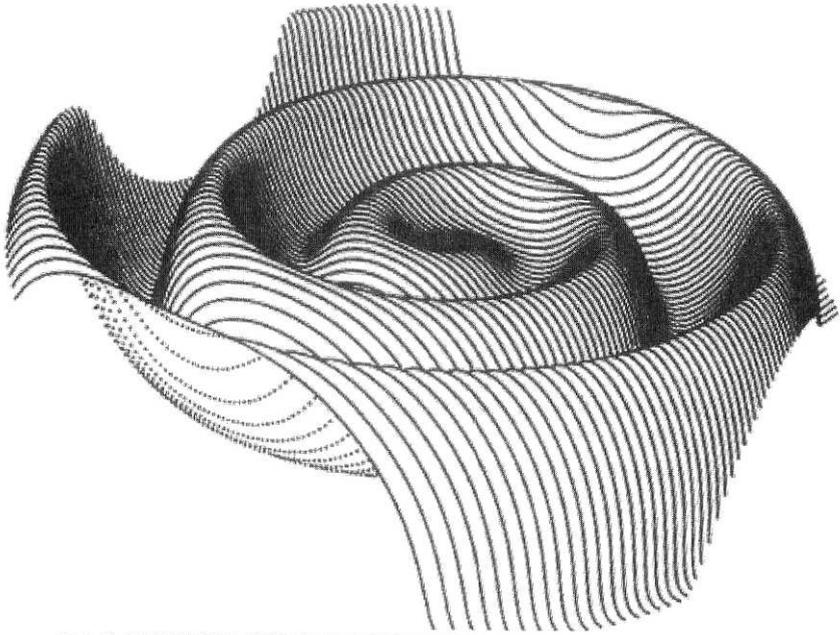


Abb. 3: Heliosphärische Stromschicht/ Parker Spirale [Jokipii/Thomas]

Abb. 4: Rotation von Korona (Messpunkte) und Photosphäre (Parabel) [Giordano/Mancuso]

Wie also kam Juergens auf sein Modell einer Anoden-Sonne, welches die Überlegungen der letzten Jahrzehnte so nachhaltig beeinflusst hat? Eine Untersuchung seiner Artikel aus den siebziger Jahren und der darin vorgelegten Quellen erbringt für Johnson kein befriedigendes Ergebnis. Es wird nicht klar, wie Juergens zu seinem Anoden-Modell auf Basis der von ihm angegebenen Quellen gekommen ist. Auch das gegenwärtige, gegenüber Juergens ursprünglicher Idee modifizierte Modell der Sonne im Elektrischen Universum hat trotz der Anpassungen mit den gleichen Problemen zu kämpfen. Johnson stellt daher die Frage, ob nicht immer noch versucht wird, ein Modell zu modifizieren, welches von vornherein fehlerhaft war. Seine Analyse der zur Verfügung stehenden Daten führt ihn zu dem Schluss, dass die Sonne eher eine Quelle hochenergetischer Elektronen (Kathode) ist, die durch einen Doppelschirm an Ort und Stelle gehalten werden, als eine abgeschirmte Quelle positiver Ionen in einer Anoden-Sonne.

Er weist darauf hin, dass es unterschiedliche Varianten von Doppelabschirmungen gibt, nämlich einerseits spannungsfreie, die Plasma-Bereiche mit unterschiedlichen Eigenschaften (z.B. Temperatur und Ionisierungsgrad) voneinander abgrenzen und andererseits sogenannte spannungstragende, wie sie sich z.B. in einer Schattenkreuzröhre (Crookes-Röhre) bilden. Die Partikelbeschleunigung in beiden Varianten ist ähnlich, aber die eine Variante wird durch eine externe Spannung gesteuert, die andere nicht.

Johnsons neues Modell sieht im Inneren der Sonne einen stabilen, kräftefreien Plasmoiden (ein Birkeland-Strom in einer geschlossenen Schleife). Ein solcher Plasmoid könnte in einer sogenannten Kink-Instabilität eines galaktischen Birkeland-Stromes entstehen und würde hochenergetische Elektronen enthalten, die durch eine kräftefreie Doppelabschirmung von dem umgebenden Plasma getrennt sind. In Scotts Modell sind Sonnenflecken Löcher in der Abschirmung, durch die positive Ionen austreten. Die beobachteten Bewegungen an den Sonnenflecken deuten jedoch darauf hin, dass sich etwas hineinbewegt. Birkelands Experimente mit der Terrella als Kathode zeigen ein von der Sonne her vertrautes Bild (Abb. 2) mit einem Gürtel von Sonnenflecken.

Alfvén argumentierte bereits 1941 in einem seiner ersten Modelle des Sonnenstromkreises damit, dass die verteilten, am Magnetfeld der Sonne ausgerichteten Ströme die Rotation der Heliosphärischen Stromschicht (Abb. 3) verursachen (in einer Art Faraday-Motor), auch kurz HCS (Heliospheric Current Sheet) genannt. Diese sogenannten Alfvén-Ströme scheinen mehr für eine Rotation und einen Momententransfer verantwortlich zu sein, als für die Vorgänge in und an der Photosphäre. Aber in welcher Richtung wird das Moment transferiert?

Die Rotation der Sonnenkorona entspricht zudem nicht der Rotation der Photosphäre. Diese zeigt, aufgetragen gegen die Breite, eine differentielle

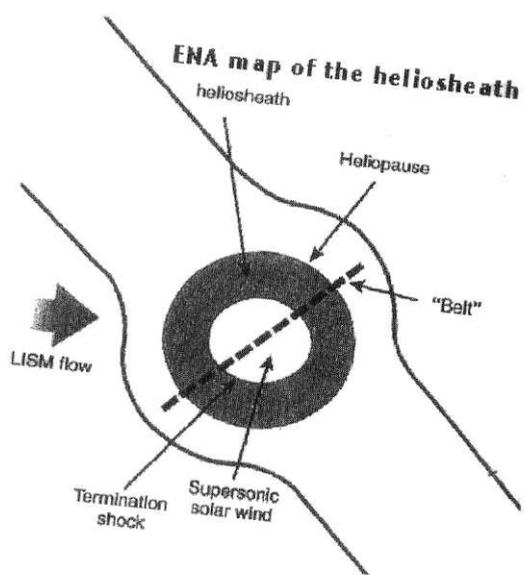
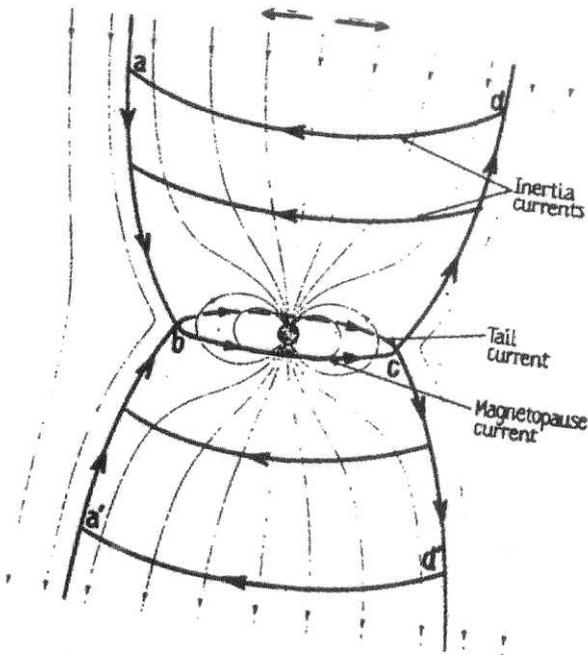


Abb. 5: IBEX-Pinch [Alfvén]
 Abb. 6: IBEX-Bulge [Krimigis]

Rotation, die Korona nicht (Abb. 4). Die Korona rotiert an den Polen schneller als die Photosphäre. Das spricht dafür, dass nicht die Photosphäre die Rotation der Korona steuert, sondern dass eventuell die HCS die Korona antreibt. Aber woher kommt dann die Rotation der HCS?

Die Ergebnisse der IBEX-Mission scheinen darauf hinzudeuten, so Johnson, dass sich die Heliosphäre im Inneren eines galaktischen Birkeland-Stromes befindet. An dieser Stelle wird sich der Birkeland-Strom entweder ausbeulen (so in NASA-Darstellungen, Abb. 6) oder einschnüren (Abb. 5 aus Sicht des Elektrischen Universums). In jedem Fall wird sich ein Versatz ergeben, der durch eine Verschiebung von Plasma automatisch ausgeglichen wird. Wenn sich das Plasma von Außen nach Innen bewegt, wird das Moment des spiralförmig rotierenden Birkeland-Stromes entsprechend übertragen und könnte die Rotation der HCS bewirken. Während des nächsten Zyklus (bei gleicher Rotation der Sonne, aber umgedrehter Ausrichtung des Magnetfeldes) würde die Korona die HCS betreiben. Nach diesen Überlegungen würde der 22-jährige Zyklus der Sonne darauf beruhen, dass während der ersten 11 Jahre der galaktische Stromkreis in das Sonnensystem hineinfließt, während er in den nächsten 11 Jahren wieder hinausfließt.

Stimmen diese Überlegungen? Ist die Kritik an Juergens Arbeit und damit am Anoden-Modell berechtigt? Weitere Forschungen sind notwendig. Zumindest, so regt Bob Johnson an, sollte man das im letzten Jahr vorgestellte SAFIRE-Experiment [Otte 2012a, 218], das nunmehr in die heiße Phase geht, so auslegen, dass man auch das alternative Plasmoid-Kathodenmodell testen kann und nicht durch die Konstruktion bereits auf eine Sichtweise festgelegt ist.

Abschluss

Den Abschluss der Veranstaltung bildete wieder ein Bankett mit der Möglichkeit, die Konferenz am Mikrofon zu kommentieren, was insbesondere von den EU-Stipendiaten ausgiebig genutzt wurde. Wenn es bei dieser Konferenz einen 'Umkipppunkt' gab, dann sicherlich den, dass eindeutig zu viele „sonstige“ Themen eine Rolle spielten. Dann lieber doch eine kürzere, auf Kernthemen fokussierte Konferenz. Immerhin hat sie eines aufgezeigt: Es kann auch in den Kernbereichen noch Überraschungen geben.

Zudem wird es außerordentlich interessant sein, in den kommenden Monaten zu beobachten, wie mit der Herausforderung durch Marinus van der Sluis und besonders Bob Johnson umgegangen werden wird. Die ersten Anzeichen waren allerdings nicht sonderlich ermutigend, denn es wurde fast zwei Monate so getan, als hätte Johnson überhaupt nicht gesprochen. Inzwischen ist allerdings sein Konferenzbeitrag [Youtube 2013b] auf dem Videokanal des Thunderbolts-Projekts [Youtube 2013a] verfügbar.

Literatur

- Alfvén, Hannes (1981): *Cosmic Plasma* Vol. 2; Dordrecht
- Birkeland, Kristian (1913): *The Norwegian Aurora Polaris Expedition 1902-1903*, Part II; Christiania
- Giordano, S. / Mancuso S. (2008): Coronal rotation at solar minimum from UV observations, in *The Astrophysical Journal* Vol. 688, 656-668
- Jokipii, J. R. / Thomas, B. T. (1981): Effects of drift on the transport of cosmic rays. V. Modulation by a wavy interplanetary current sheet; in *The Astrophysical Journal* Vol. 243, 1115
- Krimigis, S. M. u.a. (2009): Imaging the Interaction of the Heliosphere with the Interstellar Medium from Saturn with Cassini; in *Science*; 13.11., Vol. 326 no. 5955, 971-973
- Newton, Harold William (1958): *The Face of the Sun*; Baltimore
- Otte, Andreas (2008): Das Elektrische Universum. Eine Übersicht – Teil II; in *Zeiten-sprünge* 20 (3) 757-777
- (2012a): Electric Universe Conference 2012. The Human Story; in *Zeiten-sprünge* 24 (1) 212-228
- (2012b): Veranstaltungen – hier und dort; in *Zeiten-sprünge* 24 (3) 702-709
- Peratt, Anthony L. (2003): Characteristics for the Occurrence of a High-Current, Z-Pinch Aurora as Recorded in Antiquity; in *IEEE Transactions on Plasma Science* 31 (6) 1192-1214
- Sluijs, M. A. van der (2011): *Traditional Cosmology. The Global Mythology of Cosmic Creation and Destruction*, Volume I-IV; London
- Youtube (2013a): *Thunderbolts Project Video Channel*;
<http://www.youtube.com/user/thunderboltsproject>
- (2013b): BOB JOHNSON: *The Electric Sun Revisited* | EU 2013;
<http://www.youtube.com/watch?v=JWpPetpI50U>
- (2013c): STEPHEN CROTHERS: *Black Holes & Relativity, Part One* | EU 2013;
<https://www.youtube.com/watch?v=Q185InpONK4>
- (2013d): STEPHEN CROTHERS: *Black Holes & Relativity, Part Two* | EU 2013;
<https://www.youtube.com/watch?v=CHZ5O0jTH8A>
- Andreas Otte, 33813 Oerlinghausen, Dalbker Str. 54 a,
andreas.otte@chrono-rekonstruktion.de

Zwei Bücher über das Unbehagen an der heutigen Physik

Rezensionen von Werner Frank

[U. =] Unzicker, Alexander (2012): *Auf dem Holzweg durchs Universum – Warum sich die Physik verlaufen hat*; Hanser Verlag München, 304 S., ill.

Unzicker, der 2010 das Buch *Vom Urknall zum Durchknall – Die abstruse Jagd nach der Weltformel* veröffentlichte, legt nunmehr in einem zweiten Buch nach, das wesentlich breiter angelegt ist als das vorige.

Er beginnt sein Buch mit der Frage seines kleinen Sohnes: „Papa, was ist ein Elektron?“ An ihr macht er den Inhalt des Buches fest: Er schildert ausführlich all die Schwierigkeiten, Zweifel, Irrwege, Sackgassen etc., welche die Physik in den letzten 200 Jahren durchlaufen hat, und zeigt auf, dass das heute sich so geschlossen präsentierende Physikgebäude keineswegs auf einem Königsweg erarbeitet worden ist. Es sind vor allem die Grenzgebiete, an denen die Physik ‘ausfranst’, welche die meisten un- oder halbgelösten Fragen aufwerfen:

„Ausgehend von den elementaren Begriffen unserer Wahrnehmung wie Raum, Zeit und Masse bewegen sich [im Buch] die Themen Atom, Galaxis, Kern und Kosmos in einem Zickzack der Größenordnungen, folgen jedoch der Wissenschaftsgeschichte vom Bekannten zum Unbekannten, vom gesicherten Wissen zum Spekulativen“ [U. 12].

Ein Beispiel: Da hat man schon vor 80 Jahren festgestellt, dass die äußersten Ränder von Galaxien so schnell rotieren, dass diese sich eigentlich schon längst aufgelöst hätten müssen. Woher kommt diese eigentlich unvorstellbare Zentripetalkraft? Also forderte man – unter der Annahme, dass Newtons Gravitationsgesetz dort unverändert gilt – die Existenz von zusätzlichen Massen, die zwar Gravitationskraft ausüben, aber unsichtbar sind: heute „Dunkle Materie“ genannt. Niemand weiß bis zur Stunde, wie diese beschaffen ist. Merkwürdig ist nur, dass unser Sonnensystem offenbar völlig frei von diesem rätselhaften Stoff ist, wo doch, laut Rechnung, bis zu 94 % der kosmischen Gesamtmasse aus ihm bestehen soll. Muss man Newton modifizieren? Ist die These von einer einheitlichen Physik „auf Erden wie am Himmel“, um die Galilei und Kepler heftig gekämpft haben, am Ende passé? Oder unterliegt das Gravitationsgesetz „einer kosmischen Evolution, deren extrem langsame Dynamik uns vielleicht bisher entgangen ist“? [U. 156] Das bis dato völlig abstruse Konzept einer „Dunklen Energie“ geißelt Unzicker im besten Feuilleton-Stil – genüsslich zu lesen.

Noch ein Beispiel: Schon im 17. Jh. war die endliche Lichtgeschwindigkeit bekannt, ebenso Newtons Gravitationsgesetz, aus welchem folgt, dass ein Körper, der dem Schwerefeld der Erde entkommen soll, eine Mindestgeschwindigkeit von ca. 11 km/sec haben muss.

„Zahlreiche Forscher, zuerst der englische Naturphilosoph John Michell im Jahre 1784, haben bemerkt, dass bei einem besonders schweren oder komprimierten Himmelskörper diese Fluchtgeschwindigkeit über der des Lichtes liegen könnte und dieses dort gefangen wäre“ [U. 132], das Grundkonzept des „Schwarzen Loches“, erst 1967 von John Wheeler geprägt.

Dieser war es auch, der die Idee der Gravitationswellen aufbrachte: Fragt man einen Physiker, ob er der Meinung sei, dass sich die Gravitationskraft instantan, d.h. unendlich schnell ausbreite, so erhält man natürlich die Antwort: nein. Also muss es bei endlicher Ausbreitungsgeschwindigkeit auch Gravitationswellen geben. Gegen das Postulat ist nichts zu sagen, es werden seitdem teuerste Experimente gemacht; aber bis heute sind diese Wellen noch nicht richtig nachgewiesen. Ein Fall, der noch lange nicht geklärt ist.

Mit der Elementarteilchen-Physik, also mit der inneren Struktur der Bausteine des Atomkernes, geht Unzicker besonders hart ins Gericht. Der Kern besteht bekanntlich aus Protonen und Neutronen, die weiter strukturiert werden in Quarks, diese kommen in je drei „Farben“ vor und werden durch ‘Leimteilchen’, die „Gluonen“ zusammengehalten, welche wiederum in verschiedenen „Farben“ auftauchen. Das ganze endet mit der string-Theorie, einer „theory of everything“. Lesen muss man das Ganze selber, nicht nur, um sich zu delectieren, sondern um die Tragweite des Anspruches zu erfassen, der in dem sog. „Standard-Modell“ der Kernphysik steckt. Hier steckt die Wurzel für die verzweifelte Suche nach dem Higgs-Teilchen – ohne das ‘Gottesteilchen’ kann das Standard-Modell keine Massen vorausberechnen.

Ein weiterer Punkt der Kritik sind die Neutrinos, postuliert, um beim Beta-Zerfall den Impulssatz zu retten. Teilchen, die masselos oder mit nur minimaler Masse „Lichtjahre von Materie durchdringen, ehe sie sich in einem Detektor zeigen“ [U. 169]. Wir selbst werden ständig von Myriaden dieser Geister-Teilchen durchdrungen, ohne dass wir dieses bemerken können. Der Rezensent gesteht, dass ihm schon als Student das Konzept dieses Teilchens höchst abstrus vorkam, und er äußerte, dass man vielleicht doch den Beta-Zerfall nicht ganz verstanden hätte (ohne allerdings einen Ansatz dazu vorlegen zu können).

Dies sind nur einige wenige der von Unzicker behandelten Themen, vorgestellt, um dem Leser Appetit auf das Buch zu machen. Es ist nicht nur fundiert, sondern auch richtig spannend geschrieben.

Die Lektüre ist nicht nur lehrreich – man bekommt einen Überblick über die brennenden Feuer, die den Physikern das Leben so heiß machen – sondern auch im höchsten Maße vergnüglich. Unzicker weiß, wovon er redet und schließt auch mit einem Epilog, in dem er auffordert, nicht müde zu werden, selber Fragen zu stellen, statt sich auf Autoritäten zu berufen. Somit: allerwärmstens zu empfehlen!

[H. =] Haumann, Raphael (2012): *Physik des Nichts. Warum Urknall, Relativität und Quantenmechanik gescheitert sind*; eBook, entgeltlich herunterzuladen: <http://www.viaveto.de/plasmaverse.html>

Es sieht auf den ersten Blick so aus, als ob die Zielrichtung von Haumanns elektronischem Buch die gleiche wäre wie die von Unzicker, klingt doch der Untertitel ganz ähnlich.

Haumann, der selbst von sich schreibt, er sei kein Physiker, unternimmt einen Generalangriff auf die beiden Grenzgebiete der heutigen Physik, die Physik der übergroßen Dimensionen, also Astrophysik bzw. Kosmologie, und die des Ultrakleinen: Quantenmechanik und Elementarteilchenphysik. Dabei geht er von neuen, von ihm selbst aufgestellten Definitionen aus, an denen er die gegenwärtige Physik zu messen versucht. Er schreibt selbst, „dass, wer diese Definitionen nicht akzeptiert, am besten das Buch gleich aus der Hand legt“ [H. 45]

Durch Andreas Ottos Aufsatz aufmerksam gemacht [3/2012, 735-751], habe ich das Buch nicht gleich zugeklappt, sondern erlaube mir, seine Definitionen einer Kritik zu unterziehen.

Es beginnt damit, dass folgendes „Gegenstand der Physik“ zu sein habe: „Objekt: Das was Form hat“ [H. 44].

Hier zeigt sich überdeutlich, dass hier jemand spricht, der leider die Physik nicht studiert hat – man beobachtet es häufig: Je weniger Leute von einer Sache verstehen, desto mehr interessieren sie sich für deren Grenzgebiete (gilt übrigens nicht nur für die Physik).

Hätte Haumann nur einen einzigen Blick in ein Lehrbuch geworfen, wäre ihm als Kapitel I die „Kinematik des Massepunktes“ begegnet, in dem klar gemacht wird, dass dieses ein „Konzept“ ist, welches von „Objekten“ alles abstrahiert, was für die gegenwärtige Fragestellung unwichtig ist, also z.B. Planeten auf ihrem Umlauf um die Sonne. Planeten werden hier zu Massepunkten, wobei diese auf einen 0-dimensionalen Punkt zusammenschrumpfen, der als einzige Eigenschaft eben nur massebehaftet ist. Jeder Physiker weiß, dass es einen Massepunkt realiter nicht gibt, ja, nicht geben kann. Trotzdem erhellt dieses eine grundlegende Eigenschaft des Physikbetreibens: Nämlich, ausgehend von der jeweiligen Fragestellung, zunächst alles aus dem vorge-

fundenen Material hinauszuerwerfen, was für die Beantwortung der Fragestellung irrelevant ist. Diese Eigenschaft macht ja gerade den Physiker aus: als erstes kräftig zu abstrahieren. Ist die Frage durch Beobachtung und Theorie beantwortet, wird „restrahiert (ich erlaube mir, dieses Wort zu erfinden), das heißt nachgeschaut, ob das an einem Abstraktum gewonnene Ergebnis sich mit der Realität einigermaßen deckt. Die Physik befasst sich also keineswegs mit „Objekten“, sondern nur mit deren von Fall zu Fall verschiedenen Abstraktionen. Das geht im Lehrbuch so weiter: Dynamik des Massepunktes, Dynamik des starren Körpers – bei etwas weniger Abstraktion hat der Physiker jetzt Masse und Form. Weiter zur Mechanik deformierbarer Medien: Hydrodynamik – „Ideale“ Flüssigkeiten und weiter zu „Idealen“ Gasen.

Man kann nun aber eine Wissenschaft nicht dadurch kritisieren, dass man einen neuen Satz von Definitionen aufstellt, die mit denen des Gegenstandes der Kritik nichts zu tun haben. Damit erschöpft sich jedes weitere Eingehen auf den Inhalt des Buches. Es ist eine fast wütend zu nennende Beschimpfung der Schöpfer der modernen Physik. Haumann lässt an Planck, Einstein, Heisenberg und vielen anderen kein gutes Haar, weil sie sich nicht mit seinen Definitionen messen lassen.

Im Gegensatz zu Unzicker: Nicht nur kein Vergnügen, sondern im höchsten Maße Ekel erregend, vor allem durch die von Häme durchsetzte Sprache. Nicht zu empfehlen!

Prof. Dr. Werner Frank, 91807 Solnhofen, Ferdinand-Arauner-Str. 4
wfxfrank@t-online.de

Der Fluch des 20. Jahrhunderts

Richard von Schirach über die Atombombe

Eine Rezension von Heribert Illig

[Sch. =] Schirach, Richard von (2012): *Die Nacht der Physiker. Heisenberg, Hahn, Weizsäcker und die deutsche Bombe*; Berenberg Verlag, Berlin, 271 S.

Nach dem Krieg war vor dem Krieg. Nach vielen Millionen Gefallenen im Ersten Weltkrieg ging es bald darauf um neue, noch wirkungsvollere Waffen. Sie hatten nicht mehr allein Soldaten im Visier, sondern vorrangig Zivilisten. Und es ging um Kontinente, um die Weltherrschaft. Im Wettlauf um die fürchterlichsten Waffen bildete der 17. 12. 1938 einen Wendepunkt: Mit Entdeckung der Kernspaltung durch Otto Hahn und Fritz Straßmann, ihrer physikalisch-theoretischen Erklärung durch Lise Meitner und Otto Frisch und nur Monate später der Kettenreaktion bei ^{235}U – die Urankernspaltung setzt Neutronen frei, die weitere Urankerne spalten können – durch Niels Bohr wird den Wissenschaftlern klar, dass sie über ungeheure Energiepotentiale verfügen, die sich beherrscht in Reaktoren und chaotisch freigesetzt in Bomben nutzen lassen.

Richard von Schirach (* 1942), das jüngste der vier Kinder des Reichsjugendführers Baldur von Schirach, suchte wohl ein Leben weitab nationaler Politik; er studierte Sinologie und übersetzte die Autobiographie des letzten chinesischen Kaisers Pu Yi, die dann als Film von Bernardo Bertolucci ein Welterfolg wurde. Gleichwohl blieb ihm *Der Schatten meines Vaters* [2005] präsent. Und es folgte eine Art Protokoll von der fieberhaften Suche nach Entfesselung der Kernkraft [2012]: *Die Nacht der Physiker*, eine selten eindringliche Schilderung der damals eröffneten Möglichkeit der Selbstzerstörung der Menschheit, versucht von Menschen wie Du und ich, nämlich ehrgeizig, naiv, hochmütig, schrullig – einmal abgesehen von den hochbegabten Gehirnen. Aber selbst ein Otto Hahn hätte sich fast mit einem simplen Subtraktionsfehler im zweistelligen Zahlenbereich um die Lösung der Kernspaltungsfrage gebracht [Sch. 85].

R.v. Schirach entwickelt seine Darstellung nicht chronologisch, sondern mit Vorblenden und Rückblicken. Wir begegnen zunächst zehn deutschen Wissenschaftlern, die in den letzten Kriegswochen die Spuren ihrer Geheimprojekte verwischen wollen, während sie von den Amerikanern festgesetzt werden, die wiederum Franzosen oder Russen jeden Zugang zu diesen genialen Köpfen verwehren wollen.

Aber im Kern geht es dem Autor um die Nacht vom 6. zum 7. August 1945. Der amerikanische Geheimdienst hatte zuvor schon jahrelang alle deutschen Wissenschaftler beschattet, die in zwei verschiedenen Projekten die Kernspaltung 'aktivieren' wollten. Es gab das Kaiser-Wilhelm-Institut für Physik, konkret den „Uranverein“ um Heisenberg, und das Heereswaffenamt unter Kurt Diebner, die zeitweilig konkurrierend an einer Bombe oder einem Reaktor arbeiteten [Sch. 36 f.], wobei der Unterschied nicht immer allen Beteiligten klar gewesen zu sein scheint.

In den letzten Kriegswochen wurde alle Gesuchten inhaftiert und auf einigen Umwegen am 03. Juni 1945 ins englische Farm Hill verbracht: Erich Bagge, Kurt Diebner, Walther Gerlach, Otto Hahn, Paul Harteck, Werner Heisenberg, Horst Korsching, Max von Laue, Carl Friedrich von Weizsäcker, Karl Wirtz.

Sie alle wussten, dass sie keine funktionierende „Uranmaschine“ fertig gebracht hatten; keiner wusste, dass die amerikanischen Kollegen und Konkurrenten das bereits 1942 erreicht hatten. In der fraglichen Augustnacht erfuhren sie, dass die USA die erste Atombombe über Hiroshima abgeworfen hatten. Anhand der Abhör-Protokolle dieser Nacht und aus dem halben Internierungs-Jahr in Farm Hill zeichnet v. Schirach ein berührendes und bedrückendes Bild jener maßgeblichen Köpfe – kontrastiert durch ihre wichtigsten Gegenspieler im amerikanischen Manhattan-Projekt, von denen viele zuvor aus Deutschland vertrieben worden waren, was zu einer speziellen Konkurrenzsituation führte.

Es ging damals alles rasend schnell. Noch 1933 wies Ernest Rutherford die Idee, mittels Kernspaltung Energie freisetzen zu wollen, als Hirngespinnst zurück. Ein Jahr später reichte Leó Szilárd dazu einen Patentantrag ein. Fünf Jahre später im März 1939 erfasste Weizsäcker als erster Deutscher die Möglichkeit, dass Bombe und Reaktor ebenso möglich sind wie ein nächster Krieg mit ganz neuen Waffen. Einen Monat nach Kriegsbeginn entwirft Diebner für das Heereswaffenamt ein einschlägiges Arbeitsprogramm. Ab da ging es um sehr Konkretes: Uranbeschaffung, Isotopentrennung, Zentrifugen, Schweres Wasser, Anlagenbau. Im Februar 1942 skizziert Heisenberg bei einer Sitzung Bau und Nutzung einer Atombombe. V. Schirach weist speziell darauf hin, dass Hitler vier Monate später, im Juni, ein einziges Mal von Speer über eine derartige Waffe informiert worden ist, sie aber nicht als eine seiner 'Wunderwaffen' verstanden hat.

Aus Deutschland vertriebene Wissenschaftler wurden dagegen von der Angst umgetrieben, dass Hitler dem Bombenbau Vorrang geben könnte. Im August 1939 unterschreibt Albert Einstein einen Brief an Roosevelt, er solle gegen Hitler-Deutschland die Bombe bauen lassen. Otto Frisch und Rudolf Peierls motivieren im März 1940 erst die britische und dann die amerikani-

sche Regierung für das Bombenprojekt. Da sie richtigerweise von 1 kg ²³⁵U und nicht wie Heisenberg von 2 t ausgingen, erschien das Ziel realisierbar. Im Juni 1942 startet das Manhattan-Projekt. Brigadegeneral Leslie Richard Groves lässt aus dem Nichts gewaltige Industrieanlagen bauen – eine Gasdiffusionsanlage auf einer Fläche von gut 300 Fußballfeldern, dazu die erste Plutoniumfabrik und einen Versuchsreaktor –, er lässt u.a. einen neuen Kunststoff einsetzen (Teflon ist kein Weltraumprodukt), eine Mannschaft von zeitweise 150.000 Mitarbeitern, darunter bis zu 2.500 Physikern zusammenstellen und als wissenschaftlichen Leiter Robert Oppenheimer einsetzen, glänzend als Theoretiker wie als Administrator, und gerade mal 38 Jahre alt.

V. Schirach beleuchtet die vielfältigen Facetten dieses Kampfes Goliath gegen David ausgezeichnet und versteht es, auch die inneren Rivalitäten bei Deutschen wie bei Amerikanern deutlich zu machen. Etwa, wenn er die grauenhafte vielen direkten 140.000 Hiroshima-Toten in Relation stellt:

„Der ehrgeizige Arnold [Oberbefehlshaber der alliierten Luftflotte in Japan] hofft, unter Beweis stellen zu können, dass seine unter immensen Kosten von Boeing entwickelten B-29-Langstreckenbomber Japan alleine in die Knie zwingen können. Schon am 9. März 1945 sind bei einem einzigen Luftangriff auf Tokyo 80 000 Einwohner umgekommen und innerhalb von drei Stunden wird in einem Feuerozean dabei eine mehr als doppelt so große Fläche wie in Hiroshima und Nagasaki zusammen zerstört“ [Sch. 182].

In der Nacht von Farm Hill schießt den zehn Deutschen vieles, allzu vieles durch die Köpfe, sie nehmen Schuld auf sich, sie korrigieren ihre Erinnerungen, sie grübeln über die weltpolitischen Konsequenzen, sie distanzieren sich zum Teil unmittelbar von den letzten Arbeitsjahren. All das will in dem Buch selbst nachgelesen werden.

Der Rezensent schreibt jetzt von persönlicher Betroffenheit, hatte doch gerade v. Weizsäcker Strahlkraft auf den Abiturienten von 1966.

„Viele Jahre später, als Harteck längst in Amerika Bedeutendes geleistet hatte, beschreibt er einen Geburtsfehler aus Ignoranz und Dünkel, der mit half, das Uranprojekt zu Fall zu bringen. Für ihn haben Heisenberg, Weizsäcker und die anderen gedacht, dass nur sie und niemand sonst auf der Welt auf bestimmte Lösungen gekommen wären“ [Sch. 214; bekräftigt 230].

Bereits am 08. 08. 1945 legen die zehn Internierten ein Memorandum vor, in dem die Nachkriegslegende einer nur auf die friedliche Nutzung der Kernenergie ausgerichteten Forschung angelegt wird [Sch. 216]. Dabei wollte Weizsäcker bereits 1941 ein Verfahren zur Herstellung einer Plutoniumbombe beim Reichspatentamt anmelden. „Hatte Weizsäcker das bereits in Farm Hall vergessen?“ [Sch. 219]

Im Epilog erzählt v. Schirach, wie v. Weizsäcker auf die 1993 veröffentlichten Abhörprotokolle von Farm Hill reagiert.

„Jetzt, ein halbes Jahrhundert später, ist Weizsäcker frei genug, allen Nachkriegslegenden über den angeblich freiwilligen Verzicht der deutschen Wissenschaftler, die Bombe zu bauen, an denen er selbst beteiligt war, eine Absage zu erteilen. »Es kann sein, dass ich irgendwo bewusst gelogen habe, es kann sein, daß ich verdrängt und unbewusst gelegen habe. Ich bin kein vollkommener Mensch.« [Sch. 249]

Ein ehrliches Eingeständnis. Doch nun über dieses Buch hinaus: Heisenberg und Bohr führten im September 1941 im besetzten Kopenhagen ein berühmt gewordenes Gespräch über mögliche Bombenpläne in Nazi-Deutschland. V. Weizsäcker war damals Begleiter von Heisenberg, hat sich aber nie klar dazu geäußert.

1956/57 gab es neuerlich ein atomares Problem. Franz Josef Strauß, statt Atomminister nun Verteidigungsminister, trat Nato-intern für taktische Atomwaffen auf deutschem Boden ein, für amerikanische Sprengköpfe auf deutschen Trägersystemen. Als Physiker davon erfuhren, führte eine Gruppe von ihnen unter v. Weizsäckers Leitung im Januar 1957 ein Gespräch mit Strauß. Der überzeugte sie davon, dass es sich nicht um nationale Atomwaffen handeln würde und erbat sich Stillschweigen über diese Unterredung. Weizsäcker verstand im Rückblick nicht, wie sich seine Physiker-Delegation dazu hatte bewegen lassen können (von mir aus der Erinnerung zitiert). Möglicherweise gab es auch hier unbewusst eine Sympathie für derartige Waffen. Erst als Bundeskanzler Adenauer in seiner Antwort auf eine parlamentarische Anfrage „in abenteuerlich verharmlosender Weise taktische Atomwaffen als „klein“, „beinahe normal“ und »Weiterentwicklung der Artillerie« bezeichnete“ [Stölken-Fitschen, 68],

rafften sich die Wissenschaftler zu ihrer Göttinger Erklärung auf, mit der sie diese Waffen stoppen konnten, aber zugleich das Tor für die friedliche Nutzung der Kernenergie, sprich für ihre zivile Kernforschung offen hielten.

Zurück zu v. Schirachs Buch. Es berührt wie nebenbei auch die Frage nach der 'richtigen' Physik, wie sie von Alexander Unzicker, Bill Gaede oder Raphael Haumann aufgeworfen worden ist [Frank 2011; Otte 2011; 2012]. Die Frage schwelt seit 1900, als Max Planck eine Quantelung von Energie(niveaus) entwarf. Die Modelle wurden durch Albert Einstein und Niels Bohr komplexer und 1925 durch den 24-jährigen Werner Heisenberg mit seine Aussagen zur Quantenmechanik zu einem ersten Abschluss gebracht (1931 Nobelpreis).

„Die Entwicklung der Quantenphysik hat das Verständnis der Welt revolutioniert, und die Frage lautet nicht mehr, ob eine der neuen Theorien »verrückt«, sondern ob sie verrückt genug sei“ [Sch. 12].

Der Atombombenabwurf bewies durch sein menschenvernichtendes Funktionieren, dass nicht mit der entstehenden Quantenphysik, sondern erst bei der Suche nach den noch verrückteren Modellen die Nuklearphysik aus dem Ruder gelaufen sein muss und Vorstellungen entbunden hat, die zu einem Weltbild geführt haben, das selbst das interessierte Publikum überfordert und auf den banalen Konsumrausch oder auf gottesfürchtige Bilder zurückwirft, während die Physiker Gelder für immer kostspieligere Maschinen einfordern.

Egon Friedell zum 75. Todestag (16. 03. 1938)

Nicht von ungefähr sind Atombombe und ihre Folgen außerhalb der naturwissenschaftlichen Eliten früh diskutiert wurden. So schrieb Egon Friedell bereits 1931, ein Jahr vor Entdeckung des Neutrons und 26 Jahre nach Einsteins [1905] berühmtester Formel ($E = mc^2$):

„Die Entbindung der »intra-atomischen« Energie würde selbstverständlich eine vollkommene Umwälzung aller irdischen Verhältnisse zur Folge haben. Hingegen können nur sehr naive Personen glauben, daß dies auch die Lösung der sozialen Frage bedeuten würde. [...] Nein: durch die »Aktivierung des Atoms« würden bloß die Oberen noch gieriger, die Unteren noch ärmer, also beide noch hungriger und die Kriege noch bestialischer; zur Lösung der sozialen Frage bedarf es einer *moralischen* Emanation, Strahlenerzeugung und Atomzertrümmerung“ [Friedell, Nr. 227].

Friedell wählte nach Hitlers Einmarsch in Österreich (und damit noch vor Hahns Experiment) den Freitod. Insofern blieben ihm Atomzeitalter und Kalter Krieg 'erspart'. Erspart blieb ihm auch die sog. Finanzkrise, die jederzeit unsere Zivilisation dramatisch beschädigen kann. Mit Blick auf Dantes Inferno schrieb er 1915, während des Krieges und trotz aller menschenverachtenden Strategen:

„Die allerfurchtbarste Verdammnis trifft zweifellos jene Scheusale, die mit ihrem schmutzigen Profitgeist die Welt verpesteten und aus dem ganzen zivilisierten Erdkreis eine einzige riesige Schacherbörse und Schwindelbank machen wollen“ [ebd. Nr. 319].

Bereits vor 1912 war ihm klar, vor welcher Revolution die Kommunikationsformen stehen, auch wenn damals keiner das Wort „Internet“, kaum einer das Wort „Fernseher“ kannte. Denn:

„Das erste echte elektronische Fernsehbild erzeugte 1906 in Deutschland Max Dieckmann“ [wiki ↪ Fernsehen].

„Mit Hilfe dieser besser unter dem Namen »Braunsche Röhre« bekannten Erfindung gelang es 1908, ein Funkbild zu übertragen, das Dieckmanns Zeichnung einer Villa mit Garten in Gräfelfing zeigte. Es war die Geburtsstunde des Fernsehens. Max Dieckmann brachte dieser Pionierleistung

allerdings einen Rüffel seines Professors [Karl Ferdinand Braun] ein, der jeden Gedanken ans Fernsehen als »obskur« verurteilte“ [Klaus].

„1908 gründete er [Dieckmann] die Drahtlostelegraphische und Luftpfelektische Versuchsstation Gräfelfing, die Keimzelle des Deutschen Zentrums für Luft- und Raumfahrt (DLR)“ [wiki ↪ Max Dieckmann].

„Als er [Dieckmann] 1913 an der TU [München] eine Vorlesung zum Thema *Drahtloses Fernsehen* halten wollte, erhob der Senat Einspruch. Er musste sie umbenennen in *Fernübertragung hoher Mannigfaltigkeit*“ [wiki ↪ Fernsehen].

Der technisch interessierte Bürger bestaunte 1913 Telephone, Grammophone und Kinematographen. Friedell hatte mehr im Blick:

„Höchstwahrscheinlich steht uns auch die Erfindung des Fernsehers bevor. Nimmt man nun alle diese Dinge ein wenig im Geiste vorweg, so darf man sagen: es ist gar nicht ausgeschlossen, daß es in hundert Jahren eine Art der publizistischen Wirksamkeit geben wird, die der Schriftstellerei an Eindringlichkeit, Vielseitigkeit und Beweglichkeit ebenso überlegen ist wie das Buch und die Tageszeitung dem Kanzelredner und Wanderprediger“ [ebd. Nr. 242; geschrieben vor 1912].

Die hundert Jahre sind vorbei, und wir stehen mitten in diesem Umbruch, der alle Schranken für Informationen sprengt, zu ungeahnten Wissenskonglomeraten führt und en passant Urhebererschaft wie Urheberrecht atomisiert.

Literatur

Einstein, Albert (1905): Ist die Trägheit eines Körpers von seinem Energieinhalt abhängig? *Annalen der Physik* 323, Nr. 13, 639–643

Frank, Werner (2011): Vom Urknall zum Durchknall. Die abstruse Jagd nach der Weltformel. Eine Rezension; *Zeitensprünge* 23 (2) 505–508

Friedell, Egon (1989): *Kultur ist Reichtum an Problemen. Extrakt eines Lebens gezogen und vorgesetzt von Heribert Illig*; Zürich (Die Nrn. beziehen sich auf die Aphorismen, dort Rückbezug auf die Originalquellen.)

Klaus, Martin A. (2013): Als der Zeppelin Gräfelfing grüßte; *SZ*, 09. 03.

Otte, Andreas (2012): »Die Physik des Nichts«; *Zeitensprünge* 24 (3) 735–751

- (2011): Bill Gaede's „Why God doesn't Exist“. Eine Radikalkritik der mathematischen Physik; *Zeitensprünge* 23 (2) 478–493

Pu Yi (1974): *Ich war Kaiser von China: Vom Himmelssohn zum neuen Menschen*.

(Hrsg. und Übersetzg. von Richard von Schirach und Mulan Lehner); München

Schirach, Richard von (2005): *Der Schatten meines Vaters*; München

Stölken-Fitschen, Ilona (2008): Wissenschaftler im politischen Diskurs. Die Göttinger Erklärung von 1957 - eine Fallstudie; in Albrecht, Stephan u. a. (2008): *Zur Verantwortung der Wissenschaft. Carl Friedrich von Weizsäcker zu Ehren*; Münster, 67–80

wiki = *Wikipedia Enzyklopädie* ↪ entsprechender Artikel

Neues aus allen Zeiten

Sine grano salis

Sine verlangt wie *cum* den Ablativ. Die Überschrift mit *granum* [3/2012, 520] wird also auch mit viel Salz nicht richtig.

Eine Korrektur von Christoph Teutsch, Düsseldorf

*

Neue Veralterungsschübe

Obwohl von „Alma“ in der chilenischen Atacama-Wüste erst 16 der insgesamt 66 Teleskope in Betrieb sind, liegen die heftigsten Sternentstehungsausbrüche jetzt bei 12 Mrd. Jahren, 1 Mrd. früher als bislang gedacht. Da lag der Urknall je nach Rechnung erst 1 bis 2 Mrd. Jahre zurück. Man ist bereits dabei, ihn noch urälter zu machen.

Und der weitaus größte Teil des Grand Canyon ist nicht vor 5, sondern vor 70 Mio. Jahren entstanden [CRIS]. Nur die letzten Ausformungen sind laut Rebecca Flowers und Kenneth Farley 5 bis 6 Mio. Jahre alt. Ob ihnen das all jene Amerikaner abnehmen, die den Canyon als Sintflutprodukt sehen?

CRIS (2012): Die Schlucht der Dinos. Grand Canyon ist 70 statt nur fünf Millionen Jahre alt; SZ, 30. 11.

Schultejans, Britta (2013): Sterne um Milliarden Jahre älter als gedacht; *Die Welt*, 13. 03. <http://www.welt.de/wissenschaft/weltraum/article114413302/Sterne-um-Milliarden-Jahre-aelter-als-gedacht.html>

*

Nofretete

Wer gedacht hatte, dass DNA-Analysen Licht ins Dunkel des Königshauses von Amarna brächten, muss erstaunt sein, denn immer neue Möglichkeiten werden ventiliert. Nun hat der Ägyptologe Marc Gabolde von der ›Universität Paul-Valéry Montpellier 3‹ folgende Variante vorgestellt:

Nofretete könne sehr wohl die Mutter von Tutanchamun gewesen sein, wenn sie eine Cousine ersten Grades von Echnaton gewesen wäre.

„Die enge genetische Verwandtschaft beider Eltern könne nicht nur allein durch eine Bruder-Schwester-Verwandtschaft erklärt werden, sondern könne auch entstanden sein, weil zuvor schon drei Generationen jeweils Cousins und Cousinen ersten Grades gehehlicht hätten: »Die Konsequenz aus diesen Eheschließungen ist, dass die DNA der dritten Generation zwischen Cousin und Cousine aussieht wie diejenige zwischen Bruder und Schwester«, sagte er in seinem Vortrag.“

Wer es heftiger will, liest Stanglmeier und fragt sich, ob nun Nofretete nicht

nur Tutanchamuns Mutter, sondern auch Religionsstifterin, Militärstrategin, Säuferin und hethitische Spionin war.

Franz, Angelika (2013): Tutanchamuns geheimnisvolle Mutter; *Spiegel Online*, 17. 2.
Stanglmeier, G.F.L. (2012): *Der Fall Nofretete. Die Wahrheit über die Königin vom Nil*; München

*

Christen der Katakomben waren Fischesser

„Als die frühen Christen den Fisch zu ihrem Symboltier erhoben, wählten sie womöglich einfach ihr Hauptnahrungsmittel. Um herauszufinden, wovon sich die Christus-Anhänger ernährten, hat ein Archäologen-Team um Leonard Rutgers von der niederländischen Universität Utrecht Proben von 22 Skeletten aus der Calixtus-Katakombe untersucht, der ersten christlichen Gemeindegrotte Roms. Die dabei gefundenen Isotopenwerte sprechen für eine Diät, die fleischarm, aber reich an Süßwasserfisch war. Der Anteil an Fisch – wahrscheinlich direkt aus dem Tiber – lag den Wissenschaftlern zufolge bei 18 bis 43 Prozent der insgesamt verzehrten Speisen. Tiber-Fisch galt damals als Arme-Leute-Essen. Aus den Messungen ziehen Rutgers und seine Kollegen im ›Journal of Archaeological Science‹ den Schluss, ›dass zumindest die kleine Gruppe, die wir untersucht haben, aus sehr einfachen Leuten bestand.‹“ [spiegel 2009]

Prof. Rutgers hat Holzkohle aus der jüdischen Villa-Torlonia-Katakombe ins 2. Jh. – „und vielleicht sogar noch früher“ datiert. Damit rücken die wenigen jüdischen vor die ca. 60 christlichen Katakomben Roms, die dem 3. bis 5. Jh. entstammen, und werden so zu Vorbildern für die scheinbar vorgängerlosen christlichen Begräbnisstätten [Schirber].

Ein Fund von Reinhard Franz, Waldstetten

spiegel (2009): Frühe Christen waren Fischesser; *Der Spiegel*, Nr. 19/2009; 04.05. 2009, S. 126 <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-65243799.html>

Schirber, Michael (2005): Christian Catacombs May Have Jewish Origin; *Live Sciences* <http://www.livescience.com/323-christian-catacombs-jewish-origin.html>

*

Bayerns dunkles Zeitalter. Auf den Weg zum Stammesherzogtum

Man sollte es nicht für möglich halten. Nach dem Tod von Horst Fuhrmann (1926–2011) und nach der Emeritierung von Johannes Fried (2009) wie von Rudolf Schieffer (2012) gibt es tatsächlich Geschichtssendungen, in denen Geschichte nicht primär aus Urkunden und darauf sich türmenden Historikerphantasien gewonnen wird, sondern aus der Sicht des Archäologen.

Es ging in der schon 2011 gedrehten Sendung um den Übergang von der gegen 476 endigenden römischen Zeit in Raetia und Noricum hin zu den

Bajuwaren, die sich bis 550 gebildet haben. Dazu wurde zunächst festgehalten, dass in den 'Großstädten' Augsburg und Regensburg (auch Salzburg) Kontinuität zwingend gegeben ist. Aber auch auf dem Land gibt es Hinweise. So besteht z.B. Namenskontinuität bei Abodiacum = Epfach an der Via Claudia, dort außerdem nachrömische Bestattungen des späten 5. Jh. mit Beigaben und links leicht abgewinkeltem Unterarm wie zu Römerzeiten. Der hierfür notwendige Warenverkehr lief weiterhin auf soliden Römerstraßen, die zum Teil in den Felsen geschnitten waren. In ausgegrabenen Bajuwarensiedlungen belegen die Knochenfunde die gleichen Haustierarten wie zur Römerzeit, samt Huhn und Gans; Nutztiere wie das Schwein waren jedoch kleiner. Die römische Hundevielfalt reduzierte sich auf einen einzigen Typus.

Wichtig sind die weiträumigen Handelsbeziehungen. In Burgweinting bei Regensburg, der mit 70 ha umfassenden größten bayerischen Ausgrabung, fanden sich rheinische Rüsselbecher, gepidische Tonware und langobardischer Schmuck, während der Turmschädel einer Frau auf hunnische Herkunft mit asiatischen Wurzeln hinweist. Insofern bestätigt sich das frühe Bayern als 'Schmelztiegel'. In Unterhaching wurden Preziosen der Zeit um 520 geborgen: „Da waren Edelsteine aus dem fernen Indien neben heimischen Karfunkelsteinen (Halbedelsteine), gefasst von den nobelsten Goldschmieden Italiens. Gewandet waren die Verstorbenen in mit Gold durchwirkte chinesische Seide“ [Krause]. Sie legen es nahe, den Ortsnamen mit einer der fünf Ursippen der Bajuwaren, den Hahilingen in Verbindung zu bringen. Erst hier wurde der Rückgriff auf ein Schriftstück, auf die *Lex baiuvariorum* notwendig.

Es geht also doch.

HI

Krause, Josef (2010): *NordOstMagazin*

<http://www.nordostkultur-muenchen.de/themen/hahilingas.htm>

Lovett, Ulrike (2011): *Bayerns dunkles Zeitalter. Auf den Weg zum Stammesherzogtum*; BR alpha, 02. 03. 2013, Redaktion U. Lovett, Sprecher Dr. Harald Schulze

*

Ingelheim, St. Remigius

Die katholische Pfarrkirche ist erst im 18. Jh. neu gebaut worden, ihr Turm stammt von 1155/60, aber eine Urkunde von 822 erwähnt eine Kirchenschenkung Karlmanns für 741. Und 948 fand dort eine Synode statt, an der die Könige Otto d. Gr. und Louis IV teilnahmen [wiki → St. Remigius (Ingelheim)].

Jetzt wird unter der Kirche gegraben. Nachgewiesen wurde eine steinerne Vorgängerkirche, so groß wie die Frankfurter Salvatorkirche (852 geweiht, mit den Innenmaßen 29,80 x 22,20 m [wiki → Königspfalz Frankfurt]). Sie steht in einem merowingischen Gräberfeld des 7. und frühen 8. Jh.; weil eine Grablage *nach* der Kirche gebaut wurde, wird sie derselben Zeit zugerechnet. Damit handelt es sich um „eine der frühesten bekannten merowingerzeitlichen

Kirchengründungen am Mittelrhein“ [Siebler] und kommt für die Schenkungsbeurkundung eigentlich zu früh! Fünf Gräberfelder dieser Zeit zeugen von einer dichten Besiedlung. Unter der Kirche könnte auch noch ein spätantiker Bau des 5./6. Jh. liegen. Hier beginnen mediävistische Probleme.

Es wäre naheliegend, dass es sich um Anrainer der römischen Anlage handelt, die für die Wissenschaft erst Karl (ab 774?) als Pfalz gegründet haben soll. Karl habe auch in seiner Pfalz nicht die Saalkirche bauen lassen, sondern nur eine kleine Kapelle, „deren byzantinische Kleeblattform (Trikonchos) an den Ufern des Rheins exotisch anmutet“ [ebd.]. Sie ist dann nicht exotisch, wenn sie bereits im 6. Jh. errichtet worden ist, so wie manch anderer derartiger Bau (etwa im istriatischen Poreč), beweist aber nun, dass Aula, Exedra und Nordtrakt der sog. Kaiserpfalz tatsächlich römisch sind. Wir werden über die weiteren Grabungsergebnisse unterrichten, auch über die mit einem darunter liegenden Ossuarium verbundenen Sarkophag des 11. Jh.

Ein Fund von Dr. Hugo Godschalk, Frankfurt am Main

Illig, Heribert / Lelarge, Günter (2001): Ingelheim - karolingisch oder römisch? *Zeitensprünge* 13 (3) 467-492

Siebler, Michael (2013): Tief ist der Brunnen der Vergangenheit. Ein Rom am Rhein: Ingelheim hatte ein Leben vor Karl dem Großen; *FAZ*, vom 14. 03.

*

Das Karlsamt

Dieses Hochamt wird jedes Jahr in Aachen und in Frankfurt am letzten Samstag im Januar zelebriert. Mit der Messe beten die Gläubigen für eine gute Zukunft Europas – und das seit 1332. Heuer wies der Apostolische Nuntius in Deutschland, Erzbischof Jean-Claude Périsset darauf hin, dass Karl „eine integrierte Gesellschaft“ geschaffen habe. So habe er

„die Schrift vom Gottesstaat des heiligen Augustinus ständig wie eine Bibel bei sich getragen [...] So habe Karl der Große in seiner Amtszeit durchgesetzt, dass jeder Pfarrer allen Kindern in seiner Pfarrei Lesen, Schreiben und Rechnen beibringen sollte. Priester mussten zudem Examina ablegen, so dass gewährleistet sein würde, dass sie ihr Amt auch korrekt ausübten“.

Mit der zum Teil aus dem 15. Jh. stammenden Liturgie, mit Karlssequenz und Karlslandes sind Bittrufe „für Kirche, Papst, den Bischof, das deutsche Volk und alle Regierenden verbunden.“ Solchermaßen gestärkt ist der Papst zwölf Tage später zurückgetreten.

Ein Fund von Dr. Hugo Godschalk, Frankfurt am Main

kkle (2013): Karl der Große als Vorbild. Nuntius Périsset spricht zum Karlsamt vor Katholiken; *FAZ*, 28. 01.

*

Wikinger: festgemauert tief im Wasser, aber problematisch

„Zwischen dem 8. und 10. Jahrhundert gab es auf der schwedischen Insel Björkö einen regen Handel der Wikinger. Hier war der bedeutendste Handelsplatz Skandinaviens und hieß damals noch Birka.

Unterwasserarchäologen haben nun herausgefunden, wie gigantisch die Hafenanlage der Wikinger damals wohl war. Die Siedlung Birka muss ein Drittel größer gewesen sein, als bisher angenommen. Die Anleger müssen 90 Meter ins Meer hinausgeragt haben.

Die Forscher entdeckten Piers aus Stein. »Bisher hatte es niemand für möglich gehalten, dass die Wikinger Steinpiers in solchen Tiefen bauen konnten«, sagt Grabungsleiter Andreas Olsson. Denn die Piers reichen bis in acht Meter Tiefe“ [shortnews].

Wer hätte das gedacht: Ausgerechnet ein Volk der Berserker und Brandschatzer soll zur Ehre des Weltkulturerbes erhoben werden [Rollfinke]. Deutschland schickt dafür Haithabu und Danewerk ins Rennen. So will es die Ländergemeinschaft aus Deutschland, Dänemark, Island, Norwegen und Lettland – ausgerechnet die Schweden sind trotz Birka und Hovgården abgesprungen, ohne Angabe von Gründen. Vermutete man zunächst Angst vor Rechtsextremen und Nationalromantikern, gilt jetzt: Laut dem Generaldirektor des schwedischen Zentralamts für Denkmalpflege, Lars Amréus, würden die im Projekt vereinigten Denkmäler „kein repräsentatives Bild der Kultur der Wikingerzeit, weder geografisch, sozial, kulturell noch wirtschaftlich“ abgeben [mra]. Vielleicht hat man bemerkt, dass gerade das Wikingererbe des 9. Jh. für eine solche Würdigung zu volatil, gar futil, sprich unauffindbar ist.

mra (2013): Weltkulturerbe: Warum Schweden ging; *Flensburger Tageblatt*, 15. 02.

<http://www.shz.de/nachrichten/lokales/schleswiger-nachrichten/artikeldetails/artikel/weltkulturerbe-warum-schweden-ging.html>

Rollfinke, Jörn (2012): Wikinger auf dem Weg zum Weltkulturerbe; *NDR.de*, 05.12.

http://www.ndr.de/ratgeber/reise/urlaubsregionen/flensburg_schlei/unescowikinger101.html

shortnews (2012): Schweden: Forscher entdecken riesigen Wikinger-Hafen; 25.08., 09:12 Uhr <http://www.shortnews.de/id/980001/schweden-forscher-entdecken-riesigen-wikinger-hafen>

*

„Ego Fakilo“ – das älteste Dokument des spanischen Mittelalters

Der Wettbewerb ist entschieden: Das älteste, originale, asturische, aber auch insgesamt spanische Dokument ist nicht der *Liber Testamentorum Adefonsis Regis Casti*, der in der Kathedrale von Oviedo aufbewahrt ist, aber nur in einer jüngeren Abschrift vorliegt, sondern eine der üblichen Schenkungen. Ein Herr Fakilo hat am 21. 03. 833 – auf der Urkunde steht in span. Ara-

Rechnung 801 – ein Fünftel seiner Erbschaft der Kirche abgetreten, damit das Kloster Santa María de Libardón in Asturien gegründet und erhalten werden könne. Wer gegen diese Schenkung vorgeht, wird mit einer Strafe in Gold, mit Exkommunikation und ewiger Höllenverdammnis bedroht. Geschrieben wurde die Urkunde von einem Vilimerio, der einen westgotischen Schrifttyp benutzte. Die zuständige Kustodin aus Oviedo betont [Méndez]:

„Wenn man bedenkt, dass die westgotische Epoche ein Übergang von der spätrömischen Zeit ins Mittelalter ist, haben wir ein außerordentlich wichtiges Dokument vor uns, da es das erste aus dem Spanien der Reconquista ist – einer Zeit, die zweifelsfrei dem Mittelalter zugerechnet werden kann“.

Wir konstatieren, dass auch in Nordspanien Schenkungen an die Kirche der Schriftform bedurften – in Deutschland war dies für die Fälscher eine Konsequenz aus dem Wormser Konkordat – und dass auch diese Urkunde nur von Paläographen geprüft und für gut befunden worden ist (keineswegs C14-Messungen wie im Fall der Qumran-Rollen). Außerdem soll die Reconquista unverändert früh eingesetzt haben. Die Schlacht von Covadonga, 722, gilt als ihr Beginn, obwohl niemand weiß, ob es sich tatsächlich um den Beginn der beabsichtigten Rückeroberung Iberiens gehandelt hat, in die dann auch Karl der Große, Roland und die Schlacht von Roncesvalles/Roncevaux/Orreaga eingebunden worden sind. Die tatsächliche Reconquista entzündet sich an der Einnahme Santiagos de Compostela durch al-Mansûr. Nach dessen Tod im Jahr 1002 wurde die Halbinsel bis 1492 den Mauren wieder entrissen.

Ein Fund von Hans Bangerter, E-33595 Llanes/ Asturias, der auch die Übersetzungen angefertigt hat.

Méndez, Eloy (2013): *El Tesoro con mayúsculas de la Catedral; La Nueva España*, Oviedo; 27. 01.

*

Eisen um 1100

Eine SZ-Meldung vom 13. 12. 2012 für das Jahr 1039:

„Von diesem Jahr bis ins Jahr 1161 datieren venezianische Leihverträge über eiserne Anker. Schiffe können sich für einen sehr hohen Preis einen Eisenanker in Venedig leihen.“

Zentnerschwere Eisenteile wurden demnach im 11./12. Jh. mit wachsender Produktion langsam erschwänglich.

<http://www.medievalsteel.de/Seiten/Zeittafel/J1000.htm>

*

Präzise Zukunft

Während die Welt nach immer schnelleren Computern giert und immer schneller wegwirft, wollte der in diesem Genre besonders erfolgreiche Erfin-

der Danny Hillis eine Uhr bauen, die auch in 10.000 Jahren noch funktioniert. Erdacht hat er einen Binärcomputer, der einmal im Jahr tickt, gesteuert mit Räderwerk aus wertlosem Material, denn teure Stoffe könnten irgendwann gestohlen werden, mit unerschöpflicher Energiezuführung, permanenter Justierung, unbeeindruckbar selbst durch einen Zivilisations-Clash, da der Chronometer auch mit Instrumenten aus der Bronzezeit gewartet werden kann.

Entworfen wurde eine über 100 m hohe Uhr, eingelassen in einen texanischen Bergwerksschacht, angetrieben über tonnenschwere Steingewichte, die mittels der täglichen Temperaturdifferenz gehoben werden; dazu gehören Keramiklager für das Räderwerk und ein gewaltiges Pendel aus – sicher ganz besonders billigem – Titan.

Amazon-Eigner Jeff BEZOS hat 42 Millionen seiner 18 Milliarden \$ für *the clock of the long now* bereitgestellt. Da stellt sich die Frage: Wenn eine an der Langzeitperspektive orientierte Firma den Wert schlecht bezahlter Arbeit wiederentdeckt, warum dann der Umweg übers Geld? Warum keine von Sklaven angetriebene Uhr? Dieses Geschäftsmodell bewährt sich doch seit Olims Zeiten! Wir werden in 2- bis 3.000 Jahren einen Kontrollbesuch machen.

Schulz, Roland (2013): Der Uhrknall; *Süddeutsche Zeitung Magazin*, Nr. 9, 01. 03. Uhr: <http://longnow.org/clock/>

*

Bis dahin wird es wohl auch das *Gottesteilchen* noch geben. Rolf Heuer als Generaldirektor des Cern spricht jetzt definitiv vom gefundenen *Higgs-Teilchen*. Der Beschleuniger hat sich bei der Suche verausgabt und muss zwei Jahre gepflegt werden.

ubi (2013): Es ist definitiv das Higgs-Boson; *F.A.Z.*, 13. 03. 13

*

Neu bei Mantis

Das lang angekündigte Buch über den Bildhauer Pilgram liegt endlich vor: Heribert Illig (2013): *Meister Anton, gen. Pilgram, oder Abschied vom Manierismus. Rekonstruktion eines Werks, Kritik einer Stilperiode*; 360 S., 167 Abb., darunter 64 Tafeln, 27,90 €, für Abonnenten 25,- €
Kein chronologiekritisches Werk, aber immerhin wird die um 50 Jahre ‘oszillierende’ Wiener Kanzel nicht nur präzise untersucht, sondern auch genau datiert, dazu das Werk eines Ausnahmekünstlers rekonstruiert und eine ganze Kunstepoche gestrichen.

Im Juni erscheint von H. Illig ein ‘Pamphlet’ zum 1250. ‘Geburtstag’ der beiden Nachbarorte *Gräfelfing und München-Pasing*; Ca 100 S., ca. 10,- €

*

Mantis Verlag (Preise für Abonnenten inklusive Inlandsporto)

- Illig, Heribert (2013): **Meister Anton, gen. Pilgram, oder Abschied vom Manierismus.** 360 S., 167 Abb., 27,90 €, für Abonnenten 25,- €
- Heinsohn, Gunnar (2012): **Die Erschaffung der Götter. Das Opfer als Ursprung der Religion;** 228 S., 30 Abb., 15,90 €, für Abo. 13,90 €
- Illig, Heribert (2012): **Aachen ohne Karl den Großen. Technik stürzt sein Reich ins Nichts.** 208 S., 57 Abb., Pb., 14,90 €, für Abo. 13,90 €
- Illig, Heribert (2011): **Die veraltete Vorzeit. Eine neue Chronologie der Prähistorie.** 240 S., zahlreiche Abb., Pb., 17,90 €, für Abo. 15,- €
- Illig, Heribert (2010): **Geschichte, Mythen, Katastrophen. Über Velikovsky hinaus.** 360 S., 62 Abb.-Seiten, Pb., 22,90 €, für Abo. 21,- €
- Heinsohn, Gunnar · Illig, Heribert (2010): **Wann lebten die Pharaonen?** 503 S., 192 Abb., Pb., 27,61 €, für Abo. 24,- €
- Heinsohn, Gunnar (2009): **Wie alt ist das Menschengeschlecht?** 158 S., 42 Abb., Pb., 13,90 €, für Abo. 12,- €
- Kerner, Martin (2009): **Bronzezeitliche Astronomie. Die Bronzescheibe von Nebra.** 368 S., ca. 85 Abb., Pb., 24,90 €, für Abo. 22,- €
- Illig, Heribert (2008): **Die Chiemseeklöster. Neue Sicht auf alte Kunst.** 150 S., 49 Abb., Pb., 14,90 €, für Abo. 13,50 € (s. S. 770!)
- Franz, Dietmar (2008): **Rätsel um Potsdams Ersterwähnung. Urkundenfälschungen auf Otto III.,** 135 S., 11 Abb., Pb., 12,90 €, für Abo. 11,50 €
- Kerner, Martin (2007): **Vom Steinbeil zum Pantheon. Kulturgeschichte der Kalendarik.** 197 S., ca. 55 Abb., gebunden, 18,90 €, für Abo. 17,50 €
- Heinsohn, Gunnar (2007): **Die Sumerer gab es nicht** 311 S., Pb.; 19,90 €, für Abo. 18,50 €
- Thiel, Werner (2005): **Schwert aus Pergament, Roman,** 200 S., Pb., 7,90 €
- Heidrich, Specht K. (2004): **Mykenische Geschichten: Von Phoroneus bis Odysseus, von Atlantis bis Troia.** 416 S., 24,50 €, für Abo. 21,50 €
- Illig, Heribert · Löhner, Franz (2003): **Der Bau der Cheopspyramide nach der Rampenzeit.** 270 S., 127 Abb., Pb., 18,41 €, für Abo. 16,- €
- Weissgerber, Klaus (2003): **Ungarns wirkliche Frühgeschichte** 325 S., 35 Abb.seiten, Pb. 19,80 €, für Abo. 9,80 €
- Illig, Heribert · Anwander, Gerhard (2002): **Bayern in der Phantomzeit** Zwei Bände, 958 S., 346 Abb., 2 Pb.; 29,80 €, für Abo. 25,- € (s. S. 770!)
- Menting, Georg (2002): **Die kurze Geschichte des Waldes. Plädoyer für eine Kürzung der Waldgeschichte.** 170 S., Pb., 14,90 €, für Abo. 7,90 €
- Siepe, Franz (2002): **Fragen der Marienverehrung.** 240 S., für Abo. 8,90 €
- Tamerl, Alfred (1999): **Hrotsvith von Gandersheim. Eine Entmystifizierung** 327 S., 17 Abb., Pb., 20,40 €, für Abo. 9,90 €

Zeitensprünge. Interdisziplinäres Bulletin, 2013 im 25. Jahrgang, vorauss. mehr als 600 Seiten, innerhalb von Deutschland 40,- €, außerhalb 45,- €.

Zeiten sprünge

Interdisziplinäres Bulletin
(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')
Jahrgang 25, Heft 1, April 2013

- 3 Editorial
5 Gerhard Anwander: 11. 6. 1945 – 17. 1. 2013. Ein Nachruf
8 Dr. Detlef Suhr: 3. 11. 1962 – 28. 1. 2013. In memoriam
9 Illig, Heribert: Horken, Krohne, Krieg, NS-Zeit. Ein Prähistoriker aus Gräfelting
30 Otte, Andreas: Homer an der Ostsee. Felice Vincis Buch ins Deutsche übersetzt
34 Lüling, Günter: Das verfälschte Geschichtsbild der Alten Welt im jüdischen Alten Testament
67 Illig, H.: Amtsinsignien des Pharao. Herrscher über Beduinen und Bauern
73 Friedrich, Volker: Die fränkische Herrscherliste Bischofs Godmar von Gerona, 939/40
95 Illig, H.: Kölner Geklüngel anno 2013
113 Wirsching, Armin: Exkurs zu Widukind von Corvey. Awaren – Ungarn – Karl der Große
130 Heinitz, Volker: Flurname „Kuhtanz“
141 Laszlo, Renate: Simeons *Geschichte der Kirche v. Durham*
170 Laszlo, R.: Ein neu entdecktes Rätsel des Exeterbuches
183 Illig, H. / Kämmerer, Jens: Mittellatein und Karls Renaissance
190 Illig, H.: Was wissen wir vom frühen Islam?
202 Glötzner, Johannes: Abgedankt und ausgetrickst. Eine Reminiszenz
206 Otte, A.: Neues von der bikameralen Psyche. Die Aktivitäten der *Julian Jaynes Society*
211 Dumbs, Mathias: Hochdeutsch in seinen regionalen Varianten
216 Giesinger, Norbert: Die rückgerechneten Sonnenfinsternispaare von 418 / 447 AD und 939 / 968 AD
232 Otte, A.: Electric Universe 2013 – The Tipping Point. Ein Konferenzbericht
242 Frank, Werner: Zwei Bücher über das Unbehagen an der heutigen Physik. Rezensionen
246 Illig, H.: Der Fluch des 20. Jahrhunderts. Richard von Schirach über die Atombombe. Eine Rezension
252 Neues aus allen Zeiten
259 Verlagsnachrichten

ISSN : 0947-7233